

Oberfehleken



VERLAG FRIEDRICH BRANDSTETTER, LEIPZIG

XII/96

Plat 5.50

2-20



EX+LIBRIS

WOJEWÓDZKIEJ

I MIEJSKIEJ

BIBLIOTEKI

PUBLICZNEJ

IM. EMANUELA SMÓŁKI

W OPOLU

×KSIĘGARNIA×
ANTYKWARIAT



150304 F

Oberschlesien

Heimatbuch von
Alfred Hein
und W. Müller-Rüdersdorf

*

Textbilder und Kunstbeilagen von Bruno Zwiener
und anderen obererschlesischen Künstlern
1 Karte von Oberschlesien

*



1926

Friedrich Brandstetter in Leipzig



5144 S

943.8

ZBIORY SŁĄSKIE



Bierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.

Den Einband zeichnete Kurt Opitz in Leipzig

Akc 12 : 462/72/S

Geleitwort.

Heimat . . . du Glockenklang bis in den Tod für jeden, der die deutsche Zunge spricht! Du mütter-sanftes Glück voll Lächeln und Wehmut! Du Wissen um schönere Länder und Städte und dennoch: du über alles geliebtes Stück Erde! — Da halten wir nun in unseren Händen hin euch allen dies Buch: Oberschlesien. Nehmt es mit Freuden entgegen und lest darin und schaut seine Bilder mit Liebe! Denn es führt euch die Heimat vor Augen.

Die schwarzen Kohlenzüge, der Feuerschein bei Nacht, die großen alten Kirchen, die Fördertürme und Halben, die Kapellen und Kreuze an den Birkenwegen, der Laubhain von Rauden, die urhaften Wälder von Pleß und Slawenzitz, die heiligen Prozessionen und die fröhlichen Barbarafeste, das verräucherte Königshütte und das hügel-frohe, turmreiche Reize — ach, sie sind ja alle nur die Auswaltungen für das, was wir zu innerst fühlen: Oberschlesische Heimat. Der Annaberg ist nur einmal in der Welt, und das letzte Haus in der Kluckowitzer Straße in Beuthen ist voll des Duftes und Klanges: Heimat.

Mag sie andern armselig erscheinen, die ober-schlesische Welt, wie Blütenstaub im Winde sind die Träume der Kindheit über das ab-seitige Land hingeweht. Und nun blühen diese Träume längst und immer-dar als Blumen und Bäume irgendwo im Oberschlesierland. Das un-erklärliche Märchen der Verwurzelung umrauscht uns bei jeder Wan-derung, bei dem alltäglichsten Gang, bei jeder Heimkehr aus der Ferne.

Hart und einfältig ist die Sprache des Volkes in den Gruben und Hütten, still singend und ergeben auf den Bauernhöfen und Gütern. Aber es ist Muttersprache. Damit ist alles erklärt.

Nehmt dieses Buch als Dank an die Mutter von ehrlich-treuen Kindern der ober-schlesischen Heimat!

Lenz 1926.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Die Gedichte sind mit * bezeichnet.

Geleitwort	III
----------------------	-----

Bedeutung, Eigenheiten und Schicksal Oberschlesiens.

*An mein Oberschlesien. Von Irma Erben-Sedlaczek	1
Unsere Heimat. Von Bruno Arndt	2
Von Oberschlesiens Begrenzung und Aufbau. Von Joseph Partsch	3
Oberschlesiens geologische Gliederung. Von Joseph Partsch	6
*Oberschlesische Landschaft. Von Bernhard Frehe	7
Abb.: Oberschlesische Landschaft. Von Kurt Wrobel.	
Aus Oberschlesiens Vorgeschichte. Von Hans Seger	9
Das deutsche Recht auf Oberschlesien. Von Robert Kurpiun	20
Die deutsche Besiedlung Schlesiens, insbesondere Oberschlesiens. Von Gustav Freytag	24
Abb.: Loslau. Von Hermann Neue.	
Aus Oberschlesiens Chronik.	29
Abb.: Rathaus in Leobischütz. Stadtbild in Ober-Glogau. Von Bruno Zwiener.	
Zur Sprachenfrage in Oberschlesien. Von Karl Raifig	35
Abb.: Am Rathaus in Rybnik. Von Bruno Zwiener.	
Die Truppen des geistigen Kampfes in Oberschlesien. Von Victor	39
Abb.: Überfüllte Gotteshäuser. Von Bruno Zwiener.	
*Der preußische Grenzadler (18. März 1813). Von Theodor Körner	42
Was Deutschland in Oberschlesien verlor	42
Das Schicksal des Hultschiner Ländchens	44
*Blutende Heimat. Von Alfons Hayduk	45
Oberschlesien, ein europäisches Problem. Von Fritz von Reiche	45
Abb.: Wallfahrtskirche in Pietar. Von Bruno Zwiener.	
*Unser Land. Von Gustav Freytag	49
Vision. Von Robert Kurpiun	49
Zwei Zeitsprüche. Von Alfons Hayduk	54
*Das heilige Antlitz. Von Alfons Hayduk	55

Industriewelt.

*Oberschlesisches Industrieland. Von Alfred Hein	56
Oberschlesiens Bodenschätze. Von H. Vansen und Robert Kurpiun	56
Deutscher Bergbau in Oberschlesien. Von Robert Kurpiun	63
Eine Grubenfahrt in Oberschlesien. Von Robert Kurpiun.	64
Abb.: Im Bruchfeldteich. Von Bruno Zwiener.	
Eine Tarnowitzer Eisenerzförderung. Von Karl Teiwes	74
*Bergmannslied. Von Alfred Hein	79
*Das Tarnowitzer Glöcklein. Volkslied	80
Die letzte Schicht. Von R. Urbanek	80

Der Starbnik. Von Fr. Brubel	82
*Schachtmärchen. Von Max Walbau	86
*Lerche und Bergmann. Von Max Walbau	87
Das Märlein um den Schornstein. Von Curt Mirau	87
Gieschewald und die neuzeitliche Besiedlung in Oberschlesien. Von E. Grabowski	89
Denn die namenlos große Stadt . . . Von Alfred Hein	92
*Gleiwitz. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	92
*Beuthen. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	93
Abb.: Beuthen: Konzerthaus und Stadttheater. Von Bruno Zwienen.	
*Königshütte. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	93
Mein Rattowitz. Von Wilhelm Wirbikty	94
*Rattowitz. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	95
*Tarnowitz. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	96
Abb.: Die alte Kirche in Tarnowitz. Von Bruno Zwienen.	
Oberschlesiens erste Dampfmaschine und ihr Meister. Von Robert Kurpiun	97
Wie die erste Eisenbahn nach Oberschlesien zustande kam. Nach M. Janitzel	99
*Im alten Hammerwerk. Von Max Niedurny	104
Der Kłodnikkanal. Von Wilhelm Wirbikty	104
Abb.: In Roselhafen. Von Bruno Zwienen.	
Ein Sommermorgen an der Oder bei Oppeln. Von E. Grabowski	107
Abb.: Doppelgrab der fürstlichen Brüder Bolkslaus und Bolko II. in der evangelischen Kirche zu Oppeln.	
*Oppeln. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	109
*Die Oder. Von Franz Lütke	110
*Obernacht. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	111
Abb.: Türbeschlag aus Rogau. Von Georg Rasel.	

Angrenzende und abseitige Bereiche.

*Stadt Neiße. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	112
Neiße und seine östliche Sendung. Von Karl Sczodrot	112
Abb.: Renaissanceportal in Neiße. Der Breslauer Torturm in Neiße. Von Bruno Zwienen.	
Burgen im Neißer Lande. Von Paul Kuzer	119
Abb.: Schloß Ottmachau. Von Bruno Zwienen.	
*Ottmachau. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	129
*Patschkau. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	129
*Ziegenhals. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	129
Abb.: Portal der Pfarrkirche in Ziegenhals. Von Bruno Zwienen.	
*Die Gipsgruben bei Dirschel. Von Max Walbau	130
*Rosel. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	131
Von Rosel oheraufwärts. Von Walter Eich	131
*Annaberg. Von Alfred Hein	133
*Heiliger Annaberg. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	134
Abb.: Aus der Prozession. Von Bruno Zwienen.	
Bilder aus Ratibor und seiner Nachbarschaft. Von E. Grabowski	134
Abb.: Schretholzkirche in Łazisk, Kr. Rybnik. Von Bruno Zwienen.	
*Rauden. Von Alfred Hein	141
*Schloß in Eichendorffs Wäldern. Von Alfred Hein	142

Schläft ein Lied . . . Von Alfons Hayduk	142
* Eichendorff-Gedichte	144
* Oberschlesische Wälder. Von Ernst Laslowsky	146
Hoffagd in Pleß. Von Helmuth von Moltke	146
Mein Wisent. Von Manfred von Richthofen	148
Schönwald, das älteste deutsche Dorf in Oberschlesien. Von E. Grabowski	150
Abb.: Dorfschöne aus Schönwald. Von Bruno Zwiener.	
Von der Schönwalder Handstickerei. Von Frida Raifig	154
Neudeck, der Sitz eines obereschlesischen Industriefürsten. Von E. Grabowski	156
Rosenberg und die St. Annakirche. Von E. Grabowski	159
An der Malapane. Von Walter Tiz	165
Bleistiftskizzen aus dem abseitigen Oberschlesien. Von Alfred Hein	167
Abb.: Graf von Brühl-Renardsches Schloß. Von Hermann Neue.	
Karlruhe, ein obereschlesischer Fürstensitz. Von Jorg Baeder	168
Abb.: Schrottholzkirche in Bürgsdorf bei Kreuzburg. Von Georg Rasel.	
Neu-Tillowitz. Von Kurt Bimler.	172

Volkswesen und Volkstum.

* Lied des Oberschlesiers. Von Friedrich Feldhuß	176
Abb.: Beim Ziegenhandel. Von Bruno Zwiener.	
Das obereschlesische Volk. Von Robert Kurpiun	178
Die Seele des Oberschlesiers. Von Alfred Hein	182
Abb.: Ruine Chudow. Von Kurt Wrobel.	
Abb.: Oberschlesischer Bettler. Von Bruno Zwiener.	
Volkstrachten aus Oberschlesien. Von E. Grabowski.. . . .	190
Abb.: Kofberger Bauern und Bäuerinnen. Von Bruno Zwiener.	
Von obereschlesischen Bauern und meinen Vorfahren. Von Gustav Freytag	196
Abb.: Heiduder Bauer. Von Bruno Zwiener.	
Polnische Sprichwörter der Oberschlesier. Von Joseph Lompa	197
* Vergleute. Von Alfred Hein	198
* Das Schmugglermädchen. Von Gustav Freytag	198
Abb.: Schmuggler an der Grenze. Von Bruno Zwiener.	
* Polnische Volkslieder der Oberschlesier. Von Emil Erbrich	200
* Nur sie ist tot. Volkslied	203
Wallfahrt zur Heimat. Von Alfons Hayduk.	204
Abb.: In Erwartung des Juges. Von Bruno Zwiener.	
Heimweh. Novelle von Alfred Hein	207
Fasching in Oberschlesien. Von Emil Maris	214
Das St. Annafest (26. Juli). Von Wolfgang Wienke	216
Abb.: Wallfahrt zum Annaberg. Von Bruno Zwiener.	
Oberschlesische Hochzeit. Von Leo Roszella	220
Alte obereschlesische Sitten und Bräuche bei Saat und Ernte.	222
Erntefeiern in Oberschlesien. Von E. Grabowski	225
Oberschlesische Dorfmusikanten. Von Robert Sabel	226
* Allerseelen. Von Alfons Hayduk.	228
Der St. Andreastag und seine Bräuche in Oberschlesien. Von Karl Mainta	228
Legende und Fest der Heiligen Barbara (4. Dezember). Von Alfred Hein	230

	Seite
Der Heilige Abend im Beuthener Lande. Von Georg Gollor	232
Die Kolende. Von Joseph Gregor.	234
Oberschlesische Legenden. Von Alfons Hayduk.	236
Oberschlesische Sagen. Von E. Grabowski	237
Die Sage vom Räuber Koczior. Von Alfons Hayduk	243
Sowisdrzol, der oberchlesische Eulenspiegel. Von Viktor Kaluza	244
Er trägt seinen Scheiterhaufen mit sich. Von Alfred Hein	246
Abb.: Am Wege. Von Bruno Zwiener.	

Oberschlesische Größen und ihr Wirken.

Das Dreigestirn aus der Werdezeit der oberchlesischen Großindustrie. (Georg von Giesecke, Karl Godulla, Franz von Winkler.) Von Josef Rania und Robert Kurpiun	248
Abb.: Franz von Winkler. Von Bruno Zwiener.	
Die Gleiwitzer Eisengießerei und die Bildhauer Kalide und Reiß. Von Kurt Bimler	259
Max Waldbau (Georg von Hauenschild). Von Wilhelm Mat.	269
Eichendorffhymne. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.	274
Eichendorffs letzte Tage. Von Alfons Hayduk	275
Abb.: Burgruine Tost. Von Bruno Zwiener.	
Eichendorffdenkmale und -erinnerungen. Von Artur Schiller	278
Abb.: Die Wygonmühle bei Lubowitz. Von Bruno Zwiener.	
Gustav Freytag und seine Heimat. Von Otto Wernatsch	282
Abb.: Tor des Schlosses Oberglogau. Von B. Schmigalle.	
Der Dichter Bruno Arndt. Von Max Tau	291
Robert Kurpiun, ein dichterischer Darsteller des oberchlesischen Volkes. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf	300
Mundartliche Dichtung in Oberschlesien. Von Karl Klings	304
Abb.: Emmagrube, Kr. Rybnik. Von Bruno Zwiener.	
Hermann Buchal, ein Musiker aus dem Reizegau. Von Hans Proske.	310
Oberst von Neumann, der Held von Kosel. Von Robert Kurpiun	314
Mitarbeiterverzeichnis.	317

Anklich wird der Name der Stadt Reizke mit „ß“ geschrieben.

Kunstbeilagen.

	Seite
Kohle und Brot. Tiefdruck nach einer Originalradierung von Bruno Zwiener	16
Schwarzes Gold. Tiefdruck nach einer Originalradierung von Bruno Zwiener	64
Friedenshütte. Tiefdruck nach einer Zeichnung von Alfred Mahler	80
Rattowitz. Tiefdruck nach einer Originalradierung von Willy Fikner	96
(Aus der Mappe „Oberschlesien“. Radierungen von Willy Fikner. Oberschles. Heimatverlags- und Versandbuchhandlung in Gleiwitz.)	
Am Klodnikkanal. Tonätzung nach einer Zeichnung von Walter Blachetta . .	104
Schloß Rauden. Tiefdruck nach einer Originalradierung von Willy Fikner	144
(Aus der Mappe „Oberschlesien“. Radierungen von Willy Fikner. Oberschles. Heimatverlags- und Versandbuchhandlung in Gleiwitz.)	
„Die zwölf Apostel“ in Kreuzburg O.-S. Tonätzung nach einer farbigen Zeichnung von Georg Rasel	168
Ein Arbeitsveteran. Tiefdruck nach einer Originalradierung von Bruno Zwiener	190
Hochöfen der Falzhütte. Tiefdruck nach einer Zeichnung von Alfred Mahler	248
Eisenwalzwerk. Tiefdruck nach einem Gemälde von Adolph von Menzel . .	272
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft Charlottenburg.	
Gustav Freytag. Tonätzung nach dem Gemälde von Karl Stauffer-Bern in der Nationalgalerie zu Berlin	288

6 der Originale und mehrere Textbilder wurden gütigst von der Oberschles.
Heimatverlags- und Versandbuchhandlung in Gleiwitz zur Verfügung gestellt.

Bedeutung, Eigenheiten und Schicksal Oberschlesiens.

An mein Oberschlesien.

Von Irma Erben-Sedlaczek.

Mein Land, wie klang dein Lied?
Hart und herbe vom Hammergedröhn!
Dennoch war es so sieghaft, so schön.
Stolzer als deiner Wälder Wand
Ragten die Schloten über das Land.
Arbeit, die heilige Frau,
Mit Händen, rissig und rauh,
Hat dein Gedeihen gesegnet.

Mein Land, wo blieb dein Lied?
Stöhnend erstarb seine Melodie,
Seit der Aufruhr sie niederschrie! —
Und deiner Rauchfahnen flatterndes Band
Wehte wie Trauer über das Land.
Arbeit, die heilige Frau,
Mit Händen, rissig und rauh,
Hatte ihr Antlitz gewendet . . .

Mein Land, noch lebt dein Lied!
Wir, deine Kinder, hegen es treu;
Wir, deine Kinder, singen es neu!
Wir, deine Kinder, mit schaffender Hand,
Wahren dein Deutschtum, mein schlesisches Land! —
Arbeit, du heilige Frau,
Segne die schlesische Au!
Hilf uns die Heimat erhalten!

Unsere Heimat.

Von Bruno Arndt.

Unsere Heimat!

Unsere die Erde, von Kohlengebirgen unterirdisch durchwellt, von Schächten und Stollen durchstoßen, von Fördertürmen überspindelt, von den Nadeln der Essen und Schloten durchstoßen — überdröhnt, überglüht in rastloser Arbeit von den ehernen Gehirnen der Maschinen in Hütten und Werken!

Unsere die Landschaft in ihrer Schwermut der Schlackenhalben und Bruchfelder, der Lieblichkeit der Gärten, Kornäcker und verlaufenen Dörfer, der weihervollen Stille der meilenweiten Wälder, dem Getöse und der Geistigkeit der alten und neuen Städte!

Unsere die Bäche und Seen — du auch, ruhig wallender Oberstrom, und euer westlicher Grenzwall, ihr Berge meiner Wandersehnsucht!

Unsere die Sonne hier, Mond und Sterne!

Eine eigene Sonne für sich hat unsere Heimat, einen eigenen Mond!

Die Sterne, die über unseren Häuptern stehen, funkeln so über keinem Land sonst!

Wind und Wolken brausen ihr besonderes Jauchzen nur ihr und gießen auf sie nur ihren Regen herab!

Aber in ihr haben wir auch das ganze Deutschland!

Bayern, Friesland, Ostpreußen — Namen sind sie uns nur, verehrungswürdige Namen deutschen Landes. Doch als einst wir Kinder noch waren und zu sprechen begannen, unsere Muttersprache lehrte die Heimat uns, und wir erfuhren, daß wir in Deutschland sind.

Deutschland und Heimat wurden uns Begriff — sind es uns noch.

Deutsche sind wir durch sie erst, weil wir in uns sie tragen.

Darum sind jetzt auch ihre Schmerzen und ihr Schmachstum unser!

Aber uns stürmt der Dinge Umkehr und zukunftsfrüchtige Entwicklung, uns erschütternd.

Plünderung und Tod der Hunderte unserer Heimatgenossen erleben wir selbst in ihnen noch einmal —

Unsere zuckenden Seelen verbrüht Verhezung.

Nie erfassbar ist uns der tollwütige Gedanke: unsere Heimat vergewaltigt, entrißten uns — nicht mehr uns Heimat!

Schon im Frieden kannten wir alle die Sehnsucht nach ihr, trug uns Wunsch und Zwang des Lebens in anderes Land.

Rückkehr war offen, tieffest stat Bewußtsein ihres Besitzes. Soll uns jetzt Sehnsucht als Qual beschieden sein?

Sollen wir heimatlos werden? Entwurzelte sein?

Brüder, Schwestern! Einheit, Heimatgenossen, Familie, Stamm, Volk sind wir durch unsere Sprache, das Geheimnis der Augen, den Schlag des Herzens, unserer Nähe Gefühl —

Not — gemeinsame Not —

Unsere Zunge spricht nur von ihr; unsere Augen fließen von ihr nur über; unsere Herzen wuchten von ihr beladen; jeder sucht jetzt des anderen Nähe —

Seien wir würdig der Zeit, ihr gewachsen, groß wie sie, stärker als sie!

Nur der Glaube an uns — Treue nur gegen uns — Treue nur gegen Heimat und Deutschland kann überwinden!

Glaube und Treue schenken uns freudige Zuversicht!

Die Hoffnung und Sehnsucht rufen nach dem Tag der Erlösung —

Tag des Bekenntnisses wird er für uns sein, Heimatgenossen, Tag der freudigen Zuversicht!

Nachwort.

Aber auf den Tag freudigen Bekenntnisses, der Volksabstimmung, bei der fast 63% der Stimmen für Deutschland, nur 37% für Polen fielen, folgte — der Tag des ungerechten Gerichtes, an welchem Deutschlands Feinde, als „Völkerbund“ verkleidet, die oberschlesische Heimat zerschlugen, zerrissen und einen kostbaren Teil davon an Deutschlands Neider, die Polen, auslieferten. Und die Welt erwartet, daß wir das tragen?

Aus: Oberschles. Heimattkalender 1924.

Von Oberschlesiens Begrenzung und Aufbau.

Von Joseph Parisch.

Oberschlesien ist der kontinentalste Teil der preussischen Monarchie. Nicht weniger als 580 km lang ist der Wasserweg von seinem Herzen, dem neuen Großschiffahrtshafen Kosel, bis ins Stettiner Haff. Trierst (620 km) liegt ihm näher als Hamburg (660 km). Und die Entfernung der Rheinmündung (1000 km) ist nicht wesentlich geringer, als der Abstand vom Ende des Donaulaufs. Wie eine Halbinsel ragt Oberschlesien bis an die „Drei-Kaiser-Ecke“ hinein, zwischen die zwei kontinentalen Großmächte, auf ihren Verkehr unweigerlich angewiesen und in der Natur des Himmels und des Bodens, in der Sprache und der Kultur der Bewohner mit beiden durch Übergangsgebiete, welche nur die politische Grenze zerschneidet, derartig verbunden, daß es schon durch

diese Beziehungen zur Außenwelt sich als eine ganz besondere Landschaft abhebt von der übrigen Provinz und dem gesamten Staate.

• Es gibt eine Reihe bezeichnender Eigentümlichkeiten, welche jedem Kenner des Landes beim Klange seines Namens vor die Seele treten und zu einem Charakterbilde mit festen Zügen sich zusammenschließen. Aber völlig klar tritt dies Bild nur hervor, wenn man den Begriff Oberschlesien eng begrenzt, wenn man von ihm ausschließt, was die geschichtliche Entwicklung seit lange von ihm geschieden, aber auch, was sie erst nachträglich ihm hinzugefügt hat. Nur der Kern des Landes ist wirklich ein natürliches und kulturgeographisches Einzelwesen, das eine einheitliche Erfassung nicht nur verträgt, sondern verlangt.

Beim Aufsuchen natürlicher Schranken würde man Schlesien ausdehnen bis auf die Rämme der Ostfudeten und der Bestiden, ostwärts bis an den Steilrand des Polnischen Jura. Und es gibt an diesen Linien in der That kaum einen Punkt, den nicht zeitweise die Grenzen des mittelalterlichen Schlesien eingeschlossen hätten. Diese Auffassung gäbe Oberschlesien Anteil an vier wesentlich verschiedenen Naturgebieten: an den alten Bergmassiven Mitteleuropas, an dem jungen, dem Alpensystem angehörigen Bogenzug der Karpathen, an der polnischen Platte und an einem zwischen diese drei Hauptglieder des Grundgebirges hineingreifenden, sie in weiter Erstreckung überlagernden Zipfel der Decke des norddeutschen Diluviums. Denn wenn man für das Mittelalter die Bestimmung des erst im fünfzehnten Jahrhundert nachweisbaren Begriffes Oberschlesien versucht, kann als Westgrenze nur in Betracht kommen der Waldgürtel der Preska, der große Grenzwald, welcher zur Rechten des Unterlaufes der Glazer Neiße und zur Linken des Stober das Oppelner Gebiet von der Mitte des Schlesierlandes schied. Diese weite Begrenzung Oberschlesiens würde etwa 18 000 qkm umfassen.

Zu einer noch höheren Ziffer aber würde man gelangen, wenn man die oberschlesische Platte rechts der Oder nach Norden so weit einbezieht, bis man jenseits des letzten Auftauchens ihres Grundgebirges auf den ersten natürlichen Abschnitt der Bodengestaltung stößt, auf die Talverbindung zwischen Weiße und Prosna am Südfuß des schlesischen Landrückens.

Von dem Umriss dieses großen Gebietes sind nun die Grenzen Oberschlesiens im Gange der Geschichte im Osten und Süden derartig zurückgewichen, daß Landstriche mit einem besonders selbständigen Oberflächencharakter, wie das Altvatergebirge, die Bestiden oder der Steil-

rand des polnischen Jura, ganz von ihm ausgeschieden wurden und der verbleibende Kern gleichförmiger und einheitlicher sich ausnahm. Als Friedrich der Große den Besitz Schlesiens antrat, umfaßte Oberschlesien folgende Gebiete:

1. das Herzogtum Oppeln, welches von der Gläzer Reize und dem Stober ostwärts bis in die Quellgebiete der Prosna und der Malapane sich erstreckte, im Südwesten an der Bischofskoppe den Sudetenrand berührte und die Gebiete von Neustadt, Kosel, Gleiwitz mit einschloß. Dieses Herzogtum, mit 7156 qkm Flächeninhalt, bildete den größten Block oberschlesischen Landes. Mit ihm waren innig verwachsen die in dem Halt West zusammengefaßten oberschlesischen Anteile des bischöflichen Fürstentums Reize, zusammen 133 qkm;

2. die zersplitterten Reste des alten Herzogtums Ratibor (zusammen 3010 qkm), nämlich:

- a) das Fürstentum Ratibor (mit Rybnik, Sohrau, Rauden) 1002 qkm,
- b) der nördliche Teil der freien Minderherrschaft Oberberg 39 qkm,
- c) die freie Minderherrschaft Loslau 208 qkm,
- d) die freie Standesherrschaft Pleß (samt Myslowitz) 1118 qkm,
- e) die Standesherrschaft Beuthen 605 qkm,
- f) das Amt Imielin mit Chelm und Kosztow 37 qkm,

Außer diesen Gebieten, welche ich als den Kern Oberschlesiens betrachte, empfing Friedrich

3. das nördliche Oppaland (1072 qkm), Stücke der in unübersichtlichem Gemenge liegenden nördlichen Enden Mährens und der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf. Dies Ländchen, das zunächst als einheitlicher Kreis Leobschütz fortbestand, 1817 aber seinen Ostflügel zur Bildung des Ratiborer Kreises beitragen mußte, nimmt eine besondere Stellung ein. Es hatte ursprünglich ganz zu Mähren gehört und war auch nach dem Anschluß der beiden Herzogtümer an Schlesien immer dem Bistum Olmütz zugeteilt geblieben. Daran änderte selbst der Übergang unter die preussische Herrschaft nichts. Noch heute ist die Sinna die Grenze des „deutschen“ und des „polnischen Bistums“. So unterscheidet der Volksmund die Sprengel Olmütz und Breslau. Es wird sich zeigen, daß auch für weltliche Verhältnisse, namentlich für die Schicksale des kirchlichen Grundbesitzes, dies Übergreifen der mährischen Diözese wichtig wurde. Jedenfalls empfiehlt es sich für manche kultur-geographischen Fragen, das Oppaland vom Kern Oberschlesiens ab-

zufondern, da in ihm auf anderem Boden auch wesentlich verschiedene Zustände walten.

Garnicht zu Oberschlesien gehörten folgende, erst durch die preußische Verwaltung dem Regierungsbezirk Oppeln zugewiesene Landstriche:

1. das bischöfliche Fürstentum Neiße. Von seinem an Preußen gefallenem Gebietsteil (1365 qkm) blieb nur ein kleiner Abschnitt: der Wansener Halt (20 qkm) und einige den Kreisen Münsterberg und Frankenstein zugewiesene Dörfer (52 qkm) bei Mittelschlesien. Der größere Teil ward zur Bildung der Kreise Neiße und Grottkau (1231 qkm) und zur Vergrößerung des Falkenberger Kreises (62 qkm) verwendet und zu Oberschlesien geschlagen;

2. der Kreis Kreuzburg (553 qkm). Er entstand aus der Vereinigung der vom Brieger Fürstentum abgezweigten Weichbilde von Kreuzburg und Pitschen mit dem zum Fürstentum Oels gehörigen Konstadter Ländel (120 qkm) und wurde erst 1820 an den Regierungsbezirk Oppeln angeschlossen.

Aus: S c h l e s i e n. Eine Landeskunde. Von J. Partsch. 2 Bde. Verlag F. Hirt, Breslau u. Leipzig.

Oberschlesiens geologische Gliederung.

Von J o s e p h P a r t s c h.

Divide et impera.

Der Versuch einer natürlichen Einteilung Oberschlesiens kann sich nur auf die geologischen Verhältnisse gründen. Denn über die ganze Ausgestaltung des Natur- und Kulturbildes, über Wohl und Wehe des Landes führten bei der Geringfügigkeit der klimatischen Unterschiede die Bodenbeschaffenheit und das Auftreten unterirdischer Schätze die entscheidende Stimme.

Das Obertal scheidet zwei wesentlich verschiedene Teile des Landes und bildet zwischen ihnen einen Landstreifen von selbständigem Charakter, der von dem mächtigen Strome die Gesetze seines Lebens empfängt.

Westlich von der Oder sondert sich von dem fruchtbaren Lößland, das vor dem Fuß der Vorhöhen der Sudeten sich ausbreitet, ein nördlicherer, vorwiegend von Diluvialsand beherrschter walddreicher Landstrich, der aus dem Kreise Falkenberg nach dem Westen des Kreises Oppeln und dem Norden des Kreises Neustadt herüberreicht. Das Bülzer Wasser und die untere Hohenploth fließen eine Strecke weit auf der Grenze zwischen beiden.

Zur Rechten der Ober bezeichnet der landschaftlich recht bestimmt hervortretende Südrand des Muschelkaltrückens das Süden des Trias- und Juragebietes, das in wenig wechselndem Landschaftscharakter den Nordosten Oberschlesiens bis an die Prosna erfüllt und nur in einzelnen Inseln das flachlagernde Grundgebirge hervortreten läßt aus der Decke des größtenteils sandigen Diluviums. Es ist das Nordende der Oberschlesischen Platte, welche bestimmter, als es früher dargestellt ward, sich abhebt von dem erst jenseits der Weideniederung beginnenden schlesischen Landrücken.

Im Süden des Muschelkaltrückens liegt, den ganzen Südosten des Landes einnehmend, das große Kohlenbecken Oberschlesiens. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts unterschied sich seine Bodennutzung, sein ganzer Siedlungs- und Kulturzustand wenig von dem des nördlicheren Waldlandes. Erst die neueste Zeit hat begonnen, die unterirdischen Schätze tatkräftig zu verwerten und hat den früher verhüllten Unterschied des Grundgebirges zur Geltung gebracht in einer vollständigen Umgestaltung des Aussehens und des wirtschaftlichen Lebens großer Teile des Kohlenreviers. Übrigens ist die Trennung des Triaslandes vom Karbongebiete keine völlig scharfe. Inseln der Triasbildungen treten noch auf der Oberfläche des Kohlenbeckens auf, und namentlich erstreckt sich das ergreiche Muschelkalkgebirge des Tarnowitzer Plateaus südwärts bis in die Gegend von Beuthen und Rattowitz, das Kohlengebirge weithin überlagernd. Gerade diese Vereinigung der Kohlenlager der Tiefe und der Erze der darüber gebreiteten Trias ist von grundlegender Bedeutung für die Blüte der ober-schlesischen Industrie.

Aus: Schlesien. Eine Landeskunde. Von Joseph Partsch. 2 Bde. Verlag F. Vieweg, Breslau u. Leipzig. (Dieses Werk des 1925 verstorbenen großen Geographen bildet die wissenschaftliche Grundlage der Erforschung schlesischen Landes.)

Oberschlesische Landschaft.

Von Leonhard Frehe.

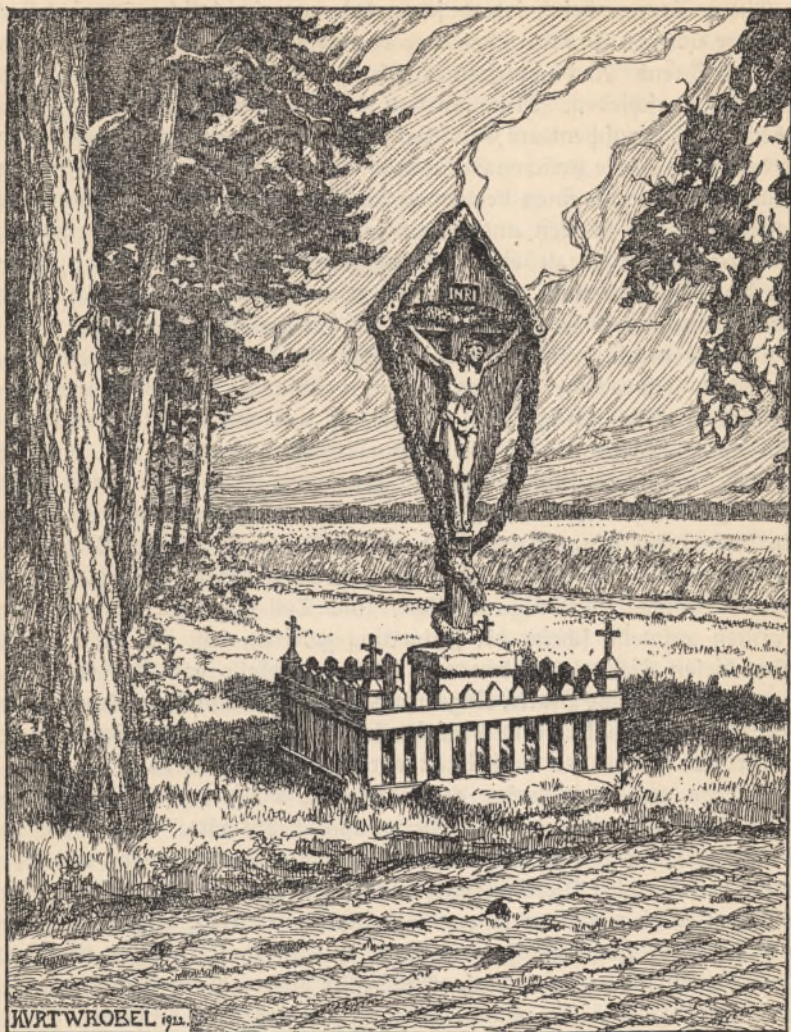
Im Himmel hängt
 Wie eine ausgespannte nasse Decke
 Ein regenschwerer Wolkenwust.
 In Schattengrau versenkt,
 Gelangweilt, ohne Lust
 Stehn stumpf in fahlem Zwielftschein
 Mein stilles Haus, in grüner Fliederhecke,
 Und schwere, hohe Säulenreih'n

Verschlafner, steifer Riefernwälder.
 Dazwischen träumen müde ausgestreckte Ährenfelder.
 Doch an der Wolkendecke goldverbräntem Rand,
 Weit, weit im Süden,
 Erschaut mein Auge sonnentrunkenes Land —
 Bis zu den hellen Backen der Beskiden.
 Und mir zur Linken
 Liegt, wie wenn Kinderhände Spielzeug aufgestellt,
 Im blanken, goldnen Sonnenlachen
 Des Oberschlesierlandes Essenwelt —
 Ein Bild, die Seele staunend-stumm zu machen.
 Und selig trinkt mein Blick in Zügen voller Wonne
 Sich satt an diesem Meer von Sonne.

Aus Oberschlesiens Vorgeschichte.

Von Hans Säger.

Wenn man in der reichen vorgeschichtlichen Sammlung des Breslauer Museums die obereschlesischen Altertümer mustert, ist man überrascht, wie klein ihre Zahl im Vergleich zur Gesamtmenge der schlesischen Funde erscheint. Das liegt zunächst daran, daß die vorgeschichtliche Forschung dort erst spät eingesetzt und im Lande selbst bis vor kurzem keine allzu lebhaftige Teilnahme gefunden hat. Das verdienstvolle Wirken eines Oberstleutnants Stöckel in Ratibor († 1891) bildet eine vereinzelte, obzwar um so rühmlichere Ausnahme. Schwerer noch fällt ein anderer Umstand ins Gewicht: die large Natur der Hauptfläche des Landes und damit dessen spärliche Besiedlung in alter Zeit. Oberschlesien ist in seiner größten Ausdehnung ein rechtes Sand- und Waldland, und es war das letztere ohne Zweifel ehemals in noch viel höherem Maße als heute. Nur der Südwesten — die von mächtigem Löß bedeckte Ebene um Leobschütz — war von jeher vom Walde frei und durch eine vorzügliche Bodenbeschaffenheit dem Ackerbau empfohlen. Hier drängen sich denn auch die Fundstellen eng zusammen, indes sie sonst nur noch auf dem Muschelkalkkrücken um Groß-Strehlitz eine etwas größere Dichtigkeit erreichen und den weitesten Teil der Fläche vollständig öde lassen. Dieses Verhältnis bleibt im wesentlichen durch alle Stufen der Vorzeit bestehen. Erst die deutsche Kolonisation im Mittelalter und namentlich die Erschließung des Bergbaues hat das Siedlungsbild von Grund aus umgestaltet.



Oberschlesische Landschaft

Einen Vorzug besaß jedoch schon das vorgeschichtliche Oberschlesien vor der übrigen Provinz: das war die wegsame Grenze gegen Süden hin. Während Niederschlesien durch unübersteigliche Schranken von Böhmen geschieden, Mittelschlesien mit ihm nur durch Saumpfade über die fast menschenleere Grafschaft verbunden war, hatte Oberschlesien in der tiefen Senke zwischen Sudeten und Karpathen, der weit geöffneten Mährischen Pforte, einen bequemen Zutritt zu dem von alters her dicht besiedelten Marchbecken und damit zum Donaukulturreise überhaupt. Dadurch mußte es zu einem Durchgangslande werden, nicht allein für den Handelsverkehr zwischen Süden und Norden, sondern auch für Völkerbewegungen in der einen, wie in der anderen Richtung.

Diese Bedeutung ist ihm vielleicht schon für die ältere Steinzeit oder, geologisch gesprochen, für den jüngeren Abschnitt des Diluviums zuzuerkennen; Mähren gehörte damals zu den wildreichsten Gegenden Europas. Ungeheure Herden langmähiger Elefanten und anderer Dickhäuter und Huftiere weideten auf seinen Steppen. Unter ihren Verfolgern nahm neben Wolf, Bär und Löwe der Mensch die erste Stelle ein. An einem seiner Lagerplätze — bei Predmost unweit Prerau — hat man allein von Resten des Mammuts an 900 Stück gezählt. Da die Fauna beinahe durchweg nordische, zum Teil geradepolare Formen aufweist, scheint die Folgerung geboten, daß der Mensch mit allen diesen Tieren, von denen er lebte, gleichfalls von Norden, d. h. durch die Mährische Pforte, eingedrungen sei. Auf demselben Wege dürfte der Rückzug der Tiere und ihrer Verfolger vor dem allmählich wärmer werdenden Klima der Nacheiszeit vor sich gegangen sein.

Hier von abgesehen, wäre es wunderbar, wenn der Diluvialmensch seine Streifzüge nicht auch ins Odertal ausgedehnt hätte. Seine nächsten Standorte in den Felsenklüften des Kotouč bei Stramberg und des polnischen Jura bei Ojców westlich von Kralau waren von den schlesischen Grenzen nicht viel über einen Tagesmarsch entfernt, und Mammute und sonstiges Jagdwild gab es auch jenseits derselben zur Genüge. Aber für einen dauernden Aufenthalt fehlte hier wohl die Vorbedingung geeigneter Höhlen im Kaltgestein; zum mindesten erschwerte dieser Mangel uns das Auffuchen der Spuren. Denn ob man an anderen Stellen, vornehmlich im Löß, auf Herdplätze und Funde so hohen Alters stößt, das hängt von glücklichen Zufällen ab, die man vielleicht von der Zukunft erhoffen, bis jetzt aber nicht verzeichnen kann.

Jahrtausende gingen dahin. Das Klima wandelte sich in das der Gegenwart, und eine neue Pflanzen- und Tierwelt hielt ihren Einzug.

Auch der Mensch paßte sich diesen Veränderungen an. Die Jagd genügte nicht mehr zum Lebensunterhalt. Haustierzucht und Ackerbau wurden die Grundlagen der Ernährung; Gekraftigkeit, Zunahme und Ausbreitung der Bevölkerung waren die notwendige Folge. In den fruchtbaren Lößgebieten der mittleren Donau und ihrer Seitentäler hatten sich schon frühzeitig Mittelpunkte des Verkehrs und der Zivilisation gebildet. Der Menschenüberfluß strömte nach allen Seiten ab. Ein Zug gelangte marchaufwärts auch nach Oberschlesien. An der Mündung der Oppa bog er, das sumpfige Haupttal vermeidend, nach Westen und siedelte sich auf den Troppauer Hügeln und auf dem linken Oppauer an. Die Mehrzahl zerstreute sich über die grasbewachsene Flur zwischen Oppa und Oder und schloß sich erst in der Gegend von Ratibor wieder zu einem größeren Gemeinwesen zusammen. In dem hohen westlichen Talrande des Urstrombettes zwischen Matkabozaikirche und Lubowik fanden sie die günstigsten Bedingungen für eine Niederlassung: windgeschützte, sonnige, wald- und hochwasserfreie Lage, den fischreichen Fluß und weite Jagdgründe an seinen Ufern, dazu als Ackerholle den heimatgewohnten, lockeren Löß, den sie mit ihren Steinhacken leicht bearbeiten konnten und der doch fest genug war, um geräumige Wohnungen darin auszuhöhlen. Denn auch die Art des Wohnens hatte man aus der Heimat mitgebracht. Über dem vertieften Grunde wurde zwischen Pfosten eine niedrige, mit Lehm gedichtete Rutenwand gespannt und darüber das Dach errichtet. Solcher Hütten lagen viele beleinander, und ihre Baugruben zeichnen sich in den Aufschlüssen der heutigen Ziegeleien durch ihre dunkle Füllung recht deutlich von dem gewachsenen Boden ab. Ein fleißiges Völkchen muß es gewesen sein, das damals am linken Oberufer, vermutlich auch an den Nebenflüssen: der Zinna und dem Trojabache, lebte. Unzählige Flintstücke: Rohmaterial, halbfertige, fertige, zerbrochene Geräte und Abfälle aller Art deuten auf einen fabrikmäßigen Großbetrieb dieses in der Steinzeit wichtigsten Industriezweiges. Es fehlen auch nicht die Zeugnisse der Spinnerei und Weberei, und in der Töpferkunst war man von der niedrigsten Stufe, dem bloßen Trocknen der Gefäße an der Luft, schon zur Benutzung eines einfachen Brennofens vorgeschritten.

An den Tongefäßen erkennen wir am klarsten den kulturellen Zusammenhang mit den Donauländern. Es liegen jedoch noch andere Beweise dafür vor, daß man die Verbindung mit den dortigen Stammverwandten dauernd aufrechterhielt. So wurde neben dem Flint auch Obsidian verarbeitet: ein glasartiges, vulkanisches Gestein, wahrscheinlich

ungarischer Herkunft. Nach derselben Richtung weisen die gelegentlich vorkommenden kupfernen Schmucksachen. Schlagend ist endlich, daß man in Ottitz mehrere jener weiblichen Tonfigürchen gefunden hat, die als Abbilder einer allgemein verehrten mütterlichen Gottheit aufgefaßt werden und zu den ausgeprägtesten Erscheinungen im ganzen Bereiche der donauländischen Steinzeit gehören. Doch blieb diese Verbindung nicht ungestört. Eine neue Völkerwoge zog von Nordwesten heran und überflutete mit dem übrigen Ostdeutschland auch das Odergebiet. Die fremden Ankömmlinge waren von anderem Schlage als die alte Bewohnerschaft und im Besitz einer in mancher Hinsicht abweichenden Kultur. Kennzeichnend für sie ist die Ausstattung der Männergräber mit schön gearbeiteten Streitärten und die Ausformung der Tongefäße im nordischen Geschmack. Ihren Weg können wir längs des Flusses von Glogau bis nach Österreichisch-Schlesien und weit gegen Süden hin verfolgen. Besonders viele Spuren haben sie in der Gegend von Deutsch-Neukirch, Kreis Leobschütz, hinterlassen. Allem Anschein nach haben sie sich als Herren über die einheimische Bevölkerung gesetzt, sind aber schließlich mit ihr zu einem Einheitsvolk verschmolzen. Als drittes Element treten die Leute der sogenannten Glockenbecherkultur hinzu: ein kurzköpfiges Bogenschützenvolk, das gegen Ende der Steinzeit aus Mähren eingewandert ist.

Um die Wende des 3. Jahrtausends v. Chr. wird die Bronze in Mitteleuropa der herrschende Wertstoff, aus dem nunmehr Geräte, Waffen und Körperschmuck angefertigt werden. Die Beziehungen Oberschlesiens zum Süden nehmen damit einen frischen Aufschwung. Man braucht nicht so weit zu gehen, mit Virchow die Oderberger Senke schlechthin als Einfallstor der Bronzezeit in Norddeutschland zu betrachten; aber daß sie einer ihrer Hauptwege war, kann nicht bezweifelt werden. Sehr bezeichnend ist es, daß der größte schlesische Schatzfund aus der frühen Bronzezeit im äußersten Südwesten der Provinz, an der alten Straße zwischen Troppau und Ratibor, gehoben worden ist. Von seinen zwanzig Arten haben einige eine kleine Nut am oberen Klingenrande. Es ist dies eine Eigentümlichkeit der gleichzeitigen italischen Bronzeärte und ein sicheres Merkmal südlicher Einfuhr. Daß dieser weitgreifende Handelsverkehr durch die ganze Folgezeit, bis ins Eisenalter, gedauert hat, lehren uns zahlreiche andere Depot- und Einzelfunde. So enthielt ein Fund der älteren Bronzezeit aus Rohow, Kreis Ratibor, außer vierzig Armreifen eine altetruskische Bronzetaffe und eine Wagenverzierung ungarischer Herkunft.

Depotfunde der jüngeren Bronzezeit sind aus Zabusch (Kreis Leobschütz), Sudoll (Kreis Ratibor), Ottmichow (Kreis Gleiwitz) und Escheidt (Kreis Kosel) bekannt. Ein ungarisches Bronzeschwert ist im Kreise Ratibor zwischen den Dörfern Schiechowitz und Leng ausgegraben worden. Ungarn, das ja dank seiner Kupferminen ein Mittelpunkt der Bronzeerzeugung war, hat offenbar starken Anteil an dieser Einfuhr gehabt. Es lieferte wohl auch das Gold für Schmucksachen, wie sie der Halbendorfer Schatz aufweist (Kreis Oppeln) und wie sie außerhalb der ehemaligen Donaumonarchie in einem einheitlichen Strich von Schlesien bis Dänemark vorkommen. Am häufigsten finden sie sich an der bernsteinreichen Westküste Jütlands. Daraus hat man geschlossen, daß sie als Zahlungsmittel für dieses im Altertum hochgeschätzte Erzeugnis des Nordens gedient haben.

Wenn dem aber so ist, so gibt uns ihre Verbreitung einen Fingerzeig, welche Gegenden als Durchgangsländer für den Bernsteinhandel der Bronzezeit anzusehen sind. Gerade die Halbendorfer Fundstelle erscheint dafür bedeutsam, weil sie dem Oderübergange an den durch feste Gesteinschwellen vorbereiteten Furten bei Oppeln dicht benachbart ist. Wir werden noch sehen, daß ebendort reiche Funde aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung einen Stützpunkt der von der Mährischen Pforte kommenden Handelsstraße vermuten lassen, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß sich der Verkehr der älteren Metallzeit desselben von der Natur vorgezeichneten Weges bedient hat.

Der Verkehr mit Ungarn legt die Frage nahe, ob nicht neben der Mährischen Pforte schon damals der gerade Verbindungsweg zwischen Schlesien und Ungarn über den Jablunkapaz begangen worden sei. Die Möglichkeit ist gewiß vorhanden; aber beweisende Funde stehen vorläufig noch aus, und solange sie fehlen, muß man annehmen, daß Mähren nach wie vor den Warenaustausch vermittelt habe.

Die kulturelle Entwicklung Oberschlesiens während der älteren Metallzeit stimmt in den wesentlichen Zügen mit der allgemeinen schlesischen überein. Schritt für Schritt können wir verfolgen, wie sich die Technik verfeinert, der Formkreis erweitert, das Luxusbedürfnis steigt. Nur wenige Beispiele seien dafür angeführt. Das wichtigste Werkzeug, die Axt, ist in der Frühzeit gleich den Steinärten noch ganz flach oder nur mit niedrigen Randleisten und einer geringfügigen Verdickung in der Mitte der Klinge versehen. In der folgenden Periode wird die Schäftungsvorrichtung durch Anbringung eines erst schwachen, später kräftigen Absatzes oder eines den Schaft umschließenden Lappenpaares verbessert;

noch später wird eine runde Tülle aufgesetzt. Als neues landwirtschaftliches Gerät tritt in den jüngeren Funden die Sichel auf. Die Schmuckfachen sind anfangs von der denkbar größten Einfachheit: glattrunde Halsringe mit Ösen an den Enden und stulpenförmige Armbänder aus zusammengerolltem Draht. Wie prächtig wirkt dagegen das einige Jahrhunderte jüngere Armringpaar aus Habicht, mit seinen symmetrisch nach rechts und links gewundenen Endspiralscheiben und den eingeschlagenen Strichmustern auf der Außenseite. Und wieder einen gänzlich veränderten, man möchte sagen, barocken Geschmack bekunden die hohlgegossenen riesigen Armwülste des Schaksfundes von Lohnia (Kreis Gleiwitz), die bereits in das beginnende Eisenalter fallen.

Die Habichter Ringe verdienen übrigens noch aus einem anderen Grunde unsere Beachtung. Sie stellen gewiß einen Frauenschmuck dar, und aus der starken Abnutzung ergibt sich, daß sie lange getragen worden sind. Gefunden sind sie an einer Berglehne ohne jedes Begleitstück. Gleichartige Armspangen, stets paarweise und unter denselben Umständen, also für sich allein niedergelegt, kennen wir noch in ziemlicher Anzahl aus dem übrigen Ostdeutschland. Danach kann es sich weder um Warenvorräte, noch um zeitweilig verborgene Kostbarkeiten handeln. Es wäre doch zu sonderbar, wenn in so vielen Fällen und noch dazu in dem kurzen Zeitabschnitt, aus dem alle diese Funde herrühren, die Frauen Veranlassung gehabt hätten, gerade immer nur ein solches Ringpaar zu verstecken. Wir haben es vielmehr mit einem feststehenden, auch sonst vielfach bezeugten Brauche zu tun: es war Sitte, daß die Frauen, vielleicht vor ihrer schweren Stunde, ihren Lieblings Schmuck der Gottheit opferten.

Weitere Aufschlüsse über die religiösen Anschauungen verdanken wir den Gräbern. In der Steinzeit pflegte man die Toten zu beerdigen, und dabei blieb es auch während der beiden ersten Stufen des Bronzealters. Zum Beispiel hat man in Röberwitz und Matkau (Kreis Ratibor) Erbbestattungen mit Beigaben aus dieser Frühzeit festgestellt. Vielleicht bargen auch die von Stöckel teilweise untersuchten Hügel in der Obora — einem Walde am rechten Oderufer, gegenüber Ratibor — Körpergräber, obwohl sich dort keine Knochen Spuren mehr erhalten hatten. Als dann in der zweiten Hälfte des vorletzten Jahrtausends v. Chr. die Leichenverbrennung üblich wurde, entstanden die Urnenfriedhöfe mit ihren oft nach Hunderten zählenden Beisetzungen unter flachem Boden. Von den obererschleisischen sind allerdings nur wenige planmäßig ausgegraben worden, so einer auf dem Baugrund der Branitzer Heil-

anstalt und zwei im Kreise Oppeln: bei Goslawitz und Groschowitz. Von den meisten anderen besitzen wir nur ungenaue Berichte und bestenfalls mehr oder weniger zahlreiche, aber nicht gräberweise gehobene Fundstücke. Für die örtliche Forschung bleibt hier noch viel zu tun. Eine Besonderheit bot das Gräberfeld von Krastillau. Es bestand aus Hügeln von achtzehn bis zwanzig Meter Durchmesser und 0,60 Meter Höhe, unterschied sich aber inhaltlich nicht von den Begräbnisplätzen der gewöhnlichen Art. Wichtiger ist eine andere, ganz auf Oberschlesien beschränkte Erscheinung. Auf einigen Friedhöfen des frühen Eisenalters bei Groß-Strehlitz begegnen uns neben der auch dort nicht seltenen Beisetzung in Urnen wieder eine Anzahl Körperbestattungen. Die Gräber sind mit Kalksteinplatten umsetzt und zum Teil reich mit Beigaben ausgestattet. Wir haben darin einen Einfluß der sogenannten Hallstattkultur zu erblicken, die mit ihren Handelswaren auch neue Sitten und Anschauungen ins Land brachte. Auch auf dem Hallstätter Gräberfelde (im Salzkammergut) kommen in dieser Zeit Skelett- und Brandgräber nebeneinander vor. Die so verschieden Bestatteten waren nichtsdestoweniger Glieder desselben Volksstammes. — Was war das für ein Stamm? War er slawisch — wie uns die polnischen und tschechischen Gelehrten gern glauben machen möchten — oder germanisch, wie die früher in Deutschland geltende Meinung war? Keins von beiden! Das kann heute mit aller wissenschaftlichen Bestimmtheit behauptet werden. Die Beweise hat erst kürzlich wieder der Professor der germanischen Altertumskunde an der Universität Berlin Gustav Kossinna in der Monatschrift „Oberschlesien“ zusammengestellt. Die Slawen saßen damals noch tief im Innern Rußlands, etwa zwischen mittlerem Dnjepr und den Pripjetsümpfen. Und mehr als ein Jahrtausend trennt das Ende dieses Zeitraums vom Beginn ihrer westlichen Wanderung. Die Germanen aber hatten sich zwar im Verlauf des Bronzealters von ihrer nordwestdeutsch-skandinavischen Urheimat ostwärts bis an die untere Weichsel ausgedehnt; sie waren jedoch gegen Süden zunächst nicht weit über die heutige Provinz Westpreußen vorgeedrungen. Ihre dortigen Nachbarn waren eben unsere Urnenfriedhofsleute, deren Kultur und Volksart, soweit die Funde erkennen lassen, von der ihrigen grundverschieden war. Da gleiches jenen gegenüber auch von den Kelten gilt, so bleiben für ihre Benennung von geschichtlichen Völkernamen Mitteleuropas nur die Thraker und Illyrier übrig. Kossinna hat sich für die letzteren entschieden, und wirklich spricht eine Reihe triftiger Gründe für die Richtigkeit dieser Namensgebung, vor allem der enge, nirgends

unterbrochene Kulturzusammenhang Ostdeutschlands mit den geschichtlichen Wohnsitz dieses Volkes, dann die uns von Ptolemäus überlieferten alten Ortsnamen illyrischen Gepräges, ferner die Gleichung Veneter — Wenden, die auf einer Übertragung des Namens der ursprünglich illyrischen Nachbarn der Germanen auf ihre Nachfolger, die Slawen, beruhen könnte, schließlich die Übereinstimmung der Adamiowitzer Schädelformen mit den Hallstättschen. Vorsichtiger wäre es immerhin, nur im allgemeinen von einer danubischen Bevölkerung zu sprechen.

Als die Besiedlungsdichte dieses Volkes ihren Höhepunkt erreicht hatte, waren seine Tage schon gezählt. Seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. rückten die Germanen beständig nach Süden vor. Sie breiteten sich in Posen, Nieder- und Mittelschlesien aus und nahmen endlich auch das nördliche Oberschlesien in Besitz. Die im Poppelauer Forst aufgedeckten steinkistenartigen Brandgräber werden ihnen mit Recht zugeschrieben. Daß sie neben echt germanischen Gefäßformen auch solche von „illyrischer“ Machweise enthalten, ist kein Hinderungsgrund; denn diese Mischung war bei der nahen Berührung der beiden Völker unvermeidlich. Mit der Zeit verschwindet indes das ältere Element. Es wurde wohl auch von Westen und Süden her durch die zeitweilig aus Böhmen und Mähren vorstoßenden Kelten bedrängt. Um Christi Geburt ist keine Spur der einst so stark vertretenen donauländischen Zivilisation mehr vorhanden. An ihre Stelle ist auf der ganzen Linie die germanische gerückt.

Auf die nun folgende Stufe wirft die Morgenröte der Geschichte schon ein leises Dämmerlicht. Seit Cäsar kommen die Römer in unmittelbare Fühlung mit den Germanen. Man interessiert sich für die halb gefürchteten, halb bewunderten Barbaren, und die Historiker und Geographen bringen allerlei mehr oder minder verbürgte Nachrichten über sie. Der lange unterbrochene Handel zwischen Süd und Nord wird wieder aufgenommen und durch die Vorliebe der Römer für Bernstein Schmuck neu belebt. Der Schwerpunkt von dessen Gewinnung hatte sich inzwischen nach der samländischen Küste verlegt. Dem entsprechend ging der Hauptweg von dem Stapelplatz Carnuntum an der Donau (oberhalb Preßburg) auf kürzestem Wege durch die March-Oder-Senke und Oberschlesien. Ein zweiter, mehr östlicher Weg führte von Calamantia (Komorn an der Donau) nordwärts wahrscheinlich durch den Jablunkapaz und mündete bei der von Ptolemäus genannten Station Carrodunum in den erstgenannten ein. Wenn diese



Kohle und Brot
Nach einer Originalradierung von Bruno Zwiener

Schlußfolgerung richtig ist, so würde der wichtige Knotenpunkt in das gemeinsame Vorland der beiden Pässe zu liegen kommen — ob bei Ratibor, Rosel, Krappitz oder Oppeln, welche Orte von verschiedenen Seiten genannt worden sind, dürfte schwer zu entscheiden sein. Vom archäologischen Standpunkt könnte man sich versucht fühlen, der Gegend zwischen Ratscher und Deutsch-Neukirch eine größere verkehrsgeographische Bedeutung beizumessen. Keine schlesische Landschaft hat auch nur annähernd so viele römische Münzfunde aufzuweisen. Mag auch die Angabe, daß man die Münzen bei Bieskau früher scheffelweise gesammelt habe, übertrieben sein, so ist doch die Menge der zuverlässig bezeugten groß genug. Oberschlesien ist auch der einzige schlesische Landesteil, aus dem geschlossene römische Münzfunde bekannt geworden sind. In Sakrau (Kreis Groß-Strehlik) hat man vor hundert Jahren einen Topf voll römischer Silbermünzen ausgegraben. Ein zweiter, mit etwa hundert Denaren, wurde 1880 bei Blotnitz im selben Kreise gefunden. Um diese Vorkommnisse zu würdigen, muß man bedenken, daß es fast immer besonderen Glücksfällen zu danken ist, wenn sie zur öffentlichen Kenntnis gelangen. Wie viele wertvolle Funde mögen unbeachtet verlorengehen! Leicht wäre dieses Schicksal auch dem größten oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit beschieden gewesen: dem Fürstengrabe von Wichulla bei Oppeln. Daß es ein Grab war, zeigte die mächtige, steingefügte Umfriedung von über Manneslänge. Daß es eine fürstliche Person beherbergt hatte, dürfen wir aus der beispiellosen Pracht der ihr ins Jenseits mitgegebenen Aussteuer für jene Zeiten ohne weiteres schließen. Sie umfaßte ein vollständiges Trinkservice: zwei reich verzierte Wasser- und Weineimer, Mischkessel, Kaffe-rolle, Schöpfkelle und Einsatzsieb, alles in bester capuanischer Bronzearbeit und in dem klassischen Stil des pompejanischen Geschirrs, weiter eine herrlich getriebene griechische Silberchale, auf deren Wandung sich Meeresungeheuer und Delphine tummeln, ein bronzebeschlagenes Trinthorn und verschiedenes Kleingerät. Recht materielle Vorstellungen vom Leben nach dem Tode spiegelt dieses Grabgut wieder! Wir denken an Walhall und die an langen Tafeln ewig zechenden und schmausenden Einherier.

Doch steht auch mit diesem Zuge das Wichullaer Grab vereinzelt da. Der landläufige Brauch war die Brandbestattung und Beisetzung der Urne in freier Erde ohne jeglichen Steinschutz. Hügelerschüttung von Erde und Feldsteinen ist nur bei den Gräbern von Schimischow, Kreis Groß-Strehlik, beobachtet worden. Die Mitgift der Toten setzt sich

mit geringen Ausnahmen aus einheimischen Erzeugnissen zusammen. Den Männern folgten ihre Waffen, vor allem Schild und Lanze für Stoß und Wurf, die unentbehrliche Wehr des freien Kriegers. Schwerter wurden nur von Vornehmern getragen; den Reitersmann zeigen die Sporen an. Messer, Schere zum Kürzen des Haares, Feuerstahl und Schleiffstein vervollständigen die Ausrüstung, die wir uns natürlich bei den Lebenden ebenso zu denken haben. Für Frauengräber charakteristisch ist, außer Spinnwirteln, der Schlüssel. Er hing am Gürtel und öffnete die eisenbeschlagene Truhe, worin die wertvollere Habe verwahrt wurde. Schmuck ist selten, und größte Einfachheit der Lebensführung spricht auch aus den erhalten gebliebenen Resten der Tracht, vornehmlich Gürtelteilen, Gewand- und Haarnadeln, Knochenklämmen u. dgl. In der Töpferkunst ist das gelegentliche Auftreten der Töpferscheibe bemerkenswert. Das Bild, das uns die Fundkarte aus der Zeit der germanischen Besiedlung gewährt, weicht in manchen Punkten von dem der früheren Perioden ab. Bis zum Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. bleibt die Karte beinahe leer. Dann füllt sie sich rasch und zeigt nicht allein das alte Kulturgebiet zwischen Oppa, Oder und Straduna, sondern auch Teile des rechten Oderufers, besonders den westlichen Teil des Landstrichs zwischen Klodnik und Malapane, dicht besetzt. Am auffälligsten ist die Ausdehnung auf den äußersten Osten dieses Streifens, also den heutigen Industriebezirk. So hat man bei Scharley die Spuren einer größeren Niederlassung aus dem 3. Jahrhundert festgestellt. Auf der anderen Seite scheint das Reizer Land, das doch von älteren Funden ziemlich viele beigezeichnet hat, sich jetzt in eine Waldöde verwandelt zu haben. Freilich muß immer wieder betont werden, daß unser Material fast ausschließlich auf Zufallsfunden beruht und daß das Bild durch künftige Entdeckungen stark verändert werden kann.

Als Bewohner Schlesiens während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung werden uns von griechischen und römischen Schriftstellern die Lugier oder — was gleichbedeutend ist — die Vandalen genannt. Ihre östliche Hauptgruppe, die Hastingen, zogen um 170 n. Chr. über die Karpathen nach Nordungarn und traten in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Rom; später wurden sie jenseits der Donau in Pannonien angesiedelt. Die Hauptmasse des Volkes blieb zunächst in Schlesien sitzen, trat dann aber im 4. Jahrhundert die große Wanderung an, die mit der Gründung des mächtigen Vandalenreiches in Afrika durch Geiserich endete. Der byzantinische Geschichtschreiber Prokop berichtet, daß die in der Heimat zurückgebliebenen Vandalen eine Gesandtschaft

nach Afrika geschickt hätten, um ihre Stammesbrüder zu bewegen, auf ihr Eigentumsrecht an den verlassenen Ländereien zu verzichten, ein Ansinnen, das abgelehnt worden sei, weil man sich die Rückkehr vorbehalten wollte. Wir entnehmen daraus die an sich wahrscheinliche Tatsache, daß die Völkerwanderung Schlesiens seiner alten Bewohnerschaft doch nicht so vollständig beraubt hatte, wie es das Versiegen der Funde vom 4. Jahrhundert ab anzudeuten scheint. Der beste Beweis dafür ist die Fortdauer des Namens Schlesien selbst, der aus der slawisierten Form des Stammesnamens der vandalischen Silingen hervorgegangen ist. Immerhin war die Verödung des Landes so groß, daß es nach und nach fremde Kolonisten anlocken mußte. Der Zeitpunkt der slawischen Einwanderung läßt sich nur schätzungsweise bestimmen. Schwerlich hat sie vor dem 7. Jahrhundert begonnen, und keinesfalls ist sie mit einem Male erfolgt, sondern gleichsam tropfenweise im Laufe vieler Menschenalter. Sonst wäre es nicht zu erklären, daß die Jahrhunderte nach der Völkerwanderung in den Funden so gar keinen Niederschlag erfahren haben. Zum Teil mag freilich hieran der außerordentliche Tiefstand der altslawischen Zivilisation die Schuld tragen. Noch um das Jahr 1000 war sie so niedrig, daß wir beim Anblick ihrer Hüttenstellen und ihres Hausrats an steinzeitliche Verhältnisse erinnert werden. Man muß schon bis ins 12. Jahrhundert hinauffsteigen, um ansehnlicheren Fundstücken, wie den bei Szechowitz ausgegrabenen, zu begegnen.

Diesen armseligen Zuständen haben erst die deutschen Kolonisten im 12. und 13. Jahrhundert ein Ende gemacht. Nicht als ungebetene Eroberer sind sie gekommen, sondern gerufen von den heimischen Fürsten, um durch ihren Fleiß und ihre höhere Gesittung den Wohlstand des Landes zu heben. Wenn Schlesien im Gegensatz zu den slawisch gebliebenen Teilen Osteuropas schon früh im Mittelalter der westlichen Kultur erschlossen wurde, so verdankt es dies einzig den deutschen Klöstern, Bauern und Bürgern, die die Wälder gelichtet, die Sümpfe entwässert, den Feldbau verbessert, blühende Dörfer und Städte angelegt, Handel und Wandel in die Höhe gebracht und das slawische Volk, ohne ihm etwas zu nehmen, der Segnungen der Zivilisation teilhaftig gemacht haben.

Aus: Paul Knötel und Balduin Möllhausen, Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur. Heimatverlag Oberschlesien, G. m. b. H., Gleiwitz.

Das deutsche Recht auf Oberschlesien.

Von Robert Kurpiun.

Raum jemals in der Geschichte der Völker ist ein festgefügtcs, Jahrhundertc hindurch bestehendes Recht schmählicher gebrochen worden, als das des Deutschen Reiches und Volkes auf Oberschlesien. Dieselben Staaten, denen die Phrasen von Recht, Freiheit und Selbstbestimmung der Völker bis zum Überfließen vom Munde strömten, haben sich zu heuchlerischen und schamlosen Bütteln schreiendsten Unrechts erniedrigt, die nackte Gewalt an Stelle des Rechts gesetzt.

Leitet ein Volk als erster Besitzer sein Recht auf ein Land her, so gebührt bezüglich Oberschlesiens nach den Quellen der Geschichte den Deutschen im Gegensatz zu den Slawen ganz zweifellos das Vorrecht. Jahrhundertelang, bevor die ersten Slawen — Polen oder Slowaken etwa um 600 n. Chr. — als Bewohner Schlesiens genannt werden, haben germanische Stämme — Vandalen und Lygier — Schlesien und auch Oberschlesien bewohnt. Die zahlreichen Gräberfunde auf ober-schlesischem Boden, besonders nahe dem Stromlauf der Oder, geben ein vollgültiges Zeugnis dafür und ersetzen den Mangel schriftlicher Urkunden.

Erst die Völkerwanderung — um 400 n. Chr. — ließ die Vandalen abwandern, bis nach Nordafrika hin. Es besteht aber die Annahme, daß ein, wenn auch wenig zahlreicher Volksteil zurückgeblieben ist. Geschichtsquellen berichten, daß die Abwanderer das Anrecht auf ihren heimischen Boden keineswegs aufgegeben, sondern nach dorthin Fühlung behalten haben.

Jetzt erst rückten in die entvölkerten Gebiete von Osten Slawen ein. Ums Jahr 1000 werden an der oberen Oder die Opolini genannt, die der Stadt Oppeln wohl den Namen gegeben haben. Die zurückgebliebenen germanischen Reste wurden von ihnen aufgesogen und verloren Sprache und Volkstum. Es erscheint jedoch nicht ausgeschlossen, daß jene auf höherer Kulturstufe stehenden vandalischen Volksplitter ihren Vorrang bewahrt und im Adel des Landes zum Ausdruck gebracht haben.

Vielleicht liegt in diesem unwägbaren Erbe der tiefere Grund dafür, daß in den späteren Jahrhunderten gerade die „Ezlahta“ — man will das Wort von „Geschlechter“ ableiten —, namentlich die zur Herrschaft gelangten Pfaffen, im Laufe der Zeit Millionen deutscher Ansiedler in ihr Land riefen, um es wieder zu höherer Kultur und Wirtschaft

emporzuführen. Diese höchst eigenartige Erscheinung, nicht nur auf Schlesien beschränkt, sondern sich weit nach Polen hinein erstreckend, setzte besonders nach dem großen Mongoleneinfall 1241 ein und führte zu einem Wiederaufbau des vorerwähnten Landes durch deutsche Hände. So ist selbst die Residenz polnischer Könige, Krakau, in dieser Zeit von deutschen Kolonisten neu erbaut worden, hat sein Deutschtum bis ins 15. Jahrhundert als Hanfsstadt bewahrt und zeigt heute noch in vielem die Spuren jener Tage.

In Schlesien wurden zahllose Stadt- und Dorfgründungen zu deutschem Recht durch deutsche Siedler bewirkt. Ihre höhere Kultur sog die slawischen Nachbarn allmählich auf. Das Land wurde auf rein friedlichem Wege durch Arbeit deutsch. Wenn diese in Oberschlesien nicht in demselben Maße wie in Niederschlesien erfolgreich abgeschlossen wurde, so lag das einmal an der ferneren Lage, zum anderen an den ungünstigeren klimatischen und Bodenverhältnissen Oberschlesiens. Von den reichen Bodenschätzen ahnte man damals noch wenig. Als ihre Zeit kam, stieß die Fortführung jenes großen Werkes bereits auf Widerstände.

Schon vor der Mongolenzeit war der deutsche Einfluß in Schlesien so mächtig, die deutsche Kultur derart maßgebend geworden, daß die dortigen Piastenherzöge, durch Blutsbände mit den vornehmsten Fürstengeschlechtern des Deutschen Reiches verknüpft, es unternehmen konnten, sich von dem übrigen, ihnen kulturfremd gewordenen Polen loszulösen. Das geschah unter Mitwirkung Friedrich Rotbarts im Jahre 1163. Von da ab nahm Schlesien unter Leitung piastischer Nebenlinien eine von Polen fast ganz unabhängige Stellung ein.

Die Loslösung wurde vollständig, auch für Oberschlesien, als sich zu Anfang des 14. Jahrhunderts die schlesischen Herzöge, um einen festen Rückhalt am Deutschen Reiche zu finden, freiwillig der Krone Böhmens als Lehnslente unterstellten. Böhmen war damals eins der stärksten Glieder des Reiches und stand unter der Herrschaft der deutschen Luxemburger.

Im Vertrage von Trentschin 1335 wurde der damalige König Kasimir der Große von Polen veranlaßt, als Gegenleistung für den Verzicht des Böhmenkönigs Johann von Luxemburg auf Polen seinerseits auf alle Rechte Schlesien gegenüber ohne Vorbehalt zu verzichten. Diese Erklärung des Polenkönigs wurde 1339 in Krakau nochmals in aller Rechtsform von ihm bestätigt. Damit fanden sich Jahrhunderte ab. Erst der neuesten polnischen Geschichtsklitterung blieb es vorbehalten,



an dieser offenkundigen Tatsache herumzudeuteln, um ihren haltlosen Ansprüchen auf Oberschlesien ein rechtliches Mäntelchen umzuhängen.

Die Polen behaupten, daß einmal Oberschlesien von diesem Verzicht ausgenommen, zum anderen der ganze Vertrag durch eine Urkunde des Papstes Innocenz VI. von 1354 feierlich aufgelöst worden sei. Zum ersten Einwurf ist zu bemerken, daß in der Urkunde von 1335 ausdrücklich alle schlesischen Herzogtümer, auch die oberschlesischen, dazu sogar noch Plock, Puschwitz und Teschen, namentlich aufgeführt worden sind. Der von den Polen künstlich herausgeholte Unterschied zwischen Breslau und Glogau einerseits, die Johann persönlich gehörten, und sämtlichen anderen Herzogtümern, die noch eigene Herrscher besaßen, Johann aber lehnspflichtig waren, andererseits ändert nichts an der Tatsache des Verzichts.

Auch die Entbindung des Königs Kasimir von dem Verzicht durch die von ihm erbetene Entscheidung des Papstes ist rechtlich unhaltbar; denn Kasimir hatte in der zweiten Urkunde von Krakau 1339 unter Berührung des Heiligen Evangeliums gelobt, daß sein Verzicht auf Schlesien durch nichts, nicht einmal durch päpstliche, kaiserliche oder sonstige Urkunden, die er erlangt habe oder künftig etwa noch erlange, aufgehoben werden könnte. Wenn Kasimir der Große diesen Versuch später dennoch unternahm, so ändert der äußere Erfolg nicht das geringste an der klaren Rechtslage.

Selbst wenn aber diese nach dem damaligen Stande zugunsten Polens ausgelegt werden könnte, so ist ihr durch den späteren Vertrag von Wysegrad in Ungarn 1372 abermals eine Wendung zugunsten Deutschlands gegeben worden. In Wysegrad beurkundete König Ludwig von Ungarn und Polen und bekräftigte durch Eidschwur auf das Heilige Kreuz, daß er auf sämtliche zum Deutschen Reiche und zur Krone Böhmen gehörigen schlesischen Fürstentümer und Herzogtümer verzichte. Auch in dieser Erklärung sind sämtliche oberschlesischen Herrschaften namentlich aufgeführt.

Daran ist in Zukunft auch durch päpstliche Entscheidungen nichts geändert worden. Man fand sich damit ab, daß ganz Schlesien ein deutsches zum Reiche gehörendes Land sei. Polen hat in den folgenden Jahrhunderten, selbst als 1471 einmal die böhmische Krone einem polnischen Prinzen zufiel, nichts dagegen unternommen. Auch bei späteren günstigen Gelegenheiten nicht, so, als Preußen 1742 Schlesien erwarb, als Napoleon I. 1806/07 den polnischen Staat neu errichtete und ihm die durch die drei Teilungen an Preußen gefallen Gebiete angliederte. Auch

unter den Auswirkungen dieser schwersten Niederlage, die der preußische Staat je erlitten, dachte der sonst über jedes Maß rücksichtslose kaiserliche Sieger nicht im entferntesten daran, Schlesien oder nur Oberschlesien anzutasteten. Erst dem Irrsinn des Diktats von Versailles ist es vorbehalten geblieben, ein Verbrechen zu begehen, das jedem Recht, jeder Moral ins Gesicht schlägt.

Jeder Moral! Denn außer den rein rechtlichen Gründen, die unzweideutig und unwiderleglich dastehen, fällt für das deutsche Recht auf Oberschlesien noch ein sittlicher Grund ins Gewicht, stärker und durchschlagender noch als die oben angeführten Beweise: das Recht durch Arbeit.

Oberschlesien, namentlich der entrissene Teil, ist das Land der Kohle, des Eisens und Zinks, das Land der Industrie. Seine Bodenschätze reichen noch auf Jahrhunderte. Sie gefunden, erschlossen und der Allgemeinheit zum Wohl ausgebeutet zu haben, ist einzig und allein deutschem Geist, deutscher Tatkraft und Arbeit zu verdanken. Sie ist nicht im Handumdrehen geleistet worden. Underthalb Jahrhunderte hindurch hat der deutsche, hier der preußische Staat, angespornt durch seinen größten König, ein Werk geschaffen, das fast ohne Beispiel in der Geschichte dasteht. Eine halbe Wildnis übernahm der große König im Jahre 1742. Habsburg hatte sich um diesen abgelegenen Teil seines Reiches wenig oder garnicht gekümmert. Jetzt setzte ein rastloses Schaffen ein, das Versäumte nachzuholen. Ungeahnte Widerstände erwuchsen dem Unternehmen, hervorgehend aus der Ungunst der geographischen und wirtschaftlichen Lage, der Trägheit der zurückgebliebenen Bevölkerung, den Gefahren durch unterirdische Wasser. Schwere Enttäuschungen mußten in Kauf genommen, wirtschaftliche Rückschläge überwunden werden. Früher schon, im 13. und 16. Jahrhundert, hatte deutscher Bergmannsgeist versucht, in Oberschlesien Fuß zu fassen. Erfreuliches war damals schon erreicht worden. Die Gefahren der Tiefe, kriegerische Verwicklungen, religiöser Hader hatten das begonnene Werk zweimal zum Erliegen gebracht. Das drittemal, mit Zähigkeit in die rechte Bahn geleitet, schien der große Wurf zu gelingen. Der ehrlichste, zäheste Wille, die besten Kräfte des deutschen Volkes sind an dieses große Kulturwerk in Oberschlesien gesetzt worden, eine Kapitalanlage von größtem Ausmaß.

Jetzt erscheint ein anderer, um die Früchte dieser Arbeit für sich zu ernten. Nicht einen Handgriff hat er selbst dazu beigetragen, daß alles gedieh. Zehn bewaffnete Wegelagerer überfielen einen friedlich am

Wege rüstig Schaffenden, der, waffenlos, sich nicht wehren konnte. Man vertrieb ihn aus seinem Besitz. Und jetzt muß er zusehen, wie Unfähigkeit, Trägheit und Habgier von neuem eine Wüste aus seinem Werk machen. Wenn er ein Mann ist, kann er es nicht vergessen. Er besitzt ein heiliges, unzerstörbares Anrecht auf diesen Boden, den er in Sonnenbrand und Wintersturm mit seinem Herzblut betaut, mit seinem Schweiß gedüngt hat. Dafür wird und muß er kämpfen, er und seine Kinder, bis das Geraubte wieder sein wird.

Die deutsche Besiedlung Schlesiens, insbesondere Oberschlesiens.

Von Gustav Freytag.

Wir vermögen nicht nachzuweisen, aus welcher Landschaft der Hauptstrom der schlesischen Einwanderer auszog. Wir erkennen nur zuweilen die Gestalt eines frommen Mönches, eines unternehmenden Landherrn oder einer jungen Fürstenbraut, welche an die Bauernhöfen ihrer Heimat pochten und junge Feldarbeiter mit gutem Versprechen unter das slawische Volk riefen. Viele Ansiedler kamen vom Niederrhein und aus Nordfachsen. In den Städten fanden sich sofort Zugewanderte aus allen Teilen Deutschlands. Und im ganzen war es wohl ein Vorrücken der Bevölkerung aus den nächsten Landschaften Mitteldeutschlands, aus Meissen, Thüringen, Franken. Aber sehr merkwürdig und unerklärt ist, daß der schlesische Dialekt, seit er in den Schriftdenkmälern erscheint, keineswegs als neue Mischsprache, sondern sofort in einheitlicher und durchgebildeter Eigentümlichkeit redet und daß er in seinen ältesten Formen nicht mit der Sprache des näheren Thüringen-Meissen, sondern mit der des entfernteren Franken größere Ähnlichkeit erweist. Der Sprache nach stammt die Hauptmasse der deutschen Schlesier von Franken- oder ist diesen am nächsten verwandt.

Schlesien war um das Jahr 1200 nicht stark bevölkert und war arm an Arbeitskraft. Nicht nur die Höhen der Riesenberge, sondern auch das Flachland der Oder waren noch mit dichtem Wald bedeckt. Von dem befestigten Grenzwald der Preseta, welche die ganze Landschaft umsäumte, dehnten sich meilenweit wüste Heiden. In den Waldsümpfen hatten zahlreiche Herden von Wildschweinen ihr Lager. Am Rand der Heide steckte der braune Bär seine Schnauze in die hohlen Baumstämme und suchte den wilden Honig. Und die Kieferäste auf der Heide zerriß das Elen mit seinem unförmigen Geweih. An den Flüssen aber baute zahlreich der Biber. Und um die Teiche schwebte der Fischadler

und über ihm der edle Jagdfalke. Viber und Falken waren den Fürsten zuweilen teurer als ihre Leibeigenen. Und mit Scheu sah der Kmete aus seiner elenden Hütte auf die Herren des Wassers und der Luft, für deren Bau und Nest er selbst und seine ganze Nachbarschaft stehen mußte bei schwerer Strafe.

Die polnischen Städte waren gewöhnlich einer Burg angebaut, mit einem Graben und Palisadenzaun umgeben. Auch in den Städten war der größte Teil der Bewohner nach polnischem Recht unfrei; doch hausten im Schutze der Burgen auch wohl Gutsbesitzer und Vornehme der Umgegend, zwischen den leibeigenen Handwerkern mehr Freie und freie Kaufleute, diese schon oft Deutsche. Wenn ein Feind nahte, flohen die Bauern vom Lande hinter den Graben der Stadt. In ruhiger Zeit aber wurden dort die Märkte gehalten. Bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts zahlte der Käufer zuweilen, wie in Polen, statt mit Geld mit den Schwänzen der Marder und den Fellen der Eichhörnchen. Aber schon waren schlesische Bergwerke eröffnet; etwas Silber und Kupfer wurde gewonnen; der Bergbau, das Recht der Herzöge, wurde durch Deutsche betrieben. Auch Münzstätten waren errichtet an allen größeren Markttorten. Wie in Polen, wurde das Geldblech jährlich, ja, an jedem Jahrmarkt verändert und schnell umgeschlagen. Und schon bezogen die Fürsten einige Einkünfte vom Marktzoll, von der Fleischbank und der Schenke. Aber diese Markttorte und die Dörfer herum waren deutschen Städten und Dorfgemeinden in nichts ähnlich als etwa im äußeren Aussehen. Denn hinter dem Graben und Pfahlwerk war nicht zu finden: eine freie Bürgerschaft, ein geordnetes Gemeinwesen, welches fest in sich selbst steht, das Recht hat, sich zu regieren und Besitztümer zu erwerben, seinen Bürgern Recht zu sprechen und gegen fremde Gewalt Recht zu schaffen. Und nichts war von dem zu finden, was sonst einer deutschen Stadtgemeinde ziemt, daß sie ihre Bürger tüchtig, wohlhabend und stark mache und dadurch eine Heimat werde für umsichtige Tatkraft und Reichtum, für Sitte, Gelehrsamkeit und Künste.

Ein solches Land beherrschten die fürstlichen Familien der Piasten damals unter polnischer Oberhoheit, welche oft bestritten wurde, endlich ganz aufhörte, eine Zeitlang selbst als Beherrscher Polens. Auch an ihren Häusern konnte ein Gegensatz auffallen. Die Piasten Oberschlesiens schlossen sich enger an Polen und erhielten sich und ihr Land mehr in slawischem Wesen, so daß dort Reste der slawischen Bevölkerung bis in die Gegenwart dauern. Um so lieber lehnten sich die Herren des größeren Niederschlesien an den deutschen Westen. Seit lange war ihre Politik,

deutsche Fürstentöchter zu heiraten. Der Einfluß der Frauen brachte deutsche Sitte an den Hof. Eifrig erhielt man die Verbindung mit den deutschen Verwandten. Die Fürstenskinder reisten in deutschen Ländern, wurden oft in Deutschland versorgt. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts hat das Haus der Piasten Familienverbindungen, Einfluß und Ansehen durch ganz Deutschland. Die Herzöge suchten bei ihren Verwandten im Westen die Umgürtung mit dem Ritterschwert nach



Loslau

und kleiden ihr Gesinde in die Farben ihrer Schwertpaten. Sie selbst schlugen ihre Abhängigen mit dem geraden deutschen Schwert und nicht mit dem krummen Slawensäbel zu Rittern und gewöhnen sie, sich in Malvasier und Reisal, statt in altem Met zu berauschen. Die Fräulein am Hofe fordern von dem fahrenden Spielmann deutsche Tanzreigen. Ja, die zierlichen Maße der deutschen Minnelieder werden bewundert, und wir können entscheiden, wie einer der edelsten Piasten mit den Schwierigkeiten der Stollen und Abgesänge fertig

wurde. So zog sich ein zahlreicher deutscher Ritterstand in die Landschaft: feine Herren und abenteuerliche Gefellen. Aus den deutschen Höflingen und ihren Vettern wurden schnell schlesische Grundbesitzer. An die Stelle der slawischen Kastellanei trat das deutsche Lehnsgut. Mehr aber noch als die fremden Grundherren förderte die Geistlichkeit deutsche Sitten. Priester und Mönche wanderten unablässig von Westen her in das halbwilde Land. Und das Bistum Breslau, um das Jahr 1000 gegründet, erwarb um 1200 durch Erbschaft die fürstliche Gewalt über das schlesische Herzogtum Neisse. Bis aus der Grafschaft Artois waren Augustinerchorherren an die Oder gepilgert. Auf einer Sandinsel, gegenüber dem großen

slawischen Markt, aus welchem hundert Jahre später die deutsche Stadt Breslau wurde, hatten sie sich festgesetzt. Aus Pforte an der Saale kamen noch vor dem 13. Jahrhundert arbeitsame Zisterzienser, gründeten das reiche Kloster Leubus und verbreiteten sich schnell im Lande. Schwestern desselben Ordens aus Bamberg rief die Hl. Hedwig, Gräfin von Meran, Gemahlin Herzog Heinrichs im Bart. Und das prachtvolle Gebäude, welches der Herzog den Nonnen in den Waldhügeln von Trebnitz errichten ließ, die starken Steinmauern und das Dach von Blei, unter welchem mehr als hundert Dominas für das Land beteten, erregte noch nach Jahrhunderten die Bewunderung gereifter Männer. Merkwürdig schnell wurde die Landschaft mit Klöstern und frommen Stiftungen besetzt. Und ein Bote des Polenkönigs, der von Krakau her das Land durchzog bis an seine damalige Nordgrenze hinter Müncheberg, sah wohl mit Bewunderung in Entfernungen von nur wenigen Meilen am einsamen Waldstrich oder am fischreichen Fluß die neuen Gebäude eines heiligen Hauses durch die Bäume schimmern und hörte den Klang der Glocke dort, wo sonst nur Schrei der Raben und Geheul des Wolfes die Stille des Waldes unterbrochen hatte. Und jedes Kloster stand als ein Festungswerk für deutsches Wesen. Denn jedem waren die ersten und vornehmsten Brüder von Westen her gekommen; alle holten von dort Belehrung, Bücher und geistliche Stärkung. Schnell erkannten jetzt die Fürsten, Edelleute und Geistlichen den Unterschied zwischen deutscher und slawischer Arbeit. Große Landstrecken brachten wenig ein. Der Wald gab nur Holz für den eigenen Bedarf, die Heide ihren Honig, sonst keinen Ertrag. Die unfreien Kmeten bauten wenig Früchte, und der Dezem trug nicht viel. Geld war von den Steuernden schwer zu erhalten. So trieb den Grundbesitzer des Landes die verständige Rücksicht auf den eigenen Nutzen zu neuen Versuchen. Mit Verachtung sah man auf den alten Radlo, den Haken, mit welchem die Einheimischen pflügten, und rief nach dem großen Pfluge der Deutschen und nach stärkeren und freien Händen, ihn zu führen. Hier in Schlesien kam zuerst eine große Wahrheit in die Erkenntnis der Menschen, die Wahrheit, auf der das ganze Leben beruht: daß die Arbeit der Freien allein instande ist, ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen. Die Grundherren verzichteten auf den größten Teil der Ansprüche, die sie nach polnischem Recht an den Bewohner des Bodens hatten und die so übergroß waren, daß sie wenig eintrugen. Die Fürsten verliehen ihnen als Gunst das Recht, Städte und Dörfer nach deutschem Recht zu gründen, das heißt: freie Kommunen zu schaffen,

und als eine fürstliche Gnade wurde dies Privilegium eifrig begehrt, vielleicht am eifrigsten von der Geistlichkeit, von Zisterziensern, Augustinern u. a.

Die Anlage aber eines deutschen Ortes geschah regelmäßig nach derselben Methode. Fürsten oder Grundherren schlossen Verträge mit einem Unternehmer (Lokator). Er hatte die deutsche Stadt oder Bauernschaft einzurichten; dafür wurde er selbst Vogt der Stadt oder Schulze des Dorfes. Wo ein Wald gerodet, eine Heide in Hufenland umgeworfen oder ein verkommenes Slawendorf besetzt werden sollte, wurde die Hufenzahl der Dorfflur festgestellt, zuweilen in feierlichem Zuge umschritten und dem Lokator die Schultisei des Ortes mit ihren zinsfreien Hufen zu erblichem und unveräußerlichem Eigentum übergeben. Er war Ortsobrigkeit, hatte Steuern zu erheben und abzuliefern und in Rechten und Pflichten seine Gemeinde zu vertreten. Die Gemeindegossen saßen als freie Männer in erblichem Besiz. Zur Veräußerung mußte der Grundherr seine Genehmigung geben. Die neuen Ansiedler waren frei von Lasten auf mehrere Jahre.

Wo Gelegenheit zu einem Markt war oder wo sich hinter dem polnischen Stadtgraben größere Tätigkeit regte und die Fremden zahlreicher wurden, da gaben die Landesherrn dem rittermäßigen Lokator die Befugnis zur Anlage einer Stadt nach deutschem Recht. Er bekam die Vogtei der Stadt als erbliches, freies Eigentum, dazu Ackerland, oft ein Freihaus, Revenuen von den Fleisch-, Brot- und Schuhbänken. Auch hier hatte er als Vogt die Gerichtsbarkeit, zuweilen sogar die oberste. Die Städte erhielten außer dem Ackerland oft Wald, Weide, Fischerei und Jagdrecht, zuweilen das Meilenrecht für städtische Gewerbe. Die Bürger waren sämtlich persönlich frei und regierten ihr Gemeinwesen selbst. Statut und Recht holten sie sich bei einer angesehenen deutschen Stadt, und sie bezahlten es der Mutterstadt in der Regel mit gutem Gelde. Magdeburg wurde die große Quelle für Statut und Recht der schlesischen Stadtgemeinden. Und noch lange, nachdem Breslau zu seiner Größe gekommen war, ging man auf Magdeburg zurück, wenn man in schwierigen Fällen einer Entscheidung bedurfte.

Nicht gleich war das Schicksal, welches die deutschen Städte und Dörfer, die doch beide nach denselben Grundsätzen gegründet waren, in dem späteren Mittelalter hatten. In den Städten wuchs die enger zusammengefaßte Kraft deutschen Lebens fröhlich empor; Selbstgefühl der Bürger und ihre Rechte wurden immer größer. Die Erbvogteien wurden von ihnen durch Kauf erworben, und die Rechte des Vogtes,

vor allem seine Gerichtsbarkeit, fielen der Bürgerschaft selbst zu. — Die Mehrzahl der Dörfer dagegen vermochte sich in späterer Zeit gegen Übergriffe der Grundherren und gegen Lasten, welche die Fürsten wieder auflegten, nicht zu schützen. Sie verloren von ihren Freiheiten. Und manches Recht, das sie bei der Gründung im 13. Jahrhundert befaßen hatten, wurde ihnen erst im Anfange des 19. wieder gewährt.

So schoß seit 1200 zwischen den Riesenbergen und der endlosen polnischen Ebene in der oberen Hälfte des Oderlandes mit überraschender Schnelligkeit ein neuer deutscher Stamm auf. Am Ende des Jahrhunderts war seine Herrschaft über das Land entschieden; aber noch dauerte die Einwanderung fort, und der stille Kampf zwischen deutscher und polnischer Art wurde noch lange, nachdem der Sieg entschieden war, fortgesetzt. Ja, in einigen Landkreisen dauert er noch heute. Im ganzen folgten die füsamen Slawenstämme Schlesiens friedlich der neuen Strömung; denn durch Jahrhunderte war es für jeden Slawen vorteilhaft, deutsches Recht zu erwerben. Und der neue deutsche Stamm stellte sich bald durch seine Mundart, seine Sitte, seine Bildung als eine neue Schattierung des deutschen Volkscharakters dar.

Aus: Gustav Freytag, Bilder a. d. deutschen Vergangenheit. II, 1. Leipzig, E. Hirzel.

Aus Oberschlesiens Chronik.

Kat s c h o r / Lat. *Katschura*, ein offner Flecken / Benishaw, Kranowitz / Ostra / so dem Bischoff von Breslau gehöret / Neukirchen / Lubitz / Königsberg / Wigstädel / sind unbemauerte Orter / theils mit Schloßern.

L ü b s c h ü t z / Lat. *Leobschütium*, eine schöne und befestigte Stadt / 17. Meilen von Breslau gelegen / welche wegen des ansehnlichen Schöppenstuhls / und dem darinne florirenden Kornhandel gar sehr berühmte. Diesen Ort und Jägerndorff besaßen die Schweden in Oberschlesien am allerlängsten / indem sie dieselben erstlich Anno 1649. evacuirt.

Ratibor / Lat. *Ratiboria*, die Residenz-Stadt disseits der Oder / und 20. Meilen von Breslau gelegen / ist von ziemlichen Alterthum / indem schon An. 1177. der Fürst Mieslaus, Boleslai III. Sohn sich hinein salviret. Sie hat fest aufgeführte Mauren / und ein Collegium Canonicorum B. Marix, welches der Breslauische Bischoff Thomas II. An. 1287. gestiftet. Das Fürstliche Schloß ist uhralt. Um die Stadt sind die schönsten Obst-Gärten. Vor Zeiten

ist ein großer Salzhandel allhier gewesen / weswegen Anno 1406. zwischen dem Herzog von Teschen und Ratibor große Widerwärtigkeit entstanden / indem jener solchen nach Teschen zu ziehen getrachtet.

Riebnitz / Lat. *Ribnicum*, ein offener Ort / liegt mitten im Fürstenthum, kommt bey den Historicis öftters für / hat ein altes Schloß.

Sorau / Lat. *Sora*, ist mit Mauren umgeben / und handelt stark mit Pohlenischen Salz und getrockneten Obste.

Osterberg / ein Städtlein / liegt überaus lustig zwischen dreyen Wassern / von einer Seite fließt die Elsa / von der andern die Osterbach in die Oder / hat auch ein Schloß / gehört den Grafen von Hendel. Ferner sind in diesem Fürstenthum das Städtlein Pilzowitz / Mieslowitz die äußerste Gränzen gegen Pohlen / Rauden ein berühmtes Feld-Closter / das Städtlein Loxlau / woselbst jährlich ein großer Pferde-Markt gehalten wird.

Das Oppelische Fürstenthum ist das größte / und macht fast den fünfften Theil von Schlesien aus; Gegen Morgen und Mitternacht gränzet es an Pohlen / gegen Abend an das Briegische und Grotkanische / gegen Mittag an Jägerndorff / Troppau / und Ratibor. Anzo wird es in sieben Weichbilder eingetheilet / als das Oppelische / Ober-Glogauische / Groß-Strehlitzische / Roselische / Tostarische / Rosenbergische / und Falkenbergische. Darinnen liegen:

Oppeln / Lat. *Oppolia*, liegt jenseits der Oder gegen Pohlen / 12. Meilen von Breslau / und ist ein sehr ansehnliche Stadt / welche ein Collegium Canonicorum Regularium, und ein starkes Fürstliches Schloß hat. Aber dem Eingang des schönen Hospitals daselbst stehen folgende Verse:

Gib her das dein / weil es das dein /
Denn nach dem Tod kans nicht mehr seyn.
Was du gegeben hast im Leben /
Wird stets in frischem Gedächtnuß schweben.

Diese Stadt ist im dreysßigjährigen Kriege ein rechter Tummel-Platz gewesen / und hat viel Ungemach und Schaden erdulden müssen.

Ober- oder Klein-Glogau / Lat. *Glogovia minor*, ist von geringer Größe / hat aber ein vortreffliches schönes Schloß / den Grafen von Oppersdorf zuständig. An. 1656. retirirte sich der König in Pohlen / Johann Casimir / mit seiner Gemahlin und Hoffstatt dahin / als ihn die Schweden aus dem Reiche verjagten.



Leobschütz: Rathaus

- Groß-Strehliß / Lat. Strelitia major, ist fast das Centrum oder der Mittelpunkt im Oppelischen / hat ein schönes Schloß / und gehöret dem Grafen von Colonna, ist auch sehr nahrhafft.
- Rosel / Lat. Coselia, eine ziemlich große und feste Stadt / mit einem starken Schlosse / welches zu einem guten Passe gedienet; herum ist ein gutes Korn-Land / das ganze Weichbild hat vormals den Herzoglichen Titel geführt.
- Tost a / Lat. Tostum, eine ummauerte Stadt / nebst einem schönen Schlosse / dem Grafen von Colonna zuständig.
- Rosenberg / Lat. Rosenberga, eine ziemlich verwahrte Stadt / hat gute Nahrung von Pohlen / ward wegen der daselbst grassirenden Pest An. 1708. gesperrt.

Falckenberg / Lat. Falcoberga, ein sehr armjeliger Ort an dem Wasser Steina / jedoch ist das Schloß noch etwas besser / worinnen ein Graf Ezerotin wohnet.

Ueber diese Weichbilder sind noch folgende Städte dem Oppelischen Fürstenthum einverleibet; als:

Neustadt / Lat. Neostadium, liegt am Bach Brudniß / und ist nach Oppeln in diesem Fürstenthum die schönste und bewohnteste / indem sie starcken Garn-Handel treibet. Nächst dabey siehet man auf einem Hügel die alte Festung Wogendrüssel liegen / Hennelius nennet sie Wagendeißel.

Gleibitz war vormals eine Fürstliche Residenz.

Rappitz ist auch eine feine Stadt / hat seine Ringmauer / gehört den Grafen von Rhedern / es fällt allhier die Prudniß in die Oder.

Tarnowitz ist ein offener Ort / aber sehr nahrhaftig / indem die Pohlen und Juden daselbstn starcken Handel mit Zinn / Bley / Glätte und Salk treiben.

Leschnitz wird wegen der Wallfarth frequentirt / so die Catholischen auf den nächstgelegenen St. Annaberg halten.

Proskow ist an sich gering / weil es aber das Stamm-Hauß der Barone von Proskowsky, nachgehends Grafen von Proskow / die Klein-Strelitz / Pinkenaw / Bülch / und andere Oerter mehr in diesem Fürstenthum besitzen / so ist es zu mercken.

Viasa / Lat. Vyesdum, ein Städtlein / gehört dem Bischoff von Breslau / welcher es Anno 1222. von Herzog Casimiro zu Oppeln empfangen.

Weiskretzen / Guttentag / Schlawentitz / Nadel / Schurgast / Steina / Friedland sind maessige Oerter.

Das Fürstenthum Oppeln hat die besten Waldungen / und dicksten Foerste / woraus unterschiedliche Fürstenthümer gleichsam als aus einer Holz-Kammer reichlich versorget werden.

Fürstenthum Neisse. Das vornehmste Fürstenthum in Schlesien ist das Neißische / oder Grotkauische / welches gegen Morgen an Oppeln / gegen Abend an Münsterberg und die Grafschaft Glatz / gegen Mittag an Maehren und Troppau / und gegen Mitternacht an das Fürstenthum Brieg gränzet; darinnen sind:

Neisse / Lat. Nissa, die Bischoeffliche Residenz-Stadt / samt dem Weichbild / 12. Meilen von Breslau an dem Fluß gleiches



Stadtbild von Ober-Glogau

Namens gelegen. Wegen der schoenen Kirchen / der ansehnlichen
Bischoefflichen Residenz / derer trefflichen Haeuser und breiten
Straßen ist eine von den schönsten Staedten Schlesiens; ist über
diz auch sehr wohl befestiget / und hat überaus gesunde Lufft. Die
Burger handeln stark mit Ungarischen Weinen und Leinwad / und
ist absonderlich an St. Agnes Tag daselbst ein grosser Weinmarkt /
auf welchen die meisten Weinschenken in Schlesien sich versorgen.
Der Viele-Bach fließt durch die Stadt / von welchen in Schlesien
die Hexen Biel-Weisen genennet werden / indem immer daselbst
scharffe Heren-Erecutiones sind gehalten worden. Weil auch die
Stadt sich immer wider die Huziten gewehret / und wohlgehalten
so hat man ihr zu Ehren folgendes Epigramma gemacht:

Die Weisen schlugst du todt / die Huz dir zugesandt /
Die Weisen / so die Biel dir gab / hast du verbrand /
Du pflegst auf solche Weiß viel Weisen abzuweisen /
Doch sind viel weise Leut / von denen du zu preisen /

So du gebohren hast / die halte lieb und wehrt /
 Die sind die Weisen / so dir GOTTES Gnad beschehrt.
 Vormalts haben die Bischoeffe und die Burgerschafft in keiner guten
 Verstaendnuß miteinander gelebet / welches zu unterschiedlichen
 Tumulten Anlaß gegeben.

Die vornehmsten Adelichen Haeuser sind in dem Neißischen
 Weichbilde Biliß / Grueau / Winkenberg / Falden-
 nau / Laßot.

Grottkau / Lat. Grotgovia, samt dem Weichbild / liegt
 8. Meilen von Breslau / 2. von Brieg / 4. von der Neiß / und ist
 ebenfalls eine schöne Stadt mit tüchtigen Mauren. Die Pfarr-
 Kirche / der Bischoffs-Hof und das Rathhaus sind wol zu sehen. Ein
 jeder Burger daselbst mag so viel Holz in dem Stadt-Wald fällen /
 so viel er als er für sein Haus braucht / und einem jedweden Burger-
 Hause ist auch sein gewisser Acker zugeleget / wovon der Besizer /
 in Ermangelung anderer Nahrung / sein Brod haben kan. In diesen
 Weichbilde liegen viel Bischoeffliche Cammer-Güter / und viel
 Adelige Haeuser / als Alten-Grottkau / Niclas-
 dorff / Rueschmalß x. insgleichen das Städtlein
 Wanssen / woselbst viel Taback gebauet wird / und von welchen
 die Schlesier Sprichworts-weise sagen / daß daselbst ein altes Weib
 wohne / welches den Unbaertigen koenne Baerte machen.

Ottmuechaw / ist die dritte Weichbilds-Stadt / Lat. Otmucho-
 via, an der Neisse / hat ein festes Schloß / worauf der Bischoff
 die widerspaenstige Geistlichen Poenitenz thun laesset. Der izige
 Bischoff von Breslau / Franz Ludwig / Pflazgraf am Rhein /
 hat An. 1691. eine schoene Pfarr-Kirche daselbst anlegen lassen /
 welche An. 1701. ist ausgebauet worden. In der darzu gehoerigen
 Landschafft sind etliche feine Ritter-Sitze / als Neuhaus /
 Niederpomsdorff / Hertwigswaldau / x.

Biegenhals die vierdte Weichbilds-Stadt ist wegen Verfertigung
 des schoenen Glases / und der guten Eisen-Haemmer beruehmt.
 Sie liegt an der Biela / welches zu mercken / weil noch eine Stadt
 von gleichen Nahmen in dem Neißischen ist.

Standesherrschaft Plesse und Ober-Beuthen. Zu
 Ober-Schlesien gehören noch die zwey freye Standes-Herrschaften
 Plesse und Ober-Beuthen. Die freye Standes-Herr-
 schafft Plesse / die kleinste unter allen / liegt zwischen dem

Fürstenthum Teschen und Ratibor an der Klein-Pohlnischen Gränze / und begreiffet unter sich:

P l e s s e / Lat. *Plessa*, die vornehmste Stadt / ist wohl gebauet / und mit einer starken Mauer umgeben. Das Schloß / die Pfarr-Kirche / und das Rathhaus sind schoene Gebaeude. Sie ligt in einer lustigen Gegend / zehen Meilen von Crakau / und sieben und zwanzig von Breslau. Die andern zu dieser Herrschaft gehoerigen Staedtgen und Flecken sind gar schlecht. Die Einwohner reden durchgehends mehr Pohlnisch / als Teutsch / und müssen sich auch gänzlich mit dem Handel von Pohlen ernehren.

O b e r - B e u t h e n. Die andere freie Standes-Herrschaft **O b e r - B e u t h e n** / liegt im Fürstenthum Oppeln / und hat eine Stadt gleiches Namens; sie war vor diesem wegen der Silber-Bergwerke gar sehr im Ruff. Heut zu Tage ist nichts Merkwuerdiges darinnen.

Nus: Schlesische Kern-Chronike / Oder Kurze jedoch gründliche Geographisch-Historisch- und Politische Nachricht von dem Herzhogthum Schlesien / worinnen Die Beschaffenheit des Landes / und der darinnen sich befindenden Fürtentümer / Herrschafften / Städte / Klöster / Flüsse / Berge / r. Ingleichen derer Schlesischen Herzoge Ursprung / Abstammung / Abtheilung / und Praerogativen / wie auch derer Schlesischen Ober-Regenten Ordnung und Folge von Piasio an / bis auf den jetzigen Glorwürdigsten und Allerdurchlauchtigsten Josephum, Roemischen Kayser / und zu Hungarn und Böhmen Koenig; Nicht weniger das Schlesische Regiments-Policey-Kriegs-Steuer-Kammer- und Münz-Wesen / nebst dem Religions-Staat mit möglichsten Fleiß abgehandelt worden. Nebst Einer umständlichen Erzählung von der Executions-Commission der Altranstaedtschen Convention. Nürnberg / Zu finden bey Johann Leonhard Buggeln / Buchhändlern. Gedruckt bey Melchior Gottfried Hein. An. 1710.

Zur Sprachenfrage in Oberschlesien.

Von Karl R a i s i g (1920).

Wer Oberschlesien nicht aus eigener Anschauung kennt, macht sich über die sprachlichen Verhältnisse dieser Landschaft leicht grundfalsche Vorstellungen. Wenn jemand im Reich, wie kürzlich die Zeitungen meldeten, vor Antritt seiner Reise nach Schlesien seine Bekannten fragt, ob man in Breslau nicht einen polnischen Sprachführer brauche, so wirkt das freilich unfreiwillig komisch. Täglich aber kann man es erleben, daß Besucher Oberschlesiens ihrer Verwunderung Ausdruck geben, ohne Kenntniss des Polnischen selbst auf dem Lande auszukommen. Das kann man in der Tat. Dank der vorzüglichen Arbeit der oberschlesischen Volksschule spricht hierzulande jedes polnische Kind fließend deutsch, manches so, daß nur ein genauer Kenner Unterschiede gegen die Sprache rein

deutscher Kinder heraushört. Darin steht Oberschlesien in einem auffälligen Gegensatz zu den östlichen Nachbarländern, dem früheren Russisch-Polen und Galizien, wo es bis zu 80 vom Hundert Analphabeten gibt. Wenn vor dem Kriege die russisch-polnischen Saisonarbeiter, die den ganzen deutschen Osten überschwemmten und fast in jedem ober-schlesischen Dorfe anzutreffen waren, Geld nach Hause schickten und die ober-schlesischen Schulkinder baten, ihnen die Postanweisungen zu schreiben, so fand darin die ober-schlesische Kulturüberlegenheit ihren deutlichen Ausdruck.

Der Muttersprache nach wiegt in Oberschlesien freilich das Polnische vor. Aber die deutsche Minderheit ist im Regierungsbezirk Oppeln recht beträchtlich. Nach der Volkszählung von 1910 betrug bei einer Gesamtbevölkerung von 2 207 981 die Zahl der Deutschen 884 045, also ein starkes Drittel. Die Städte sind durchweg überwiegend deutsch. Aber auch in den ländlichen Bezirken wird die polnische Überzahl fast nirgends so groß, daß man von rein polnischen Gegenden sprechen könnte. Nur zwei Kreise des Bezirks, Lublini³ und Pleß, haben mehr als 80 vom Hundert polnisch-sprachige Einwohner.

Das ober-schlesische Polnisch wird nun vielfach als Wasserpolnisch bezeichnet, wogegen von den polnischen Führern Einspruch erhoben wird. Wie steht es damit?

Es trifft zunächst nicht zu, daß diese Bezeichnung dem politischen Kampfe der letzten Jahrzehnte entstammt. Sie ist mit Beziehung auf die polnische Volkssprache Oberschlesiens schon vor zweihundert Jahren bezeugt, was aus polnischen Quellen nachweisbar ist, z. B. aus dem Buche „W obronie polskosci Gornego Slaska“ (In der Verteidigung des Polentums in Oberschlesien) Oppeln 1918.

Fassen wir das polnische Volksidiom Oberschlesiens ins Auge, so drängen sich auf Schritt und Tritt starke Abweichungen gegen das Hochpolnische auf, die mitunter zu drolligen Verwechslungen Anlaß geben. Wenn in längst verflossenen guten Zeiten der galizische Pole im ober-schlesischen Wurstladen eine Kiszka verlangte und damit eine Wurst meinte, wurde ihm sicherlich bedeutet, gefäuerter Milch (die sogenannte Schlickermilch) müsse er schon wo anders verlangen, nicht im Wurstgeschäft.

Ein besonders hervorstechender Zug des ober-schlesischen Polnisch ist seine Wortarmut. Es beschränkt sich im wesentlichen auf die Worte und Formen des Alltagsverkehrs. Die Welt der geistigen Begriffe fehlt ihm, wie jeder Mundart, ursprünglich ganz und dringt aus dem kirchlichen



Am Rathaus in Rybník

Leben und in neuerer Zeit aus Presse und Schrifttum nur ganz langsam ein, wobei jedoch ein weiterer Wesenszug der Sprache deutlich erkennbar wird. Der Sprachschatz erweitert sich keineswegs ausgesprochenemassen nur nach der schriftpolnischen Seite hin. Wahllos werden die Worte und Wendungen genommen, woher sie auch stammen. Und deutsche Worte

fügen sich der Mundart ebenso leicht ein, wie hochpolnische, was auf ein sehr wenig lebendiges Sprachgefühl des polnischen Oberschlesiens schließen läßt.

Und damit kommen wir auf das Hauptmerkmal des obereschlesischen Polnisch: seine starke Durchsetzung mit deutschen Bestandteilen, die im Industriebezirk zu einem völligen Durcheinander wird, bei dem man häufig nicht weiß, ob deutsch oder polnisch. Bei Eisenbahnschaffnern und Droschkentutschern kann man dies Sprachgemisch besonders häufig hören, wenn sie unter sich sind. Folgende ergötzliche Blüten des Wasserpolnisch entnehme ich der polnischen Schrift „Język polski Gornoslazakow — die polnische Sprache der Oberschlesier“, Seite 6:

Moj junge se schlecht auffiruje; ani se sztyli nie wixowal. (Mein Junge führt sich schlecht auf; er hat sich nicht einmal die Stiefel gewichst.)

Ten tuch jeft tajer za cwaj taller fünf bim. (Das Tuch ist teuer für zwei Taler fünf Böhm [50 Pf.])

Nim die drunga, hau die kobyla, zebz besser ciagla. (Nimm die Stange; hau die Stute, daß sie besser zieht.)

Das deutsche Wort ist ins obereschlesische Polnisch so stark eingedrungen, daß selbst so viel gebrauchte Begriffe, wie Kragen, Tinte, Schrank und Tasse mit ihrer polnischen Bezeichnung fast völlig unbekannt sind. Man sagt dafür ganz allgemein: kragel, tinta, szrank und szolka (von Schale).

Das Wasserpolnisch hat bereits eine umfangreiche Literatur gezeitigt. Erst übersehte man zur Erheiterung deutsche Gedichte in diese Mundart. Am bekanntesten ist „ten Bürgschaft“ od pana Schillera, worin es zum Beispiel heißt:

„Te miaſto od tyrana befreiowac“

„To bandziesz, pieronie, na kreuzu bereuowac.“

Die polnischen Führer haben früher diese Entartung ihrer Sprache eifrig bekämpft; in neuerer Zeit aber benützen sie das Idiom zu politischen Zwecken. Fast jede polnische Zeitung Oberschlesiens hat jetzt ihre humoristische Ecke, in der ein biederer Oberschlesier in seiner heimischen Mundart auftritt. So zum Beispiel im „Sztandar Polski“, Gleiwitz, der komische Straßenkehrer Kalasanty Bimbala.

Aber auch das Deutsche ist in Oberschlesien vom Einfluß der polnischen Sprache nicht unberührt geblieben. Schon in der Sprache der gebürtigen deutschen Familien finden sich auch in höhergebildeten Kreisen Spuren. Es schleichen sich unvermerkt Polonismen ein, zum Beispiel: „Es regnet was einmal da mehr“. Vollends der einfache Mann von polnischer Herkunft spricht häufig ein sehr unbeholfenes Deutsch, das in komischer Ver-

zerrung gleichfalls schon Literatur geworden ist. Ich erinnere da besonders an die Schnurren von Kondziolka, die in einer größeren Zahl von Heften vorliegen und eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, besonders durch ihre drolligen Vierzeiler, die oft angeführt werden, wie sonst Verse von Wilhelm Busch.

Gekürzt. Aus: Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur. Gleiwitz, Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H.

Die Truppen des geistigen Kampfes in Oberschlesien.

Von Victor.

Sinn und Bedeutung des nationalen Kampfes, den man um die Erhaltung Oberschlesiens beim Reiche geführt hat, ist endlos geschildert und besprochen worden. Da ist es wohl nötig, auch einen kleinen Blick auf die Truppen zu werfen, die diesen Kampf führten. Fangen wir von unten an, bei der Mannschaft, dann müssen wir sagen: das ganze Deutschland soll es sein, und das ganze Deutschland ist es auch, die paar Querschädel von Ultralinks abgerechnet. In dieser zersfahrenen, von öder Ichsucht regierten Zeit ist es ein doppelt stärkender Trost, angesichts dieses einen Zieles das deutsche Volk in allen seinen Ständen und Klassen einmal wirklich einig zu finden. Was die schicksalvollen Londoner Tage nicht fertig gebracht haben — denn bei deren Erörterung in Deutschland gab es unter Tische immer noch allerlei Hakeleien —, das ist der „oberschlesischen Frage“ gelungen: hier gingen von Anfang bis zu Ende die politischen Parteien einträchtig Arm in Arm miteinander, hemmten einander nicht und hielten wacker Schritt und Tritt.

Eine Truppenmacht von solcher Größe konnte natürlich nicht nur aus lauter Gemeinen bestehen. Sie brauchte Führer und brauchte Organisation. Und auf diesem Gebiete nun hat der deutsche Geist sich einmal wieder auf seiner alten, bekannten und namentlich an den Riesenaufgaben der Kriegezeit erprobten Höhe gezeigt. Das ganze gewaltige Organisationswerk für Oberschlesien, das so fabelhaft gegliedert und so prachtvoll in sich selbst ins Gleichgewicht gebracht worden ist, läßt sich hier nicht völlig schildern. Es mögen nur zwei der wichtigsten Faktoren erwähnt sein.

Die Aufgaben bei dieser Vorbereitung der Abstimmung hießen im wesentlichen: Aufklärung, Abwehr der feindlichen Propaganda, Ermittlung und Erfassung der Stimmberechtigten, Beurkundung ihrer Stimmberechtigung (Beschaffung der Ausweise usw.), Vorbereitung und Durchführung des Transports und der Unterbringung, Sammlung des hier-

zu nötigen Geldes. Im Laufe der nahezu zwei Jahre hatten sich mancherlei Änderungen in der anfänglichen Verteilung notwendig gemacht; die Aufgaben waren zum Teil von Hand zu Hand gegangen. Im letzten halben Jahre war das Bild ein durchaus stetiges und sah etwa so aus:

Die Arbeit verteilte sich in der Hauptsache zwischen den Vereinigten Verbänden heimattreuer Oberschlesier und dem Deutschen Schutzbund. Die Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier sind über das ganze Reich verstreut, besonders über das Abstimmungsgebiet. Name und Wirken waren so zugkräftig, daß die Polen bald mit Gegengründungen kamen und irreführende, ähnlich klingende Namen dafür wählten. Aber die „Heimattreuen“ saßen sehr bald fest im Sattel, sammelten in Oberschlesien alles um ihre Fahnen, was gut deutsch gesinnt war, und im weiteren Reich alles, was aus Oberschlesien stammte und deutsch stimmen wollte. Die Hunderttausende von auswärtigen Stimmberechtigten zu ermitteln, war eine Riesenarbeit. Sie gelang infolge der geschickten Bezirksgliederung und der keinerlei Schranken kennenden Opferwilligkeit der Unterführer. Diese — ehrenamtlichen Posten wuchsen sich bald zu richtigen Geschäftsstellen aus, in die auch bald bezahlte Kräfte aufgenommen werden mußten, weil namentlich die Arbeit in der Registratur und Expedition von Sachkundigen geleistet und infolge ihres Umfanges nicht nebenamtlich erledigt werden konnte. Hier wurde das Erstaunlichste freudig geleistet. Diese Geschäftsstellen hatten ungefähr die Tätigkeit gewisser behördlicher Ämter; nur hatten sie deren behördliche Macht nicht, die dort den Betrieb erleichtert und vereinfacht. Und trotzdem ist hier alles aufs peinlichste richtig und gut gemacht worden.

Die Bezirksvereine der Heimattreuen, die wieder in Ortsgruppen geteilt waren, schlossen sich zu Landes- oder Provinzverbänden zusammen. Die Zentrale für Deutschland saß in Breslau, eine besondere Zentrale für das Abstimmungsgebiet in Rattowitz. Von hier aus gingen auch die Fäden der Aufklärungsarbeit, für die — beinahe im wahren Sinne des Wortes — „Prospekte nicht und nicht Maschinen gespart“ waren. Broschüren, Flugblätter, Zeitungen, Zeitschriften, Pressetorrespondenzen, Redner, Auskunftstellen, Theater- und Kinovorstellungen — mit noch mancherlei anderen Mitteln arbeitete der Apparat.

Ihre unmittelbare Ergänzung und Fortführung fand diese Tätigkeit in der Arbeit des Deutschen Schutzbundes. Der Deutsche Schutzbund verfügte über einen glänzenden Namen, seit man seine großartigen Leistungen bei den Volksabstimmungen in Schleswig, in Ost- und Westpreußen, in Kärnten kannte. Ein Husarenstück schneidigster und ge-

lungenster Art war zum Beispiel die schnell entschlossene Umlegung der Ostpreußentransporte, die durch den Korridor nicht durchgelassen wurden, auf den Seeweg. Man male sich das aus: die völlig unvorbereitete, auf aller kürzeste Zeit konzentrierte Verschiffung von Zehntausenden so aus dem Armel zu schütteln! Sein Verdienst ist letzten Endes auch der über alles erwartete Maß glänzende deutsche Sieg in Kärnten. — Der Schutzbund war es, der damals die deutsche und neutrale Presse ins Land gerufen und mit diesem Anschauungsunterricht bewirkt hatte daß sie wie ein Mann gegen die unerhörte Bedrückung des Deutschtums protestierte und die Entente daraufhin sofort zur Abstellung der Mißstände schritt. Sein Hauptwerk für Oberschlesien war die Vorbereitung und Durchführung des Transportes — bei den Hunderttausenden von Menschen, der Kürze der Zeit und der geringen Zahl von Bahnlinien eine Generalstabsaufgabe ersten Ranges. Und er löste sie mit der alten bewährten deutschen Sicherheit, Gründlichkeit und Genauigkeit. Alles klappte vorzüglich.



Überfüllte Gotteshäuser.

Auch das Geld beschaffte er. Bekanntlich war den deutschen Behörden jede Einmischung in die Abstimmung verwehrt. Sogar die Reise durfte nicht auf öffentliche Kosten gehen. Da aber nicht jeder das Geld dazu hatte, mußte von privater Seite dafür gesorgt werden. Das tat die „Grenzspende“, die, in einer gemeinsamen Sitzung von Mitgliedern der Nationalversammlung und der preußischen Landesversammlung geschaffen, unter den Ehrenvorsitz des damaligen Präsidenten Fehrenbach gestellt und dem Schutzbund zur Verwaltung übergeben worden war. Der Schutzbund bewirkte eine wahrhaft großzügige Sammlung und fand hierbei die tatkräftigste Unterstützung der Vereinigten Verbände. Tatsächlich ist es ihm auch gelungen, die weitesten Schichten des Volkes zu dem Werke heranzuziehen.

Der preußische Grenzdler (18. März 1813).

Von Theodor Körner.

Sei mir gegrüßt im Rauschen deiner Flügel!
Das Herz verheißt mir Sieg in deinem Zeichen.
Durch — edler Nar! Die Wolke muß dir weichen!
Fleug rächend auf von deiner Toten Hügel! —

Das freie Roß gehorcht dem Sklavenzügel;
Den Glanz der Raute seh' ich welt verbleichen;
Der Löwe krümmt sich unter fremden Streichen;
Du nur erhebst mit neuem Mut die Flügel!

Bald werd' ich unter deinen Söhnen stehen;
Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehen, —
Du wirfst voran zu Sturm, zu Freiheit wehen!

Und was dann immer aus dem Säng' er werde,
Heil ihm, erkämpft er auch mit seinem Schwerte
Nichts, als ein Grab in einer freien Erde!

(Verfaßt beim Überschreiten der oberschlesischen Grenze.)

Was Deutschland in Oberschlesien verlor.

Als Deutschland nach vierjährigen Kämpfen auf die Zusagen seiner Gegner und Wilsons „Vierzehn Punkte“ hin die Waffen niedergelegt hatte, mußte es sich darein fügen, daß die Macht seiner Gegner ihm den Versailler Vertrag auferlegte, um damit ein neues Recht zu schaffen. Das hieß für Oberschlesien: Volksabstimmung, ob es deutsch oder polnisch sein solle. Obgleich diese Entscheidung für Deutschland ausfiel, setzten die in der Entente maßgebenden Franzosen alles daran, Polen den besten Teil Oberschlesiens zu geben. Das Ergebnis war, daß die Macht der Entente das von ihr geschaffene Recht wieder aufhob, ohne daß die Vereinigten Staaten von Amerika gefragt wurden, deren Meinung bei Festlegung der Versailler Bestimmungen die gewesen war, daß die Abstimmung über das Schicksal des ganzen ungeteilten Gebietes entscheiden solle.

Die Entente schob die Verantwortung für diese Rechtsänderung — in den Augen der Deutschen ist sie ein Rechtsbruch — dem Völkerbunde zu. Und seine Entscheidung erging am 15. Oktober 1921. Sie schnitt das Land durch eine in den Augen seiner Kenner völlig sinnlos mitten

durch das Industriegebiet geführte Grenzlinie entzwei, um Polen dessen wertvollsten Teil zuzuweisen.

Während trotz des monatelangen polnischen Terrors fast 63 % der Bevölkerung für Deutschland gestimmt hatten, blieben nur 51 % deutsch. 49 % der Einwohner (965 000) verlor es an Polen, darunter diejenigen vieler größerer Industrieorte, die eine deutsche Mehrheit gehabt hatten.

Es stimmten nämlich deutsch in: Antonienhütte 2851 (polnisch 2824), Bismarckhütte 8341 (polnisch 4654), Rattowiß 22 774 (polnisch 3900), Königshütte 31 348 (polnisch 10 784), Laurahütte 6161 (polnisch 3081), Lubliniß 2583 (polnisch 352), Myslowiß 5826 (polnisch 4585), Mikolai 3051 (polnisch 2434), Pleß 2843 (polnisch 920), Rybnik 4714 (polnisch 1945), Schwientochlowiß 6335 (polnisch 5847), Siemianowiß 5442 (polnisch 4233), Sobrau 2353 (polnisch 1036), Tarnowiß 7558 (polnisch 1852) und Balenze 4705 (polnisch 3869), also in den polnisch gewordenen Industrieorten zusammen: deutsch 117 385 Stimmen oder 69¼ %, polnisch 52 123 Stimmen oder 30¾ %.

Dies zeigt, wie sehr der allgemein anerkannte Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Bevölkerung verletzt ist. Auch gegen die Bestimmung, daß bei Grenzfestsetzungen wirtschaftliche Verhältnisse zu schonen seien, ist aufs schwerste verstoßen worden. Industrieunternehmungen sind von ihren Rohstoffquellen getrennt worden, die Kohlenindustrie von den Kohlengruben, welche ihr die geeignete Kohle liefern, Hochofen von ihren Eisenerzgruben, Zink-, Blei- und Silbererzgruben von den ihre Erzeugnisse verarbeitenden Hüttenwerken.

Deutschland verlor weiter 3270 Quadratkilometer deutschen Landes, fruchtbare Felder, große Wälder, Bodenschätze an Kohlen und Erz und den größeren Teil der sie verarbeitenden Industriewerke. Von dem Hauptreichtume Oberschlesiens, den Kohlenschätzen, erhielten die Polen fünf Sechstel aller Kohlengruben mit drei Vierteln der jährlichen Kohlen-erzeugung des Landes, darunter zwei Drittel der Kohlen, welche Oberschlesien an andere deutsche Länder lieferte, und neun Zehntel von den in der Erde bis zu 1000 Meter Tiefe lagernden Kohlenmengen. Deutschland behielt nur ein Zehntel der oberschlesischen Kohlenvorräte! Darauf war es ja abgesehen und nicht auf die Nationalität oder die Selbstbestimmung der Oberschlesier.

Von der Roksindustrie blieb zwar die Hälfte deutsch; aber alle Roks-kohlengruben wurden polnisch, ebenso drei Viertel der Britettfabriken. Von den Zinkerzgruben hat Deutschland über fünf Sechstel, von den Bleierzgruben über drei Viertel verloren. Und alle Zink- und Bleihütten

sind polnisch geworden. Von der oberschlesischen Roheisenerzeugung sind zwei Drittel und von den sie verarbeitenden Eisen- und Stahlwerken über die Hälfte verloren.

So verlor Deutschland einen erheblichen Teil seines Volksvermögens. Die Industrie im Reiche mußte einen Teil ihrer Kohleneinbuße anderswo decken und damit allen deutschen Familien einen Teil der zum Kochen und Heizen, also zum bloßen Lebensunterhalte nötigen Kohlen entziehen. Deutschland, das bereits 400 Millionen Zentner Kohlen jährlich an die Entente abliefern mußte, verlor an die Polen noch 492 Millionen Zentner jährlich; d. h.: jeder Deutsche verlor durchschnittlich über acht Zentner jährlich. Und das haben die deutschen Frauen und Kinder bitter empfinden müssen. So war die Entscheidung des Völkerbundes über Oberschlesien eine Maßregel zur weiteren Verarmung und Verelendung Deutschlands.

Aber Deutschland verlor noch mehr: den Rest seines Vertrauens auf den Rechtsinn der im Völkerbunde maßgebenden Mächte. Die Deutschen haben keinen Rechtsgrund und keinen sittlichen Grund finden können, warum das in seinem ganzen öffentlichen Charakter, seiner Kultur und seiner Umgangssprache wesentlich deutsche Oberschlesien, dessen Bewohner sich überwiegend für Deutschland erklärt haben, im Widerspruche mit dem vielgepriesenen Selbstbestimmungsrechte der Völker zerrissen werden mußte. Jenes Recht, welches die im Völkerbunde maßgebenden Staaten allen kleinen Völkern zu bringen erklärt haben, wird eben dem großen deutschen Volke durch die Macht vorenthalten, die sich über das Recht hinwegsetzt, wo es ihr gefällt.

Daran werden die Deutschen immer denken, wenn der 15. Oktober wiederkehrt. In erster Linie aber sollen sie der leidenden Oberschlesier gedenken und ihnen helfen, wo irgend sie können.

Aus: Oberschlesischer Heimattkalender 1924. Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz.

Das Schicksal des Gultschiner Ländchens.

Das Gultschiner Ländchen, im südlichen Teile des Kreises Ratibor in Oberschlesien, ist nach Artikel 83 des Versailler Friedensvertrages ohne jede Volksabstimmung der Tschechoslowakei zugesprochen und am 4. Februar 1920 von der tschechischen Regierung in Besitz genommen worden. Die Bevölkerung des Gultschiner Ländchens veranstaltete Protestkundgebungen allergrößten Umfangs und verlangte das vom Präsidenten Wilson verkündete und gewährleistete Recht der

Selbstbestimmung. Bei der von Dr. Weigel veranstalteten Volksabstimmung entschieden sich 93,7% für das Verbleiben beim Deutschen Reiche. Fürst Lichnowsky bat den englischen Minister Asquith telegraphisch, sich entschieden für die Gewährung eines Plebiszits einzusetzen. Der Kreisauschuß richtete mehrere Eingaben an den Obersten Rat. Dr. Weigel führte viele Deputationen der Hultschiner nach Weimar, Berlin, Prag und Paris und erhob und begründete ständig die Forderung des Selbstbestimmungsrechtes. Alles war umsonst! Aber die Hultschiner werden dem deutschen Vaterlande unerschütterlich die Treue halten, bis die Erlösungsfunde schlägt.

Aus: Oberschlesischer Heimattalender 1924. Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz.

Blutende Heimat.

Von Alfons Hayduk.

Die Abend Schatten schleichen lang und schwer
Durch trostlos graue Straßenzeilen.
Die Sonne blutet im Entteilen,
Läßt alle Herzen freudeleer.

Im Purpurbluten fern am Horizonte
Sellt unserer Schollen Wehgeschrei . . .
Ist jener deutsche Tag vorbei,
Der unser karges Glück besonnte?

Laß deine Hoffnung nimmer untergehen,
Du Heimatherz in ärgster Not:
Auf Abendrot folgt Morgenrot,
Auf jeden Tod ein Auferstehen.

Nicht ewig stehn, verirrt, die Pfähle,
Dir, Heimat, tief ins Herz gerammt:
Ob man Soldaten und auch Waffen zähle —
Unzählig ist dir Lieb' und Treu' entflammt!

Aus: Alfons Hayduk, Blutende Heimat. Gedichte. Breslau 1926, Verlag Priebatsch.

Oberschlesien, ein europäisches Problem.

Von Fritz von Reiche.

Unendlich viel bedeutet Millionen deutscher Herzen jenes südöstliche Stück deutscher Erde; deutsche Köpfe, deutsche Hände haben es großgemacht in Jahrzehnten der Arbeit. Deutsches Blut floß dafür, als

ein zuchtloser Feind es uns zu nehmen drohte. — Und doch ist Oberschlesien weit mehr noch als ein gefahrenerprobtes, kostbares Besitztum deutschen Volkes, mehr noch als ein entscheidender Kampfplatz in dem gewaltigen uralten Ringen zwischen Deutschen und Slawentum: In Oberschlesien liegt ein Stück europäischen Schicksals.

Denn Vorkampf nur ist jenes Ringen zweier Rassen um gesegnete Erde: Vom dunklen Himmel hebt sich, schattenhaft noch, ein neuer, ein größerer Zweikampf — wohl möglich, daß er Jahrhunderte währt. Riesen schiden sich an, um Herrentum und Macht zu ringen: Europa und Asien haben sich ins Auge gefaßt. — Lange hat die asiatische Welt in Europa den Herrn und Meister gesehen. Die vielen beugten sich vor den wenigen. Von Europa empfangen sie dankbar das Gute, das Neue, das Vorwärtsführende, mit einem Wort: das Europäische. — Da kam der große Krieg: Europa in wilder Selbstzerfleischung. Im fernen Osten schwand der tiefe Glaube an die Weltmission des Westens. Der Osten tat den Blick ins eigene Innere, und dort erschaute er die fast vergessene eigene Kraft, das alte, eigene Recht. — Europa wurde arm, aus eigener Schuld. Asien aber wurde reich, reich an Gütern und an frischen Kräften für den Weltkampf mit dem Westen. In diesem Weltkampf steht das Slawentum — nicht nur äußerlich der Nachbar des Ostens — für Asien, steht der deutsche Osten, steht Oberschlesien für Europa.

Oberschlesien ist die äußerste Spitze der großen Halbinsel des Deutschtums, die sich als das schlesische Land in ungefähr gleichmäßiger Breite nach Südosten erstreckt, ein Gegenstück zu jener anderen, nordöstlichen Halbinsel, welche der polnische Korridor von Ostpreußen trennt. Zwischen diese beiden Vorposten des Deutschtums schiebt sich breit und drohend slawisches Volkstum. Aber wenn die nordöstliche Halbinsel im Norden und Westen sich an das Meer lehnt, hat die südöstliche das Schicksal, auf drei Seiten vom Slawentum fest umschlossen zu sein. Wäre das Wendentum eine zukunftsvolle Macht und nicht ein verlorener Posten, dann läge es nicht so fern, das schlesische Land, wie Ostpreußen, durch einen schmalen Graben fremden Volkstums losgelöst zu denken vom Körper des Reiches. So aber ist es auf breiter Linie mit dem Festland des Deutschtums verbunden, nicht zuletzt durch den Oberstrom, der den Blick nordwestlich ins Herz des Reiches weist und dessen schiffbare Wasser Kanäle mit Elbe und Nordsee verbinden: Ein gerader Weg führt von Ratibor über Berlin und Hamburg aus Binnenland hinaus in die weite, lockende Welt der Meere. —



Wallfahrtskirche in Piekar

Die Natur hat dem schlesischen Land nach Osten hin nicht den bescheidensten Schutz gewährt: Offen liegt es da, hier und dort hügelig, doch ohne jede natürliche Wehr. Anders nach Süden und Westen: Da steigt in Riesengebirge, Eulengebirge und Gläser Bergland ein Schutzwall von Bergen auf, mächtig; aber doch nicht unübersteiglich. Hart

südlich der Reize biegt die Grenze wieder weit nach Osten zurück. Der Altvater schaut ringsum auf fremde Erde. Und ganz im Süden, wo das schlesische Land am kostbarsten ist, wo wir es Oberschlesien nennen, hat die Natur es ohne ihren Schutz gelassen. Schutzlos ist es dennoch nicht. Ein ruhelofer Blutkreislauf des Geistes verbindet das schmale Land dem deutschen Norden und Westen. Unaufhörlich gibt und nimmt es Kräfte durch den Sammelpunkt der alten, großen, vieltürmigen Oberstadt.

Vorwerk des Deutschtums und Vorwerk Europas ist Oberschlesien. Erdteile verbindende Menschheitswege treffen sich hier. Vom nahen Orient, vom Kaukasus nach Westen, an Odessa und Krakau vorbei über Oppeln nach Berlin und Hamburg, zum Meere und zur Neuen Welt.

Zwei Schienenstränge ziehen vom fernsten Osten (Peking und Wladiwostok) weithin durch nordslawisches Land, dann eine kurze Strecke über deutschen Boden (Oberberg) nach Belgrad, der Hochburg des Südslawentums. Okzident und Orient berühren sich unter rauchenden Essen. Brücke zwischen Ost und West, Hochpaß ist Oberschlesien im weltbestimmenden Zweikampf der Rassen und der Kontinente.

Das nähere Schicksal aber dieses Landes ruht nicht in seiner Lage im Herzen eines Erdteile verbindenden Verkehrssystems, nicht in seinen nach Osten schutzlosen Grenzen. Sein Schicksal für heute und morgen liegt in seiner Erde. Denn Oberschlesien besitzt an Schätzen des Bodens, was weithin dem slawischen Osten fehlt.

Es ist eine reiche, gesegnete Erde. Wie ein Magnet zieht sie Besitz- und Machtbegierde der Slawen auf sich; denn weltpolitische Größe ist heute nicht denkbar ohne Eigenbesitz an Eisen und Kohle, so wenig, wie ohne Anschluß an das Meer. Darum sind Danzig und Oberschlesien die wahren Hochziele der polnischen Slawen, für uns die Sperrforts, welche den Ansturm aufhalten müssen.

Wie im ganzen Osten, hat das polnische Slawentum seit 1918 auch in Oberschlesien einen gewaltigen Schritt vorwärts tun können — freilich nicht aus eigener Kraft, sondern begünstigt durch eine glückliche Weltlage: Rußland und Deutschland kraftlos am Boden — von Frankreich gedrängt und gestützt. Wie ja durch Jahrhunderte schon Polen der Sturmbock Frankreichs war im Kampf gegen das römische Reich deutscher Nation.

Ob in unserem Kampf mit der slawischen Welle die Dämme des Deutschtums sich stark genug zeigen werden, oder ob es den Slawen für immer gelingt, in Danzig und Oberschlesien Grundlagen und Rüstzeug westlicher Weltpolitik zu erwerben, — das ist keine Frage, die nur uns selber anging. Hinter dem Slawentum steht Asien. Wieviel Asiatisches liegt

doch in Geschichte, Volkscharakter und Staatsform der slawischen Welt! Wenn einst die tausend Millionen Asiens die Hände ausstrecken werden nach der schmalen westlichen Halbinsel Europa, dann werden sie umso eher die alten Zentren europäischer Kultur und Geschichte erreichen, je weiter die slawische Brücke schon nach Westen reicht. Dann werden die Slawen die Vorhut Asiens sein. Sie werden die slawische Welt um ein gewaltiges Stück nach Westen vorrücken können. Um ebensoviel aber wird sich der Lebensraum des nichtslawischen Europa verengern. Und gerade an Lebensraum ist Europa, mit Asien oder Amerika verglichen, ja schon jetzt so arm. Lebensraum aber bedeutet Lebenskraft, und Kraft ist es eben, was Europa nach Jahren der Selbstzerfleischung so nottut, will es sein altes Herrentum Asien gegenüber wahren. Europas Lebensinteresse verbietet, daß Oberschlesien für immer dem Deutschtum verlorengehe. Darum ist Oberschlesien weit mehr noch als eine deutsche Frage: Es ist ein europäisches Problem. —

Aus: Die Werber. 1. Jahrg. 1924.

Unser Land.

Von Gustav Freytag. (1848.)

Wo rollet das Gold mit deinem Bild?
 Dein Wimpel, wo fliegt er im Meer?
 Du hast ja kein Gold, kein Wappenschild,
 Kein Schiff und kein Segel mehr!
 Suche dich, suche dich, deutsches Land!
 Ich suche dich mit Schmerzen.
 Deine Rosen und Reben, sie blühen nicht!
 Deine Adler und Banner, sie fliegen nicht!
 Wo schlagen deine Herzen?

Vision.

Von Robert Kurpiun.

Wenn ein Volk in höchster Not ist, steigen in der Silvesternacht seine Helden von den Denkmälern hernieder, reiten durch das Land, wecken ihre Getreuen aus den Gräften, halten Rat und rufen auf zu kühnen Taten. Dann wendet sich alle Not. — — —

Silvesternacht. — Ein dunkles Jahr für Oberschlesien versinkt.

Auf dem Kaiserplatz in Beuthen hält auf steinernem Sockel hoch zu Roß der Große König. Dicke Wolken jagen über den schwarzen Himmel.

Oberschlesien.

Kein Stern wagt sich hervor, wie in der ganzen Welt. Tot schläft die Stadt unter feindlichem Bann. Mit der zehnten Stunde hat jedes Leben in der Stadt aufzuhören. Strenger Befehl fremder Gewalthaber. Die Herzen beben vor Troß und Weh.

Marſchtritt, Geſang, unterdrückt, wie aus Tiefen heraus, wo Eiſen wächst. Schwillt an, kommt näher. Jetzt umſtehen ſie das Denkmal: Grauköpfe, Kreuzträger, Invaliden, halbe Knaben, aber Herzen voll Blut und Feuer. Einer iſt die Stufen zum Alten emporgeſtiegen und ſpricht, kurz, ſchneidend, voll Leidenschaft. Haarscharf, wie ſpitze Eiſen, bohren ſich brennende Worte in entzündbare Seelen: Roßbach, Sedan, Tannenbergl, die Winterschlacht, Stagerrak; Treue, Aushalten! Es kommt ein Tag! Hoch der König! Hoch, hoch!

Drei Schläge wie verſtendes Erz. Nothruf aus Herzen, die leben, ſchaffen, kämpfen wollen. Richt't euch! Augen rechts! Bataillon marſch! Geſang: Fridericus rex, unſer König und Herr!

Langſam verhallt der Tritt in leeren Gaſſen. Wieder Totenſtille. — Was war das? —

Horizontblaue Soldaten trippeln heran. Gewehrſpieße ſtoßen in das Halbhell der Straßenlaternen. Sie ſuchen hinterdrein in das Dunkel, woraus noch abgeriſſene Marſchtöne herübergeiſtern. Weit wagen ſie ſich nicht vor. Finſter brütet die Nacht, und es knallt immer. — —

Der Alte auf ſeinem Roß iſt wieder allein.

Dumpe Schläge aus dem Nachthimmel. Zwölf Uhr von St. Marien. Jahrhunderte klingen mit. St. Trinitatis dann, St. Hyazinth, die Lutherkirche und die anderen. Glockenturm. Das neue Jahr. Ein dicker Strich unter einer verworrene Zeit: Anruf zu einer neuen, zu einer beſſeren? —

Beim letzten Schlag der Silveſtermitternacht ſtrömt Leben in die königliche Geſtalt auf dem Poſtament. Ein kühnes Auge blizt auf, ſpäht in die Nacht. Ein Traum? — Er hat die Worte unten vernommen, hebt den Krückſtock und ſchaut um ſich. Da traben von Süd und Weſt geſpenſtiſchlautlos zwei Reiter heran und halten ſalutierend vor dem Könige.

„Bon jour, messieurs! Was hat Er zu melden, Marſchall Keith?“

„Sire, der Teufel hat dem Herrgott das Regiment abgenommen!“

„Das ſagt Er mir, bevor Er den Teufel bei den Hörnern gepack't?“

„Sire, der läuft in der Schellenkappe einher und hat ſie alle zu Narren geſchlagen!“

„Sind ſie noch nicht genug zur Alder geſaſſen?“

Finster schweigt der Marschall.

„Wo hat Er sein oberschlesisch Regiment, Reith?“

„Hat der blaue Teufel bei Nacht geholt, Sire!“

„So wollen wir es ihm schwarz-weiß anstreichen, Marschall! Und bei Tag wiederholen! Berghauptmann Reden, was schafft seine Knappschafft?“

„Schande, Majestät! Statt Kohle und Erz brechen sie Häuser und Denkmäler.“

„Berghauptmann, weiß Er, was Er redet?“

„Majestät sie zerbrechen Ehre und Pflicht wie dürres Reisig! In der alten Bergstadt schänden sie das Standbild des ersten Kaisers.“

„Reden, Er spricht irre! Die Enkel der Männer von Leuthen und Roßbach das Bild meines Großneffen?“

„Sie brachten es fertig oder sahen zu, Sire!“

„Auf gen Tarnowitz! Ich will es sehen!“

Sie reiten. Der König vornean, die beiden hintennach durch die nächtende Stadt. Lautlos berührt der Hufschlag das Pflaster. Gasflammen zittern und flackern auf, wo sie vorüberreiten. Bogenlampen knistern und singen, da Geisterhauch sie anweht. Die Uhr im Ratssturm steht mitten im Schlage aus.

Sie reiten die alte Straße gen Norden hinaus ins Land. Tiefe Stille schreitet mit. Wo sie vorüberkommen, schweigt der Wind. Mitten im Achzen und Rauschen bleiben die Baumkronen stehen, erstarrt, entgeistert. Die letzten Lichter in den Bauernhöfen am Wege verschwelen. Hunde, die die Geisternacht verbellen, verkriechen sich winselnd in die äußersten Winkel. Die dürrn Gräser des Winters neigen sich ehrfürchtig tief zur Erde.

Wo aber ein alter Friedhof an den Weg sich streckt, da flackern blaue Flämmchen aus den Tiefen und steigen heraus die Zeugen und Helfer großer Tage, heben ihre Augen empor über den Saum der Zeit, erschauen die drei Reiter und schließen sich an den Zug. Wie er die Höhe des Trockenberges erreicht, ist er ein Heer geworden, das über die Felder flutet.

„Marschall, was meint Er, wenn ich jetzt kommandierte?“ Der König erhebt sich im Steigbügel.

„Sire, ein Wort, und sie folgen blind!“

„Zu seiner Zeit, Marschall! Man darf das Feld nicht vor der Reise schneiden. Und reif ist es noch nicht.“

„Majestät, einen Blick rückwärts auf unser Werk!“ meldet der Berghauptmann, als sie auf dem Gipfel des Berges halten. Der König wendet sich und schaut hinab über den Wald in ein schimmerndes Meer von Licht, das gleich einer Perlenkette den Horizont umsäumt. Dumpfes Dröhnen klingt herüber. Feurige Riesensackeln lodern bis in die Wolken und beleuchten schwarze Essen, ragende Türme und Gerüste.

„Hier schläft auch in der Silvesternacht die Arbeit nicht, Majestät!“

„Ein superb Ding, das Er mit seinen Gefellen in anderthalbhundert Jahren hier hingestellt hat, Berghauptmann! Doch was gilt's? Was hilft jenen dort unten Feuer, Licht, Kraft, Gold, wenn eines fehlt!“ —

„Und das eine, Majestät?“

„Die Treue, Berghauptmann!“

Schweigend, in finsternes Sinnen verloren, reiten sie weiter, hinab, der alten Bergstadt zu. Matt tauchen deren Umrisse aus dem Dunkel auf. Am Stadttor halten zwei Reiter. In blinkender Stahlrüstung der eine, Markgraf Georg von Hohenzollern, der Gründer der Stadt, neben ihm der alte Kaiser.

Stumme Begrüßung, dann der König:

„Messieurs, die Zeit schreit nach Männern! Großneffe, man hat Ihm nicht verstattet, auf dem Boden zu stehen, den unser Kraft urbar machte?“

Traurig wendet sich der Kaiser.

„Sie sind Kinder, die das Leben für Spielzeug achten.“

„So lehre man sie, daß Leben die Achse der Welt heißt!“

Sie stehen vor dem Denkmal. Der nächtliche Heerzug erfüllt den Platz. Geheimnisvolles Raunen und Flüstern ebbt auf und nieder, bricht sich an den Hausecken und Giebeln und steigt die Straßen hinauf. Das Adlerauge des Königs mustert das Denkmal. Der Granit des Sockels zerrissen, Säulen und Ketten der Umwehrung zerseht. Doch der oben hat standgehalten und die Tafeln mit den Namen seiner Getreuen um ihn, die seine Kampfgenossen waren. Kränze und Blumen umhüllen die Schande der Tat.

Des großen Königs Auge sprüht Blitze.

„Großneffe, das sind keine Menschen mehr!“ Dann zum Berghauptmann: „Hör' Er! Hat nicht an dieser Statt zum zweiten unsere Arbeit eingesetzt, die Markgraf Georg, mein Ahn, einst aufnahm?“

„Sire stehen auf dem Grund und Boden unsers ersten Silberbergwerks, der Wiege Oberschlesiens“, entgegnet Reden.

Der König wendet sich; sein Blick überfliegt die Umgebung. Dann geht ehern die Stimme an seine Mannen:

„Kinder dieses Landes, wer hat euch gelehrt, hier Schätze zu finden und zu Tag zu tragen?“

„Männer aus dem Reich!“ gibt der Chor zurück.

„Und wessen Fäuste holten sie herauf?“

„Tene und unsre, Majestät!“

„Wem gehören Land und Schätze?“

„Tenen und uns!“

„Ist das recht?“

„Das ist recht, Majestät!“

„Und wer es uns stiehlt?“ —

„Den zerschlagen wir!“

„Männer von Leuthen, Leipzig, Sedan und Tannenberg, hört mich an! Wer für sein Recht und eine heilige Sache sich nicht in Stücke hauen läßt, der verdient beide nicht!“

„Der verdient beide nicht!“

Wie ein Schwur braust es heraus. Tausend Arme fahren empor. Das finstere Gewölk über der Stadt zerreißt, und Sterne leuchten herein.

„Darum steigen wir hinab, unsrer Stunde zu warten. Marschall Keith, sein oberschlesisches Regiment ist wieder zur Stelle! Laß Er abrücken! Berghauptmann, an die Spitze und dahin, wo unsre Arbeit anhub!“ Hart und schwer fährt des großen Königs Stimme daher.

Hinter dem Berghauptmann der Alte von Roßbach, neben ihm der Markgraf und der Kaiser, dahinter der Marschall mit dem Heer, — so wälzt sich und rauscht der Geisterzug zur Stadt hinaus gen Süden, wo der Silberberg sein waldgekrönt Haupt erhebt. In eine tiefe Schlucht führt der Weg, eine senkrechte Felswand ragt empor.

Der König erhebt die Hand. Da donnert der Berg, der Fels zerreißt; ein weites, silbernes Tor tut sich auf und führt hinein in die schimmernden Paläste der großen Tiefe.

Darin verschwindet der Zug. — — —

Ein Bergmann, in der ersten Frühe von der Schicht heimkehrend, sah den hohen Schein am Berge und wie sich die Kluft hinter dem letzten vom Zuge schloß. Davon ward er so geblendet, daß er einen Tag lang die Sonne nicht sehen konnte.

Als er am andern Tage in die Stadt kam, fand er die Sockel der Denkmäler leer. Da erschrak er. Sein Sinn ward traurig, und er erzählte, was er gesehen hatte.

Aber sie warten und wissen, daß an einem leuchtenden deutschen Morgen nach tiefdunkler Nacht die alten Helden, in Blumen und Flaggen gehüllt, wieder auf ihren Postamenten stehen werden.

Zwei Zeitsprüche.

Von Alfons Hayduk.

Heimatostern.

Heimatostern! Glockenklang und Lerchenjubel singen herüber aus Kinderzeit und Erinnerungsland. Wieder rüstet sich der erwachende Frühling, das Siegesfest zu feiern über Winternacht und -not; verharste Schollen klingen und springen, und keimfroh sproßt neue Saat sonnenwärts; Baldur, der lichte, hat die Dämonen der Finsternis überwunden; sieghafter Christusglaube triumphiert über die Macht des Leibes- und Geistestodes:

Befreiung und Auferstehung überall!

In unsern Herzen aber herrscht noch immer die Not, bangt noch immer die Hoffnung. Denn unser Heimatostern ist noch fern. Da herrschen noch Not und Tod. Und kein Sonnenstrahl versöhnender Liebe küßt die blutgetränkten Schollen, daß neues Leben aufkeime. Doch laß uns nicht zagen! Draußen der jubelnde Frühling in Wald und Flur ist uns Gleichnis: auch der Heimat wird wieder einmal freudenvolle Osterzeit. Tief drinnen in unser aller Herzen träumt ein Erwachen: Heimatostern!

Abstimmungsgedenktag.

Der Jahrestag der oberschlesischen Volksabstimmung soll ein Gedenktag sein, heut' und immerdar. Unser Bekenntnis zur deutschen Gemeinschaft, das wir in die Urne legten, war nicht das Bekenntnis für einen Augenblick, sondern das unerschütterliche Bekenntnis für Kind und Kindeskind. Der Glockenklang aus Jugendzeit und Heimatflur soll auch fern der geliebten Scholle singend unsere Seele schwingen machen. Für die Röstlichkeit des Gedankens, ein Stückchen Erde zu wissen, der wir zu innerst verwachsen sind, wollen wir einstehen allezeit. Und wer da glaubt, mit Macht- und Unrechtsprüchen uns dieses Heimatgefühl nehmen zu können, weiß nicht um das Beste und Tiefste der oberschlesischen Volksseele.

Das heilige Antlitz.

Von Alfons Haydül.

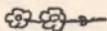
Du lächelst silbern durch die Nächte,
Den blassen Sternen wegverwandt —
Und wenn ich je auch zweifeln möchte:
Dein Antlitz trügt nicht, Heimatland!

Ich hab' seit ersten Erdenstunden
Oft deines Kleides Saum geküßt;
Im Schmerze aller Daseinswunden
Hab' ich empfunden, was du bist.

Du Antlitz träumst wie ein Erinnern
Ob meiner Seele Kindheitschein;
Verwurzelt bis zum tiefsten Innern
Schürfst du Erlebnis in mein Sein.

Durch fernste Nächte glänzt dein Scheitel,
Den blassen Sternen wegverwandt —
Und sind auch Ideale eitel,
Dein Antlitz trügt nicht, Heimatland!

Aus: Das heilige Antlitz. Gedichte der oberschlesischen Heimat.
Verlag Priebatsch, Breslau 1921.



Industriewelt.

Oberschleßisches Industrieland.

Von Alfred Hein.

Raum eine Sturmstadt verweht, aufsteht eine zweite:
Rauchschwarze Mietskasernen springen grauwirr als ruhloser Ort
zusammen.

Nirgend zergrünen bis an den immer qualmschleirigen Horizont die
Wiesen ins endlose Weite.

Aber die Schloten sind Wald geworden, und statt Rosen und Mohn
Hochöfen flammen.

Abends sinkt Stille einflößende Schönheit tönend ins erzene Dröhnen.
Glocken der schlanken, abendgoldtürmigen Kirchen singen zerschwimmend
das Ave.

Doch immer noch die tosenden Hüttentolosse die selige Schönheit
verhöhen.

Nur Kindern läutet das milde Silber zum umhämmerten Schläfe.
Nachts erstrahlen die rauchverdunkelten Straßen mit tausend grellblauen
Bogenlampen.

Bahnhöfe wimmeln von schimmernd-grünroten Signalen.

Feurige Berge aus den Gruben empor schnellen, daß die Sterne abtauen.
Das Land ist brandender Rausch brausendster Arbeit: auf goldenen
Schienen sich stauen

Wild fauchende Güterzüge. Sirenen sirenen. Tod hoch in den Förderschalen,
Die in das unterirdische, kochende Tosen hinab und wieder flink aufwärts
schießen,

Immer von schwarzen Gestalten mit geisterweißen Laternen fast
überfließen.

Aus: Neue Gedichte. Berlin W 15, Verlag Neuf & Pollack.

Oberschlesiens Bodenschätze.

Von H. Bansen und R. Kurpiun.

Rein Gebiet unseres Vaterlandes ist reicher an Bodenschätzen als
Oberschlesien. Wenn England, Frankreich, Rheinland, Westfalen
und Sachsen die letzte Tonne Kohlen werden abgebaut haben, wird
Oberschlesien noch auf Jahrhunderte hinaus Kohlen fördern können.

Man hat berechnet, daß bis zu einer Tiefe von 1500 m noch 140 Milliarden Tonnen Steinkohlen im Boden Oberschlesiens ruhen. Das Steinkohlengebirge geht aber an den tiefsten Stellen gar über 3000 m hinaus in die Tiefe. Dazu sind auch die reichen Schätze an Bleiglanz, Galmei, Zinkblende, Eisenerz, Kalkstein und Salz noch lange nicht erschöpft, teilweise noch garnicht erschlossen. —

Wir unternehmen im Geiste eine Schachtfahrt durch unsere Gebirgsschichten senkrecht nach unten, etwa in der Gegend von Beuthen. Zuerst stoßen wir auf einige Meter Sand, der in der benachbarten Sandgrube abgebaut wird. Darunter folgt eine Schicht Letten oder Ton, auch nur von geringer Mächtigkeit. Sie wird in zahlreichen Ziegeleien verwertet. Sand, Letten und Ton gehören zu den Schichten des jüngsten Zeitalters der Erde. Dazu rechnet man auch den Basalt, ein vulkanisches Gestein, der im Annaberge bei Rosel zutage tritt und vorzügliche Schottersteine zum Straßenbau liefert, ferner einige geringe Braunkohlenflöze bei Reife. Im Industriebezirke findet man die beiden letzteren Gebirgsarten nicht.

Unter dem Sand und Ton stoßen wir bei Beuthen sogleich auf Schichten des Mittelalters der Erde und zwar auf den wichtigen Muschelkalk. Er lagert in zahlreichen, verschieden starken Schichten übereinander, wie wir es in jedem Kalksteinbruche sehen können. Die zahlreich im Kalkstein vorkommenden Muscheln haben der ganzen Schichtenfolge den Namen gegeben. Teils festes Gestein von gelbbrauner Farbe, teils schwammig und erdig, führt er in bestimmten Schichten viel Wasser. Er ist dadurch für die Wasserversorgung des ober-schlesischen Industriebezirkes sehr wichtig geworden. Sein Wasser ist durch Tiefbohrungen erschlossen worden und wird den Ortschaften in langen Wasserleitungen zugeführt. Der Muschelkalkrücken bildet einen etwa 20—24 km breiten Zug von Krappitz an der Oder bis zur Ostgrenze bei Beuthen und darüber hinaus nach Polen. Sein westlicher Teil ist fast reiner Kalkstein. Er wird in zahlreichen Brüchen abgebaut und liefert den Stoff für unser Kalk- und Zementgewerbe bei Krappitz, Gogolin, Groß-Strehlitz und Oppeln. Im östlichen Teile des Muschelkalkzuges bei Tarnowitz-Beuthen tritt an die Stelle des Kalksteins der ihm nahverwandte Dolomit. Er bildet ein festes, körniges Gestein von grauer, bis bläulicher Farbe und hat viele Spalten und Klüfte, die reiche Erzablagerungen bergen. Die Beuthener Erzmulde ist seit alters berühmt durch ihren Reichtum an Zinkblende, Galmei, Bleiglanz und Brauneisenerz. Sie finden sich nur, soweit der Dolomit vorkommt.

Zinkblende, eine Verbindung von Zink und Schwefel, besteht in reiner Form aus feinkörnigen, oft stark glänzenden Kristallen von rotbrauner, bis schwarzer Farbe. Durch Einwirkung sauerstoffhaltiger Tagewasser und des Nebengesteins verwandelt sich die Blende in ein anderes Zink Erz, den Galmei. Aus diesem Grunde liegt der Galmei meist über der Blende. Er wurde deshalb zuerst gegraben und ist zum größten Teil bereits abgebaut. Man unterscheidet weißen und roten Galmei. Der erstere hat seine Farbe von dem beigemischten zersehten Nebengestein, namentlich dem stark tonigen Kalkstein. Roter Galmei ist durch Eisenoxyd rot gefärbt. Die bedeutendsten Zinkerzgruben werden bei Scharley, nördlich von Beuthen, betrieben. Sie bauen Lagerstätten ab, die bis zu 20 m mächtig sind. Häufig ist die Zinkblende mit Bleiglanz durchseht. Dieses Bleierz, eine Verbindung von Blei und Schwefel, tritt teils in Knollen, teils in Lagern bis zu 4 m Mächtigkeit auf. In der Beuthener Erzmulde hat es einen Silbergehalt von 0,004 bis zu 0,03 %, auch Spuren von Gold. Es tritt in bläulichgrauen, sehr stark metallisch glänzenden Kristallen auf, die beim Schein der Grubenlampe unter Tage einen herrlichen Anblick gewähren. Seine Verhüttung auf Blei und Silber erfolgt auf der staatl. Friedrichshütte bei Tarnowitz und auf der Walther-Ernest-Hütte in Roszdin. Außer Bleiglanz kommen in geringer Menge noch zwei andere Bleierze in Oberschlesien vor: das Weißbleierz und das seltene Tarnowitzit. Unter die Zink- und Bleierze gemischt, findet man schließlich noch den Schwefelkies, ein Mineral aus goldähnlich schimmernden Kristallen. Es enthält aber nur Eisen und Schwefel und dient zur Gewinnung von Schwefelsäure. — Der Brauneisenstein Oberschlesiens wird meist nur noch bei Tarnowitz gefördert. Er ist fast immer erdig (mulmig), durch Ton und Kalk verunreinigt, von gelbbrauner Farbe und bildet ungeschichtete Lager von verschiedener Mächtigkeit. Oft greift das Erz, das in der Regel über den Blei- und Zinkerzen in geringer Tiefe lagert, bis in die Spalten des Dolomits hinab. Unser Brauneisenstein ist ein armes Erz. Er enthält selten mehr als 40—45 % Eisen, meist aber nur 20—35 %. —

Wie sind die Erze in die Klüfte des Dolomits hineingekommen? Darüber bestehen bei den Fachleuten verschiedene Ansichten. Früher nahm man an, die Erze seien von Urbeginn im Dolomit in feinsten Verteilung enthalten gewesen; das Wasser hätte sie ausgelaugt und in die Klüfte hineingespült. Eine andere Ansicht behauptet, die Erze hätten sich in Urzeiten aufgelöst in dem Wasser des Weltmeeres befunden, das Oberschlesien bedeckte. Aus den unter dem Meeresgrunde befindlichen

Steinkohlenflözen seien ständig Gase aufgestiegen und hätten durch ihre chemische Einwirkung die Erze niedergeschlagen, d. h. sie gezwungen, sich aus dem Wasser auszuschcheiden. Eine dritte Meinung vermutet, erzhaltige Lösungen seien von oben her irgendwie zugeströmt und hätten sich an geeigneten Stellen abgesetzt. Schließlich gibt es Anhänger der Ansicht, daß die Erzlösungen durch Spalten aus der Tiefe hochgestiegen und im Muschelschale abgelagert worden seien. — Wer recht hat, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen.

Verlassen wir, tiefergehend, den Muschelschale, so stoßen wir auf den Buntsandstein: die unterste Stufe des Mittelalters der Erde. Gleich darunter erreichen wir das Steinkohlengebirge (Karbon), das bereits dem Altertum der Erde angehört. Hier wechseln Steinkohlenflöze mit Schichten von Schieferstein und Sandstein ab. Die Kalksteindecke über dem Steinkohlengebirge ist bei Beuthen etwa 200 m mächtig. Weiter nach Norden, gegen Tarnowitz, wird das Deckgebirge immer stärker. Das Steinkohlengebirge sinkt tiefer, bis es für den Bergbau nicht mehr zu erreichen ist. Nördlich von Tarnowitz verschwindet es ganz. Gegen Süden von Beuthen dagegen verflacht sich das Deckgebirge. Die Kohlenflöze heben sich in sogenannten Sätteln gegen die Oberfläche und treten schließlich stellenweise zutage — streichen aus. Von solchen Flözsätteln sind in Oberschlesien vier ganz besonders bekannt, die den Hauptsattelzug bilden und sich in einer Reihe von Hindenburg über Königshütte, Laurahütte nach Rosdzin hinziehen. Nach Norden und Süden fallen diese Sättel stellenweise steil ab, bisweilen mit siebenzig Grad Neigung (Fallen), und bilden hier Mulden (Täler). Im allgemeinen aber ist die Lagerung des gesamten Steinkohlengebirges ziemlich eben und daher für den Bergbau viel bequemer und vorteilhafter, als die steilen Lagerungen in Rheinland-Westfalen. Auch die Mächtigkeit der Flöze ist in Oberschlesien bedeutend größer, als überall anderswo in Europa. Das gilt besonders von den Sattelflözen. Sie werden auf dem Hauptsattelzuge gebaut, nach dem sie auch ihren Namen haben und in der nördlich davon sich erstreckenden Beuthener Steinkohlenmulde. Hier sind die bedeutendsten Steinkohlengruben Oberschlesiens im Betriebe. —

Das oberschlesische Kohlengebirge ist ein Teil des oberschlesisch-polnisch-mährischen Steinkohlenbeckens, das einen Flächenraum von 5690 qkm umfaßt. Die Begrenzungslinie geht etwa von Tost über Hultschin, Mährisch-Ostau, Teschen, die Beskiden entlang bis in die Nähe von Krakau, dann in großem Bogen über Siewierz in Polen und

schließlich über Tarnowitz nach Ost zurück. Etwa erst ein Siebentel dieses großen Gebietes ist bisher dem Bergbau erschlossen.

Den größten Reichtum an Steinkohle führen die Flöze des Hauptbezirks zwischen den Städten Beuthen, Gleiwitz und Rattowitz. Hier tritt eine Gruppe von Flözen auf, die sowohl wegen ihrer Mächtigkeit, als auch wegen der vorzüglichen Beschaffenheit ihrer Kohle berühmt sind: die Flöze des schon genannten Sattelzuges von Hindenburg bis Rosdzin, kurzweg überall Sattelflöze genannt. Die Breite des Sattelzuges beträgt 7—12 km. Er besitzt in sechs Flözen eine Gesamtmächtigkeit von 30 m Kohle. Damit ist aber der Reichtum Oberschlesiens an Kohlen bei weitem nicht erschöpft. Die Sattelflöze sind fast in dem gesamten großen schlesisch-österreichisch-polnischen Becken vorhanden. Über ihnen liegt eine ganze Reihe anderer Flöze. Die Gebirgsmasse, in der sie auftreten, faßt man als die Karwiner Schichten zusammen. Bei Orzesze besitzen sie eine Gesamtmächtigkeit von 162 m Kohle, wovon 46 Flöze mit 74 m Mächtigkeit als bauwürdig gelten. Die wichtigsten Flöze hiervon sind die untersten. Man nennt diese Stufe die Rudaer Schichten. Diese Flöze werden bis 4 m mächtig. Sie liegen unmittelbar über den Sattelflözen und werden im Hauptkohlenbezirke abgebaut. Unter den Sattelflözen liegt gleichfalls eine Reihe von Flözen. Das Gebirge, in dem sie auftreten, bezeichnet man als die Ostrauer Schichten. Sie stehen hauptsächlich bei Rybnik, Petershofen und Mährisch-Ostrau im Bau und weisen bei Rybnik 107 m Kohle auf, wovon jedoch zunächst nur 60 m in 63 Flözen abgebaut werden. Die durchschnittliche Mächtigkeit der Flöze beträgt also nur etwa 1 m, ist demnach wesentlich geringer als in den darüberliegenden Schichten. Zu den bedeutendsten Flözen dieser Gruppe gehören die fünf Andreasflöze, die auch bei Hindenburg teilweise im Bau stehen. Sie haben eine unangenehme Beigabe: die Schlagwetter. Man nimmt an, daß die Andreasflöze bald nach ihrer Entstehung von einer für Gas undurchlässigen Tonschicht überlagert und dadurch an der Entgasung verhindert wurden.

Dafür ist die Kohle dieser untersten Flöze bei Petershofen und Mährisch-Ostrau neben jener der Sattelflöze die am besten brennende des Bezirks. Wenn sie auch nicht die Bäckfähigkeit der westfälischen und niederschlesischen Kohle erreicht, eignet sie sich doch recht gut als Koks- und Gaskohle. Im übrigen ist die oberschlesische Kohle größtenteils eine wenig brennende Flammkohle, die sich in erster Reihe für die Heizung eignet.

Das nieder- und oberschlesische Steinkohlengebirge ist ein Teil des

ausgedehnten Steinkohlenzuges, der von England über Nordfrankreich, Belgien, Rheinland, Westfalen, Sachsen, Schlesien bis nach Österreich und Polen verläuft. Als die Hälfte der Steinkohlenzeit um war, entstand in Europa ein gewaltiges Hochgebirge, das von Schottland bis nach Mittelfrankreich und von da über die heutigen Vogesen, den Schwarzwald, Odenwald, den Harz bis zu unseren Sudeten reichte. Die genannten deutschen Gebirge sind nur noch kümmerliche Überreste jenes stolzen Faltengebirges. Sie begrenzten den Kohlenzug gegen Südwesten. Auch jenseits der Berge, in der Gegend des heutigen Pilsen, gab es Flachland mit sumpfigen Urwäldern. Nach Nordosten aber erstreckte sich das ausgedehnte Weltmeer, wovon die Nord- und Ostsee Überreste sind. Es dehnte sich damals zugleich über die gesamte norddeutsche und russische Tiefebene aus. Zwischen dem Meere und dem Gebirgswall bildeten sich die Kohlenflöze.

Man hat im ober-schlesischen Kohlengebirge folgendes festgestellt: Die Zahl der Flöze nimmt von Westen nach Osten, also vom Gebirge zum Meere hin, ab. Die sechs Sattelflöze bei Hindenburg, je 1,5—10 m mächtig, vereinigen sich bei Dombrowa in Polen zu einem gewaltigen Flöz von 15 — 20 m Mächtigkeit. Umgekehrt nehmen die Zwischenmittel, Sandstein und Schieferton, von Osten nach Westen um das Doppelte an Mächtigkeit zu. Das läßt sich auf folgende Weise erklären: Unser Kohlengebiet bildete zur Zeit seiner Entstehung ein weites Sumpf-
 becken. Nach Osten stand es durch Flutrinnen mit dem nahen Weltmeere, der heutigen russischen Tiefebene, in Verbindung. Vom Gebirge westlich her wurde es durch Flüsse und Bäche mit Wasser gespeist. Durch die Einlaufstore vom Meere mögen zu verschiedenen Zeiten bedeutende Wassermassen (Eintfluten) eingetreten sein. Sie brachten Meeresschlamm mit und bedeckten damit den Pflanzenwuchs. Solche Meereseinbrüche erfolgten aber nur bis kurz vor der Entstehung der Sattelflöze. Ebenso führten die Gebirgsflüsse beständig gewaltige Schuttmassen dem Sumpf-
 becken zu. Aus ihnen entstanden hauptsächlich die Gesteinsmittel zwischen den Flözen. In besonderer Dicke setzten sie sich naturgemäß am Westrande des Beckens, also unmittelbar am Fuße des Gebirges, ab und brachten den sich stets neu bildenden Pflanzenwuchs zum Untersinken. Je tiefer die Pflanzenmassen zu liegen kamen, um so mehr bewahrten sie ihren Gasgehalt. Deshalb führen die Andreasflöze noch heute Schlagwetter; deshalb sind die Kohlen aus der Gegend von Hindenburg gasreicher (langflammiger) als die von Myslowitz. Nach der Bildung der Sattelflöze änderte sich die

Richtung der Wasserläufe. Sie kamen nun von dem im Süden des Sumpfbeckens liegenden Gebirgszuge der heutigen Karpathen. Deshalb nehmen in diesen Schichten die Gesteinsmittel von Süden nach Norden hin an Mächtigkeit ab.

Man kann also das ober-schlesische Steinkohlenegebiet als eine Schutthalde allergrößten Maßstabes bezeichnen, deren Mächtigkeit am Fuße des Gebirges am größten ist und sich mit der Entfernung von ihm immer mehr verflacht. Die Sandsteine und Schiefertone des Steinkohlenegebirges sind aus den Trümmermassen dieses alten, einst viel höheren Gebirges entstanden.

Natürlich sind später durch zerstörende Einflüsse mancherlei Veränderungen der Erdoberfläche eingetreten, z. B. die Entstehung von Anhöhen und Tälern über Tage und von Sätteln und Mulden unter Tage. Was man bei einem austrocknenden Apfel im kleinen sehen kann, daß er zusammenschrumpft und sich seine Schale dabei in Falten legt, das kann man auch an unserer Erde beobachten. Infolge der Abkühlung zieht sie sich zusammen, und die starre Erdkruste muß sich in Falten legen. So entstanden unsere gewaltigen Faltengebirge, wie z. B. die Sudeten und die Alpen. Wegen ihrer Starrheit zerriß die sich faltende Erdkruste auch gleichzeitig in gewaltige Gebirgsschollen, die sich gegeneinander aufwärtshoben und abwärts senkten. So bildeten sich die zahlreichen Sprünge und sonstigen Verwerfungen, die das Steinkohlenegebirge allenthalben durchziehen. Am bemerkenswertesten hiervon ist in Oberschlesien die Orlauer Störung, die sich von Orlau, nördlich Teschen, über Rybnitz und Gleiwitz hinzieht. Man hielt sie lange Zeit für einen Sprung, also eine Schichtenzerreißung. Jetzt aber ist man überwiegend zu der Überzeugung gekommen, daß sie eine steil, vielfach sogar senkrecht einfallende Schichtenfalte ist. Die östlich von ihr liegenden Steinkohlengebirgsmassen sind gegen die westliche Scholle um 1600 m in die Tiefe gesunken.

Unter dem Steinkohlenegebirge stoßen wir noch auf andere Schichten des Altertums der Erde. Darunter liegen dann die Gesteine der Urzeit, nämlich Urtonschiefer, Glimmerschiefer und Gneiß. Sie treten am Gebirgsrande von Oberschlesien im Altvatergebirge zutage. Die Bestiden südlich sind jüngeren Ursprungs, als das Steinkohlenegebirge und bestehen zum größten Teil aus Kalkstein und Sandstein. In Oberschlesien liegen die Urgesteine so tief, daß man auch mit den tiefsten Bohrungen noch nicht darauf gestoßen ist.

Aus: Rob. Kurpiun, Feierschrift. Breslau, Verlag A. Rothe.

Deutscher Bergbau in Oberschlesien.

Von Robert Kurpiun.

Deutsche Bergleute brachten die Kunst des Bergbaues nach Oberschlesien. Ums Jahr 1250 ließen sie sich in der Gegend um Beuthen nieder und legten Blei- und Silbererzgruben bei Bobrek, Miechowik, Scharley, Piekar, Bobrownik, Trockenberg, Repten und Ujest an. In dem „goldenen Beuthen“ soll großer Reichtum geherrscht haben. Nach einer Sage hat dann der böse Berggeist die Bewohner der Stadt zu einem schweren Verbrechen geführt: Als die Kirche von den Beuthenern eine Steuer verlangte, ertränkten sie im Jahre 1363 ihren Pfarrer im Margaretenteiche. Zur Strafe soll Gott das Wasser geschickt haben, so daß die Gruben ersoffen. In Wirklichkeit konnte man des Wassers nicht Herr werden; denn viele deutsche Bergleute waren wieder fortgezogen, weil sie von den Polen Undank geerntet hatten und bedrückt worden waren. Der Beuthener Bergbau kam fast ganz zum Erliegen.

Über hundert Jahre danach fand nach einem sagenhaften Bericht ein Hirt in der Nähe der jetzigen Stadt Tarnowik sehr reiche Bleierzstufen. Dieser Teil Oberschlesiens stand damals unter der Herrschaft von Fürsten aus dem Hause Hohenzollern. Sie ließen abermals deutsche Bergleute kommen und gründeten im Jahre 1526 die freie Bergstadt Tarnowik. Hundert Jahre lang stand hier der Bergbau auf silberhaltigen Bleiglanz in hoher Blüte und brachte auch den Landesherrn großen Gewinn. Bei dem Dörfchen Oppatowik, in der Nähe von Tarnowik, gab es im Jahre 1573 nicht weniger als 232 Schächte auf Bleierz. In dieser Zeit brachte der Tarnowiker Bergbau alljährlich bis 42 000 Zentner Blei hervor. — Außerdem wurden auch Eisenerze gefördert, und es begann der Bergbau auf Salmei, ein Zinkerz.

Der Dreißigjährige Krieg aber vernichtete auch hier, wie in ganz Deutschland, den Bergbau vollständig. Wieder mußten viele deutsche Bergleute — diesmal ihres evangelischen Glaubens wegen — Oberschlesien verlassen. Andere hatten während des langen Krieges die Kunst des Bergbaues verlernt. Sie konnten die stark zufließenden Grubenwasser nicht bewältigen, obgleich sie große Pumpen — Wasserkünste, Roßkünste — bauten, die von vielen Pferden in Bewegung gesetzt wurden. So ging der Tarnowiker Bergbau fast ganz ein.

Den Bergbau auf Salmei nahm im Jahre 1704 der Breslauer Kaufmann Georg von Giesche wieder auf. Er erhielt in diesem Jahre vom Kaiser das Alleinrecht, in Schlesien Zinkerze zu graben. Aber diese Erze

wurden nicht, wie heute, im Lande selbst verarbeitet, sondern noch lange Zeit hindurch größtenteils nach Schweden verschickt, dort verhüttet und zur Herstellung von Messing verwendet.

Erst durch die segensreiche Tätigkeit Friedrichs des Großen und seiner Ratgeber Heinich und Reden ist der oberschlesische Bergbau wieder in die Höhe gekommen.

Aus: Robert Kurpiun, Feiersicht. Ein Buch für junge Berg- und Hüttenleute. Breslau, Verlag von A. Kothe.

Eine Grubenfahrt in Oberschlesien.

Von Robert Kurpiun.

Von den mächtigen Kohlenflözen Oberschlesiens hatte ich schon viel gehört; mein älterer Bruder war dorthin gezogen und wohnte dicht bei einer Kohlengrube. Als die Zeit meiner Berufswahl herankam, lud er mich zum Besuche ein. Ich sollte mir die Industriegegend ansehen; vielleicht könnte ich dort einen Beruf finden. So machte ich mich auf den Weg. Über Breslau hinaus führte mich die Bahn gen Südosten jener Ecke zu, wo einst die drei Reiche: Deutschland, Österreich und Rußland, zusammenstießen. Das erste, was ich von der Industrie Oberschlesiens sah, waren die Zementfabriken bei Oppeln und die vielen Kalköfen südlich dieser Stadt. Sie spien einen weißen, ägenden Rauch aus, der sich weit in das Land wälzte. Alle paar Minuten kamen uns kohlenbeladene Güterzüge entgegen, die gar kein Ende nehmen wollten. Noch mehr staunte ich, als wir an dem Hafen von Kosel vorüberfuhren. Hier lag Rahn an Rahn in langer Reihe, alle beladen mit den schwarzen Diamanten, und immer neue Kohlenzüge trafen ein. Ein mitreisender Herr, der die Gegend kannte, machte mich freundlich auf alles aufmerksam, was rechts und links an uns vorüberflog. Da bekam ich eine gewaltige Achtung vor Oberschlesien und der Arbeit, die dort mit Kopf und Hand geleistet wird.

Bei Gleiwitz erreichte der Zug den eigentlichen Industriebezirk. Von hier an reihte sich ein Ort an den andern, ein Werk an das andere, Hütten, Gruben und allerlei Fabriken mit Tausenden rauchender Essen. Elektrische Bahnen eilten die Straßen hinab und verschwanden in einem Gewühl von rauchgeschwärzten Arbeitern, die aus der Schicht kamen, die erloschene Grubenlampe in der Hand. Die Sonne wollte gerade untergehen und stand in brennend-roter Glut nahe am Horizont, von Dunst und Qualm verhüllt. Und als es dunkel wurde, flammte die ganze



Schwarzes Gold

Nach einer Originalradierung von Bruno Zwiener

Gegend in einem Meer von Lampen und Feuern, die rings das hügelige Land aus dem Schatten der Nacht heraushoben. Flackernd schlug die Glut der Hochöfen gen Himmel und beleuchtete gespenstisch die schwarzen Halben, auf denen feuer-speiende Schlackenzüge gleich feurigen Schlangen dahinglitten. Ein großartiges Bild, ein Zeugnis des ringenden Menschengleichnisses, der die Kräfte der Natur zu seinen gehorsamen Dienern macht.

Auf dem Bahnhofe der Endstation wurde ich von meinem Bruder empfangen und heimgeleitet. Jeder Fremde, der nach Oberschlesien kommt, will zum mindesten sehen, wie es in einer Kohlengrube tief unten aussieht. Dahin zog es mich auch zuerst. Am anderen Tage bereits lernte ich einen Obersteiger der Nachbargrube kennen, und mein Bruder bat ihn, mich einmal mitzunehmen, da ich vielleicht selbst Bergmann werden würde.

„Gern,“ erwiderte der freundliche Obersteiger, „da können Sie sogleich morgen früh um sechs Uhr auf der Grube antreten und mit mir einfahren. Ziehen Sie sich nur starke Stiefel an; denn vor drei bis vier Stunden kommen wir nicht wieder heraus!“

Ich war froh und fand mich am anderen Morgen pünktlich im Dienstzimmer des Obersteigers ein. Dort lag bereits ein Grubenanzug aus Englischeder für mich bereit, den ich anlegte, ebenso eine dicke Filzcappe als Kopfbedeckung. Wir betraten den Grubenplatz, und der Obersteiger führte mich zuerst zu der Kesselanlage, von wo die Kraft ausgeht, die die meiste Arbeit über und unter Tage leistet. In einer weiten Halle lagen nebeneinander acht walzenförmige Ungeheuer, die feurigen Mäuler alle nach einem langen Gange zu gerichtet. Es waren die Dampfkessel, und einige Arbeiter stopften soeben den ewig hungrigen Gesellen schwarze Kohlen in die glühenden Mäuler. Drin aber zischte und brodelte es, daß mir angst wurde, und ich sprang erschrocken zur Seite, als einer der Kesselwärter einen Hahn drehte, so daß pfeifend ein Strahl weißen Dampfes herauschoß. Der Mann aber lächelte, als er meinen Schreck sah. Oben über den Kesseln nahm ein weites eisernes Rohr den Dampf aus allen Kesseln auf und führte ihn zu den Maschinen, wo er seine Kraft zeigen sollte.

Wir schritten zuerst zu dem Gebäude, worin die wichtigste der Bergwerksmaschinen, die Fördermaschine, stand. Peinlichste Sauberkeit herrschte in dem hohen, mit bunten Fliesen ausgelegten Raume; es blitzten und glänzten die blankgeputzten Maschinenteile. Ein einziger Wärter bediente das Ungetüm; aber es gehorchte ihm aufs Wort. Vor dem Maschinenwärter stand ein Apparat, wie eine große Uhr mit einem
Oberschlesien.

Zeiger. Es war eine elektrische Signalvorrichtung, wie mir der Obersteiger erklärte. Da ertönte plötzlich ein Glockenzeichen, und der Zeiger auf der Uhr rückte auf einen Punkt, da stand „Vorwärts“ geschrieben. Der Maschinenwärter zog einen Hebel zurück: fauchend und stöhnend setzten sich die Kolben der Dampfmaschine in Bewegung und begannen eine wohl 6 m hohe Trommel zu drehen. Erst langsam, als ob sie nicht recht wollte, dann aber in tausendem Schwunge, daß der Fußboden zitterte. Von der Trommel aber wickelte sich ein dickes Drahtseil ab und fuhr oben am Dache zu einer Öffnung hinaus; ein anderes dagegen kam zu einer zweiten Öffnung herein und wickelte sich auf die Trommel auf. Schnell trat ich ins Freie, um zu sehen, wohin die Seile führten. Da sah ich vor mir ein wohl 20 m hohes, starkes eisernes Gerüst. Darin drehten sich oben in der Luft zwei große Räder — die Seilscheiben —, über sie liefen die Seile hinweg.

„Das Fördergerüst,“ erklärte der Obersteiger, „woran man schon von weitem eine Grube erkennen kann. Die Seile aber führen hinab in den Schacht, der unter dem Fördergerüst in die Tiefe geht. Jetzt wollen wir einfahren.“ Wir schritten zum Schachte.

Unterwegs mußten wir an einem kleinen Häuschen vorbei, woraus ein summenendes Geräusch ertönte. Oben aber sah das Häuschen aus wie ein großer, viereckiger Trichter; leichter Rauch stieg aus ihm auf. Ich blieb stehen und lauschte. „Drin geht ein Ventilator,“ erklärte mein Führer, „das ist ein großes Schaufelrad; es saugt die schlechte Luft — die schlechten Wetter, sagen wir Bergleute — durch den einen Schacht aus der Grube und zieht dafür durch den anderen Schacht drüben frische Wetter in die Grube hinein.“

Nun schritten wir zur Hängebank, das ist der Raum, von wo die Knappen auf der Förderschale in den Schacht einfahren. Bevor wir die Hängebank erreichten, kamen wir durch die Marktenkontrolle. Dort händigte ein Aufseher, der Marktenkontrollleur, jedem von uns eine Blechmarke mit Nummer ein. Die Marke nahm er von einer Wandtafel, woran Hunderte derselben hingen. „Jeder Bergmann“, belehrte mich der Obersteiger, „hat eine bestimmte Marke mit Nummer. Wenn er einfährt, muß er seine Marke mitnehmen, damit wir stets wissen, wieviel und welche Mannschaften unten sind. Die ausfahrenden Leute geben die Marken an der Kontrolle wieder ab.“

Der Obersteiger ergriff eine hellbrennende Karbidlampe und reichte auch mir eine solche hin. Ich habe mir erst ein paarmal die Finger verbrannt, bevor ich damit umzugehen wußte. Am Schachte fand ich

auch die beiden Seile von der Fördermaschine wieder. Jedes Seil ist mehrere Male um die Trommel gewickelt, und beide Enden gehen dann über die Seilscheiben weg in den Schacht hinab. An jedem Seilende aber hängt eine Förderschale, das ist ein Kasten, worin Mannschaften und Lasten hinab- und heraufgeschafft werden. Jede der beiden Schalen hatte zwei Stockwerke, Etagen; auf jeder Etage fanden zwölf Mann oder vier Förderwagen Platz. Wenn eine Schale hinabgeht, kommt die andere herauf.

Soeben verschwand eine Schale mit Mannschaften in der Tiefe. Die ernstesten Knappen bekreuzten sich; „Glück auf!“ ertönte es zum Abschied. Dann ward es still; nur an einem schwachen Bittern des Seiles bemerkte ich, daß es hinabschoß. Es dauerte zwei Minuten, da hob sich nebenan die andere Schale aus der Tiefe. Zuerst erblickte ich das Ende des Seiles, das mit vielen Schrauben und Bolzen — der Seilklemme — an der Schale befestigt war. Da durchschloß mich der Gedanke, welch ein Unglück es geben müßte, wenn ein solches Seil einmal zerrisse. Dann müßte die Schale unrettbar in den Schacht hinabstürzen.

„Das kann nicht leicht passieren,“ beruhigte mich der Obersteiger. „An jeder Förderschale befindet sich eine Fangvorrichtung, die von selbst die Schale im Schacht zum Stehen bringt, wenn das Seil bricht.“

Die ausfahrenden Bergleute hatten die Schale verlassen, und wir nahmen darauf Platz. Der Anschläger, der die Schale bediente, gab das Zeichen nach der Fördermaschine; die Signalglocke ertönte, und langsam setzte sich die Schale abwärts in Bewegung. Wir waren augenblicklich im Finstern. Nur unsere Grubenlichter warfen matten Schein an die Mauern, die rundum den Schacht einschlossen. Plötzlich war's mir, als ob ich nicht schwer genug wäre, um nach unten zu kommen. Ich meinte, wir flögen aufwärts. In den Ohren fühlte ich einen dumpfen Druck. Da hielt die Schale. Ein Steiger, der mit eingefahren war, verließ uns und wanderte in eine dunkle Strecke hinein, die vom Schachte ausging. Es war die Dreihundertzwanzig-Meter-Sohle, wie der Obersteiger mir erklärte. Wir hatten nur noch 180 Meter zu fahren. Die Schale setzte sich auf ein Glockensignal wieder in Bewegung, und nach wenigen Augenblicken hatten wir die Fünfhundert-Meter-Sohle, die tiefste des Bergwerks, erreicht.

„Glück auf!“ rief es von mehreren Seiten. „Glück auf!“ schallte es zurück. Wir stiegen aus und befanden uns auf einem kleinen freien Platze, dem Füllort des Schachtes. Er war weiß getüncht und durch elektrische Lampen hell erleuchtet. Nach mehreren Seiten gingen Strecken

ab. Aus allen drang das Geräusch der Arbeit, und Grubenlichter bewegten sich darin hin und her. In die breiteste dieser Strecken, die Hauptförderstrecke, wanderten wir hinein. Sie war in Wölbung ausgemauert; unten auf der Sohle — dem Liegenden — befanden sich zwei Schienenstränge, Gestänge nennt sie der Bergmann. An der Decke — dem Hangenden — aber war über jedem Gestänge eine elektrische Leitung befestigt. Wozu sie diente, wurde mir bald klar. In der Ferne erhob sich ein dumpfes Rollen, das immer stärker wurde. Der Obersteiger zog mich zur Seite. Aus der Dunkelheit tauchte ein helles Licht auf, das sich immer mehr näherte. Schließlich fuhr mit ziemlicher Schnelligkeit ein kleiner Kohlenzug an uns vorüber. Er wurde von einer elektrischen Lokomotive gezogen, die ihre Kraft oben aus den Drähten entnahm. Sie führte etwa fünfundzwanzig Förderwagen, von denen jeder 0,6 Tonnen Kohlen faßte, zum Schachte. Dort wurden sie mit der Förderseilbahn zutage gehoben, entladen, wieder hinabgeschafft und von einer Lokomotive auf dem anderen Gleis in das Grubenfeld zurückgebracht. Dann füllte man sie wieder, und sie begannen ihre Rundfahrt von neuem.

„Man kann zum Fortschaffen der Förderwagen auch Benzin- oder Spirituslokomotiven verwenden,“ ergänzte der Obersteiger; „aber die sind nicht so zu empfehlen, weil sie durch ihre Gase die Wetter in der Grube verschlechtern. Wir werden aber bald eine Streckenförderung sehen, die durch Seil oder Kette geschieht.“ Bald trafen wir in einem anderen Feldbesteile eine solche Seilförderstrecke an. Auch hier liefen zwei Gestänge nebeneinander her. Rechts rollten die leeren Wagen einzeln in das Feld hinein, links kamen die gefüllten uns entgegen. Sie wurden aber nicht von einer Lokomotive gezogen; sondern über den beiden Gestängen schwebte und bewegte sich ein Seil ohne Ende langsam weiter und führte die vollen und leeren Wagen in der vorher genannten Richtung mit sich fort. Das Seil lag nämlich auf den Förderwagen auf und war in Gabeln festgeklemmt, die an der Oberkante jedes Wagens hervorragten. Das endlose Seil aber wurde in Bewegung gesetzt durch eine feststehende Maschine an dem einen Ende der Seilförderstrecke. Am anderen Ende lief es über eine Rolle hinweg, die oben an der Decke befestigt war.

Als wir weiter in das Grubenfeld vordrangen, hörte die Streckenförderung durch Maschinen ganz auf. Pferde schleppten kurze Kohlenzüge bis zur Hauptförderstrecke. „Wie oft werden die Pferde nach oben geschafft?“ fragte ich den Obersteiger. „Sie bleiben so lange unten,“

entgegnete er, „bis sie nicht mehr brauchbar sind. Ein Pferd sieht das Tageslicht nur dann wieder, wenn es schwerkrank wird oder sich sonst für den Grubenbetrieb durchaus nicht eignet. Wir kommen sogleich an einem Pferdestall vorüber.“

„Erblinden die Pferde nicht durch den dauernden Aufenthalt im Dunkeln?“ fragte ich.

„Ja, das kommt leider häufig vor, schadet aber im Betriebe nicht viel, da die Tiere an Stelle des verlorenen Augenlichtes durch ihr feines Gefühl in der Dunkelheit sehr gut geleitet werden.“ Wir erreichten nun den Pferdestall: einen viereckigen Raum, aus dem Gestein herausgesprengt, sauber ausgemauert, getüncht, elektrisch beleuchtet und genau so eingerichtet, wie über Tage. Sogar Mäuse hatten sich darin eingefunden.

Weiterhin wurde die Strecke immer enger, so daß nur noch ein Gestänge darin Platz fand. Die Mauerung hörte auf; an ihre Stelle trat Holzzimmerung. Je zwei aufrecht stehende starke Rundhölzer, Stempel genannt, trugen oben ein wagerechtes Holz, die Rappe. Das Ganze nennt der Bergmann einen Türstock. Die Türstöcke folgten ziemlich dicht aufeinander und legten sich zum Schutz der Strecke eng an die Stöße (Seitenwände) und den First derselben. Hin und wieder war eine Rappe gebrochen. Das sah ganz gefährlich aus, und der Obersteiger bemerkte, daß er hier statt der Holzzimmerung eiserne Stempel und Rappen einbauen werde, weil der Druck zu groß sei.

An manchen Stellen tropfte Wasser aus dem Gestein, sammelte sich zu einem kleinen Bächlein und floss in einer Rinne, der Wasserseige, dicht am Stoß der Strecke dahin. „Alle diese Wasserseigen“, erklärte der Obersteiger, „führen zum tiefsten Punkte des Schachtes, dem Schachtsumpfe, über dem die Wasserhaltungsmaschine steht. Sie treibt große Pumpen, die das Wasser bis zur Tagesoberfläche hinaufdrücken.“ — An manchen Stellen der Strecke sah ich große, weiße Pilze, die auf der Holzzimmerung wucherten und gespenstisch im Halbdunkel schimmerten. Das Holz kann ihnen nicht lange Widerstand leisten und verfault schnell. Um es davor möglichst zu schützen, imprägniert man das Grubenholz, das heißt, man durchtränkt es mit Teer, Öl oder flüssigen Metallsalzen, bevor es in die Grube gelangt. Dann hält es zwei- bis dreimal so lange vor.

Dumpe Schläge ertönten aus der Ferne. Ich fuhr zusammen und dachte schon an eine Explosion der so gefährlichen schlagenden Wetter, wovon ich viel gelesen hatte. Mein Führer aber beruhigte mich: „In Oberschlesien gibt es Gott sei Dank fast gar keine schlagenden Wetter.

Deshalb dürfen wir auch mit offenem Licht fahren und brauchen keine Sicherheitslampen. Wenn wir auch den Grubenbrand nicht hätten, könnten wir noch froher sein.“

„Wie entsteht solch ein Grubenbrand?“ fragte ich.

„Sehr verschieden,“ entgegnete der Obersteiger. „Vielfach durch Leichtfinn der Arbeiter beim Umgange mit dem Feuer; dann aber entzündet sich die Kohle oft von selbst, indem der in den Wettern enthaltene Sauerstoff begierig von der Kohle aufgesaugt wird und sich mit ihr verbindet. Das geschieht besonders, wenn in alten, zu Bruche gehenden Grubenbauen — im „alten Mann“, wie wir sagen — die Kohle nicht vollständig und sauber weggenommen wird. Schon mancher Bergmann hat bei einem solchen Unglück sein Leben verloren.“

„Haben Sie hier auch Grubenbrand?“ fragte ich.

„Leider ja! Und zwar sind wir dicht dabei.“ Der Obersteiger ging mit mir einige Schritte in eine Nebestrecke hinein, blieb vor einer Mauer stehen, die die Strecke bis oben abspernte und stellte seine Lampe auf den Boden dicht an die Mauer. Da wurde die Flamme immer kleiner und erlosch schließlich ganz.

„Sehen Sie!“ rief er, „hinter diesem gemauerten Branddämme steht noch ein zweiter Damm. Dahinter aber brennt es. Die Brandgase drücken durch beide Dämme hindurch und haben meine Lampe zum Erlöschen gebracht. Daher muß eine Brandwache die Dämme dauernd sorgsam überwachen und dichthalten. Nur wenn es uns gelingt, keine Luft in das Brandfeld hineinzulassen, kann der Brand allmählich erstickt werden. Das ist das einzige Mittel.“

Ein Stück weiter in der Hauptstrecke hörte die Zimmerung ganz auf. An beiden Stößen und im Hangenden stand feste Kohle an.

„Warum wird hier nicht gezimmert?“ fragte ich.

„Das Hangende ist hier so fest, daß eine Zimmerung überflüssig ist, und da sparen wir Holz,“ belehrte mich mein Führer. „Jetzt sind wir bald vor Ort; da können Sie sehen, wie die Kohle gewonnen wird.“

Dicke Luft und stinkender Pulverrauch machten sich jetzt bemerkbar. Die Strecke teilte sich; wir gingen rechts hinein, woher der Pulverrauch kam. Matt und trübe schimmerten im Hintergrunde drei Flämmchen, während schnelle Hammerschläge hörbar wurden. Wir trafen zwei Häuer und einen Schlepper an, die die Strecke weitertrieben. Die Schlepper füllten die losgesprengte Kohle in die Fördergefäße. Die Häuer aber bohrten Löcher für die nächsten Schüsse in die Kohle.

„Früher bohrte man nur mit der Hand, indem man mit dem Fäustel den Bohrer in das Gestein trieb. Heute macht's auch hier die Maschine“, erklärte der Obersteiger. Jeder der beiden Häuer arbeitete mit einer kleinen Handbohrmaschine, die durch Preßluft angetrieben wurde. So kann man ohne große Mühe und viel schneller die Schießlöcher herstellen. Aus einem Metallzylinder ragte die Bohrstange mit dem Bohrmeißel hervor; in die Maschine aber mündete ein starker Gummischlauch, der von einer eisernen Zuleitung her Preßluft in den Zylinder führte. Der Häuer setzte die Maschine gegen die Kohlenwand, drehte an einem Hahn, und sofort setzte sich mit großer Schnelligkeit und vielem Getöse die Bohrstange in Bewegung und stieß und wühlte sich in die Kohle hinein. In wenigen Minuten war ein metertiefes Bohrloch fertig. Mehrere solcher Bohrlöcher werden dann mit Pulver oder einem anderen Sprengstoffe besetzt und abgeschossen. Darauf fördern die Schlepper die losgesprengte Kohle weg, und die Bohrarbeit beginnt von neuem.

Der Obersteiger sprach einige Worte mit dem älteren Häuer, dem Ortsältesten, der für diesen Arbeitsort verantwortlich war, und gab ihm Anweisungen. Dann kamen wir auf unserem weiteren Wege zum Pfeilerabbau. Ein 7 m mächtiges Flöz wurde hier in Abschnitten nach und nach weggenommen. Man fing damit, wie der Obersteiger mir auseinandersetzte, an der Grenze des Grubenfeldes, der Markscheide, an und ging allmählich nach dem Schachte zu rückwärts. Das Hangende war durch starke, dicht gestellte Stempel gestützt. Auf langen Fahrten (Leitern) standen die Bergleute, bohrten und zimmerten. Unten aber wurde eine beträchtliche Menge Förderung durch Schlepper fortgeschafft. Die Arbeit auf dem Pfeiler ist schwer und gefährlich. Wenn das Hangende nicht fest ist, kommen leicht Verletzungen durch Herniederbrechen der Decke vor. Aber es wird hier viel verdient.

„Was wird aus den großen Hohlräumen, die nach dem Herausnehmen der Kohle hier entstehen?“ fragte ich.

„Früher ließ man sie stets zu Bruche gehen“, entgegnete der Obersteiger, „nachdem man soviel wie möglich von der Zimmerung wieder herausgeholt hatte. Das Herausholen der Zimmerung nennt der Bergmann „Rauben“. Danach bricht das Hangende zusammen, und es entsteht der „alte Mann“. Weil sich aber im alten Mann viel schlechte Wetter bilden und infolge des Zusammenbruches auch über Tage Senkungen entstehen, haben wir den Spülversatz eingeführt.“

„Was versteht man darunter?“

Der Obersteiger führte mich ein Stück weiter und zeigte mir ein dickes, eisernes Rohr, das nach dem Alten Mann zu führte. Ein scharrendes, gurgelndes Geräusch drang daraus hervor.

„Dieses Rohr kommt von über Tage,“ bemerkte der Obersteiger. „Es führt Sand oder kleine Schlacke, mit Wasser gemischt, mit sich. Dieser Schlamm wird in die ausgekohlten Grubenbaue hineingespült und aufgestaut. Dann lagern sich die festen Bestandteile auf dem Boden ab, während das Wasser fortfließt. Die Sand- oder Schlackenschicht wächst langsam bis zur Firste empor und wird sehr fest. Dann ist der Hohlraum gefüllt, und es können sich keine schlechten Wetter mehr darin bilden. Man kann bei Anwendung des Spülverfahrens die Kohle auch unter Ortschaften, Kirchen, Eisenbahnen und Brücken weggewinnen, was früher nur schwerlich möglich war.“

Unter diesen Gesprächen passierten wir eine recht niedrige Strecke, und weil ich nicht achtgab, stieß ich mehrere Male mit dem Kopfe fest gegen die Zimmerung. Da merkte ich, wozu die dicke Filztappe gut war; denn ohne sie hätte ich sicher einige derbe Beulen davongetragen. Der Obersteiger führte mich zu einem Bremsberge; das war eine kurze, zweigleisige Förderstrecke, die von der 450-m- bis zur 500-m-Sohle hinabging. Auf dem einen Gleis fuhrn die vollen Förderwagen, die an ein Seil gekuppelt waren, hinab und zogen dabei zugleich auf dem anderen Gleis am Seil ein Anzahl leerer Wagen herauf. Damit die vollen Wagen nicht zu schnell hinabglitten, wurde das Seil oben gebremst, daher der Name Bremsberg.

Wir folgten nun den vollen Wagen auf dem Wege zum Schachte und trafen dabei auf eine Sprengstoffkammer, wo Pulver, Dynamit, Zündhütchen und andere Sprengstoffe aufbewahrt wurden. Auch dieser Raum war gleich dem Pferdestalle aus dem Gestein herausgesprengt worden. Ich durfte ihn jedoch nicht betreten; denn für den Umgang mit Sprengstoffen bestehen sehr strenge polizeiliche Bestimmungen mit hohen Strafen.

Wieder führte uns die Förderschale zutage, und freudig begrüßte ich das Sonnenlicht. Wir machten noch einen Gang durch die Separation — das sind ausgedehnte Maschinenanlagen, wo die geförderte Kohle vom tauben Gestein befreit, nach der Größe sortiert und sodann in Eisenbahnwagen verladen wird, um ihren Weg in die weite Welt anzutreten. Unser letzter Besuch galt dem Elektrizitätswerk. Wieder hatte ich meine Freude an der musterhaften Sauberkeit in dieser weiten, hohen Halle mit ihren blickblanken Dynamomaschinen. Sie liefern



Im Bruchfeldteich,

nicht nur das schöne elektrische Licht für den Grubenplatz und die Räume über und unter Tage, sondern sehen auch die Signalvorrichtungen und Telephone in Tätigkeit und übermitteln die Kraft zum Antriebe der verschiedenen Bergwerksmaschinen.

Ein erfrischendes Bad beendete die Grubenfahrt. Jede Grube besitzt für Beamte und Arbeiter eine Badeanstalt, die meist aufs beste ausgestattet ist. Mit vielem Dank verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Führer und nahm tausend neue Eindrücke mit nach Hause. Die Fahrt hat mir die höchste Achtung vor der Arbeit des Bergmanns eingeflößt. Sein Beruf ist schwer, aber er schafft auch manche Freude und nährt seinen Mann.

Aus: Rob. Kurpiun, Feierschicht. Breslau, Verlag A. Kothe.

Eine Tarnowitzer Eisenerzförderung.

Von Karl Leiwes.

Die weitere Umgebung von Tarnowitz ist als Fundort eines erdigen Brauneisenerzes und wertvoller Bleierze seit alters wohl bekannt.

Ein schöner Sommerabend lockt uns aus der Enge der Gassen vor die Tore der alten freien Bergstadt. Der Blick weitet sich bis zur leicht gezackten Linie des Horizontes. In Ferne und Nähe, soweit wir blicken, Halbe an Halbe, gleich großen Maulwurfshügeln. Einander gleichend, doch nicht gleich: alte und junge, wertlose Berge- und gültige Erzhalben. Verlassene ältere haben sich mit dem stumpfen Grün des Huflattichs, einige alte bemooftste Häupter jugendlich eitel mit spärlichem Gebüsch und dem frischeren Grün des Grases geschmückt: ein Gebirge für Zwerge und Kobolde. Dort aus jener grauen Halbe lugt das zerbröckelnde Mauerwerk eines verbrochenen Schachtes hervor gleich einer Burgruine. Auf benachbarten Hügeln wracke Bretterhütten. Die goldenen Strahlen der Abendsonne wecken ein lebhaftes Farbenspiel. Ockergelb glüht das alte Gemäuer; rotbraun glimmen die vermorschten Balken, und bläuliche Schatten erstehen im Widerspiel.

Mit diesen Bretterhütten schützten sich die wenig tiefen, jetzt verbrochenen Schächte, die einst Zugang zu den Schätzen der Tiefe gewährten. Und dicht neben diesen Veteranen des Bergbaues erblicken wir jugendliche Schächte voll Tatendrang. Von der frischen Halde schauen uns die ruhigen Farben der sattbraunen Erze entgegen, fürsorglich getrennt von den meist gelbbraunen „Bergen“. Auf der Halde emsiges Treiben.

Angezogen, treten wir näher. Größer werden die menschlichen Gestalten. Scharfe Umrisse heben sich von der noch hellen Abendluft ab und wachsen aus dem Rot und Gelb des unteren in das matte Blau des hohen Himmels. Weibliche Gestalten lehnen beschaulich gegen ein hölzernes Bauwerk, das unserem dörflichen Ziehbrunnen wie einem Zwillingbruder gleicht. Aber nicht lange dauert die lässige Ruhe. Je zwei Arbeiterinnen fassen beherzt an den Kurbeln des Windwerkes an: unwillig knirschend, läuft der Wellbaum um. Wohl eine harte Arbeit. Sieh doch, wie steif die Bewegung, wie gekrümmt die Haltung und gespreizt der Stand! Bald wird der Lauf gemächlicher, und wir erkennen zwei Seile sich in entgegengesetzter Richtung bewegen. Das eine scheint aus einer unsichtbaren Tiefe aufzutauchen, das andere in ihr zu versinken.

Es lockt uns, des Rätsels Lösung zu suchen. Flink klettern wir auf die Halde und sehen staunend in das geheimnisvolle Dunkel eines Schachtes. Seine ebenen Seitenwände scheinen mit wagerechten Balken ausgekleidet. Ihre ehrenvolle Aufgabe ist, die schwachen Erdwände vor dem Einsturz zu schützen. Wie verschlungene Hände greifen ihre Enden ineinander, sich gegenseitig stützend. In der Mitte zweier gegenüberliegender Schachtfseiten ragen starke Pfosten neugierig in die Luft. Von ihnen gehalten, schwebt ein Wellbaum über der gähnenden Tiefe. Die eiserne Mitte des hölzernen Wellbaumes dreht sich widerwillig in den Löchern der Pfosten. Diese Achse ist außen mit langen, zu ihr senkrechten Kurbeln bewaffnet. An ihren umgebogenen Handgriffen drehen die Arbeiterinnen.

Wir sind gerade zur rechten Zeit gekommen. Am Ende des aufgehenden Seiles erscheint ein mit Erz gefüllter Rüssel. Er fährt noch bis über die Schachtoffnung. Nun halten die Zieherinnen die Kurbeln an, wobei die vordere Kurbel vor den Pfosten zu stehen kommt, und stecken einen starken Bolzen (Vorstecker) in ein Stirnloch des Pfostens. Der Bolzen stellt sich in den Weg der Kurbel. Sich an ihn lehrend, muß diese sich bequemen, stille zu halten, bis der Rüssel entleert ist. Dieser wird seitwärts gezogen und in eine Handkarre entleert.

Wir schauen dem drallen Mädchen nach, das den vollen Karren schiebt. Gelbbraun Schuh und Strumpf und Röcklein, gelbbraun wie das Erz; doch das kräftige Blau der haushigen Jacke trockt der schmutzigen Erde. Ein rotes Kopftuch schützt sorglich Ohr und Haar. Gemächlich schiebt sie den Karren auf einer kunstlosen Bretterbahn über den Rücken der langgestreckten Halde nach dem Absturz und Stapelplatz. Vor ihr

schreiten ähnliche Gestalten: gelb der Schuh, rot der Rock und blau das Tuch. Auf einer zweiten Bretterbahn schieben andere Mädchen leichten Schrittes die leeren Karren dem Schachte zu. Zu Füßen der Halbe erblicken wir auf schmalem Schienengestänge niedliche Förderwagen. Sie dienen zur gelegentlichen Abfuhr der aufgestapelten Erze nach den Verladeplätzen der oberschlesischen Kleinbahn, die dort hinten einen langen Erzzug fauchend schleppt.

Mittlerweile haben die Zieherinnen den leeren Kübel über den Schacht zurückgeschwenkt und durch Rückwärtsdrehen der Rurbeln zu senken begonnen. Wir schauen ihm sinnend nach. Was strebt der Eifrige in die Tiefe? Neues Erz will er der dunklen Erde entreißen und eilig dann den Schatz an das Licht des Tages entführen. So erkennen wir den fleißigen Gesellen. Doch was macht indes sein Zwilling Bruder, das zweite Seil? Ob er ein fauler Genosse ist oder am gleichen Strange zieht in seiner Weise? Wir fragen die haspelnden Mädchen. Sie lachen und kichern, und ihre polnischen Worte verweht der Wind.

Wir wenden also dem zweiten Seile unsere Aufmerksamkeit zu. Es ist das zweite Ende eines mehrfach um den Wellbaum geschlungenen Seiles. Auf der entgegengesetzten Seite des Wellbaumes liegend, wird es auf diesen aufgewunden und bewegt sich aufwärts. Zu gleicher Zeit wird das erste Ende, unser fleißiger Freund, abgewunden und senkt sich. Wieder mäßigen die Hasplerinnen ihren Eifer, und wir sehen am Ende des ausgehenden Seiles einen gefüllten Kübel aus der Tiefe auftauchen. So hat er sich doch als würdiger Genosse erwiesen, hilfreich und praktisch. Ja, praktisch ist es, wie er schlau die Zeit, in der sein waderer Genosse den leeren Kübel zwecklos senkt, zur eigenen Förderung von Erzen ausnützt.

Durch solche „doppeltrümige“ Förderung wird die Förderleistung des Haspels verdoppelt. Sehr groß ist sie ohnehin nicht. Sie wird desto geringer, je tiefer der Schacht ist, aus dem gefördert wird. Soll bei tieferen Schächten eine genügende Förderleistung erzielt werden, so muß sowohl die Ladung, als auch die Fördergeschwindigkeit über das Maß gesteigert werden, das beim menschenbedienten Haspel möglich ist. Der Haspel muß dann durch eine Kraftmaschine angetrieben werden. Solche Maschinenschächte kommen auch bei Eisenerzförderungen vor, wenn beträchtliche Erzfund e einen solchen Kraftbetrieb erfordern.

Inzwischen wird unser Haspel unverdrossen gedreht. Zug reißt sich an Zug, und einer gleicht dem anderen. Gemächlich schauend, begehrt unsere Aufmerksamkeit neuer Erscheinungen. Und hoch! Was ertönt

hier in unserer Nähe? Leichte Hammerschläge, in kurzen Zwischenräumen regelmäßig wiederkehrend, scheinen tattgemäß mit den Förderzügen abzuwechseln. Wir suchen und entdecken den Störenfried. Das Ende eines wagerechten, um die Mitte drehbaren Hebels trägt einen kleinen Hammer. Vom anderen Hebelende aus scheint ein Draht senkrecht in das Tiefste des Schachtes zu gehen. Er zieht unsere Sinne nach unten. Träumend fühlen wir uns tief unten im Schachte und erschauen da den lockenden Draht in greifbarer Nähe. Die Lust des Schuljungen versucht uns; wir ziehen am Draht. Doch der Griff geht ins Leere. Noch stehen wir oben am Schachte. Und siehe: jetzt strafft und senkt sich der Draht und hebt den Hammer am anderen Ende. Jetzt wird der Draht wieder locker; der gehobene Hammer fällt auf eine Bohle nieder, und er schlägt: eins, zwei. Sollten das Zeichen der Tiefe sein? Es muß wohl: schon läuft der Haspel. Dort sehen wir auch eine Tafel dicht am Schachte, die Auskunft verspricht. Wir lesen: 1 Schlag: halt; 2 Schlag: auf; 3 Schlag: ab; 4 Schlag: langsam. Es sind die verabredeten Zeichen, die Sprache des Förderschachtes, durch welche sich die Geister der Tiefe mit den Menschen des Tages verständigen.

Weiter forschend, wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Umgebung des Schachtes zu. Ein Teil des Schachtes ist durch eine Bohlenwand von dem „Fördertrum“ abgesondert. Das Ende einer Leiter schaut heraus. Wir folgen ihr in Gedanken nach unten. Leiter reiht sich an Leiter, so den Zugang zur Tiefe vermittelnd. Auf diesen „Fahrten“ „fährt“ der Bergmann ein und aus. Ach, das muß mühsam sein! Doch es sind die Schächte wenig tief (20—60 m).

Der Schacht ist die Pforte zum Bergwerk. Hier muß alles durch, was aus und ein will: der Bergmann, die Erze und andere Dinge. Hier wird das Holz „eingehangen“, das zum Verbauen der Grubenräume nötig ist. Der blinde Maulwurf auch gräbt Gänge unter der Erde kreuz und quer, von rundem Querschnitt und bescheidener Größe. Und praktisch ist es, das kleine Tier. Es wühlt seine Gänge, der geringen Festigkeit seines Baustoffes angemessen, in Form und Größe so, daß ihm nie ein Bauwerk einstürzt. Der Mensch muß unbescheidener sein. Er muß sich größere Wege bahnen und sie rechteckig formen, so daß er bequem gehen und arbeiten kann. Er schiebt in seinen Strecken die Karren, um das Erz von den Gewinnungspunkten nach dem Schachte zu fördern. Dort scheint ihm ein leerer Karren entgegenzukommen. Das aus dem Dunkel auftauchende Grubenlicht wird größer, kommt

näher; jetzt weichen sie sich aus. So werden seine Räume groß und können ohne fremde Hilfe im lockeren Erdreich oder morschen Gestein nicht bestehen. Sie werden durch Pfosten und Balken verbaut (gestützt).

Aber etwas muffig riecht es da unten. Faulendes Holz, Atmung der Menschen und Dunst der Lampen verschlechtern die Luft. Wie würde da ein frischer Luftzug von oben gut tun! Und richtig! Dort in der einen Ecke des Schachtes sehen wir einen „Wetterhut“ aufgesetzt, eine senkrecht bis in die Tiefe des Schachtes hineinragende Röhre, die oben in frischer Luft wagerecht umgebogen und trichterförmig erweitert ist. Diese Öffnung wird der jeweiligen Windrichtung entgegengestellt und so die frische Luft in die Grube gezwungen. Ein Blick auf benachbarte Schächte, die wir von unserem hohen Standpunkte aus wohl übersehen können, belehrt uns aber, daß diese Bewetterungsvorrichtung dort nicht vorhanden ist. Die Baue der kleinen Eisenerzgruben entfernen sich nicht weit (bis 60 m) vom Schachte. Da nun das erdige Eisenerz, das in den Spalten und Höhlen des Dolomites oder in erdigem Gebirge gefunden wird, keine ungesunden Gase einschließt oder entwickelt, so ist eine künstliche Bewetterung dieser Baue meist nicht erforderlich.

Unser ausschauender Blick kehrt wieder zum Schachte zurück und trifft auf seinem Wege eine zweite Tafel, die, abseits vom Schachte stehend, unserer Aufmerksamkeit bisher entgangen war. Was lesen wir? „Zutritt verboten!“ Sollte es hier gefährlich sein? Ach ja, der Schacht! Das Fördertrum scheint sorgfältig eingefriedigt zu sein. Doch auf der einen Seite, wo eben der Rüssel seitwärts abgezogen wird, da bleibt ein Loch offen, bequem zum Abstürzen. Aber keine Gefahr! Nach dem Rückschwenken des Rüssels schließt man das Loch durch eine Stange. So steht es wenigstens verlangend in den genauen Vorschriften der Bergpolizeiverordnung. Das „Fahrtrum“ ist nicht umfriedigt, sondern bis auf eine Einstiegsöffnung mit Bohlen abgedeckt. Wir blicken hinein. Auch sie sollte abgedeckt sein. Da liegt auch der Deckel; aber er liegt daneben.

Die Tafel stimmt uns doch bedenklich: „Zutritt verboten!“ Wir wollen uns lieber entfernen, um einer Wegweisung zu entgehen. Noch einen Blick werfen wir zurück auf den Haspel, der unsere Aufmerksamkeit zuerst gefesselt. Gerade wird wieder ein Rüssel entleert. Aber siehe, kein Erz kommt zutage, sondern schmutziges gelbes Wasser! Wasser befindet sich fast immer in der Erde. Seiner Schwere folgend, dringt es neugierig in die tiefen Baue ein, unbekümmert um die Störungen, die es der Arbeit des Bergmannes bereitet. Bei großem Wasserzufluß

kann die Vertreibung dieses Feindes nicht mehr durch die Förderkübel erzwungen werden, sondern muß durch Maschinenpumpen geschehen. Die Kosten dieser Kriegführung können dabei so groß werden, daß ein Vorteil aus dem Betriebe des Ganzen nicht mehr erwächst. Der Bergmann streckt die Waffen vor dem feindlichen Wasser und überläßt ihm das Schlachtfeld: die Grube ersäuft. Die Tarnowitzer Erzgruben haben im allgemeinen wenig vom Wasser zu leiden, meist nur beim Abteufen eines Schachtes. Das in Betracht kommende Erdreich — Gebirge — ist ziemlich wasserarm. Um das störende Wasser zu entfernen, hat man in früheren Zeiten lange unterirdische Stollen gebaut, die die Wasser der verschiedenen Gruben sammelten und nach Westen und Norden, wohin das Gelände abfällt, in natürliche Wasserläufe abführten. Diese Stollen sind zum Teil verbrochen, zum Teil noch in Tätigkeit, wie der „Tiefe Friedrichsstollen“, durch dessen Mundloch im Dramatale noch heute Wasser des Tarnowitzer Gebietes abgeführt werden.

Während wir heimwärts wandern, sinnen wir noch über das Gesehene. So unbedeutend der Betrieb ist, so enthält er doch alle wesentlichen Teile und Betriebe eines jeden Bergwerkes: Schacht und untertägige Baue, Gewinnung der Erze, Förderung über und unter Tage, Schachtförderung und Sicherheitsvorrichtungen, Mannschaftsfahrung, Bewetterung und Wasserhaltung.

So erkennen wir im Bilde des Kleinen die Züge des Großen.

Aus: Robert Kurpiun, Feierschicht. Breslau, Verlag H. Rothe.

Bergmannslied.

Von Alfred Hein.

Sinab!
Das ist das größte Grab,
In das ich sink' hernieder.
Ob ich ans Licht kehr' wieder,
Hängt schwer vom Schicksal ab.

Hinein!
Das ist ein schwarz Gestein,
Gen das die Pickel prallen.
Ob es mich wird befallen,
Weiß nur der Stein allein.

Hinan!
Das ist die heiß'te Bahn,
In die je Menschen sanken.
Rings alle Pfeiler wanken,
Faßt sie die Flamme an.

Hinauf!
Das geht im schnellsten Drauf!
Noch einmal hat gehoben
Die Schale mich nach oben.
Schon zieht die Nacht herauf.

Hindurch!
 Arbeit ist meine Burg.
 Nacht drunter und Nacht drüber.
 Kein Leben wär' wohl trüber,
 Wenn Arbeit nicht mein' Burg!
 Hindurch!

Das Tarnowitzer Glöcklein.

Volkslied.

Schon wieder tönt vom Schachte her
 Des Glöckleins dumpfes Schallen.
 Laßt eilen uns, nicht säumen mehr!
 Zum Schachte laßt uns wallen!
 Drum, Liebchen, gib den letzten Ruß!
 Laß scheiden uns vom Hochgenuß!
 Das ist des Schicksals Lauf.
 Glückauf!

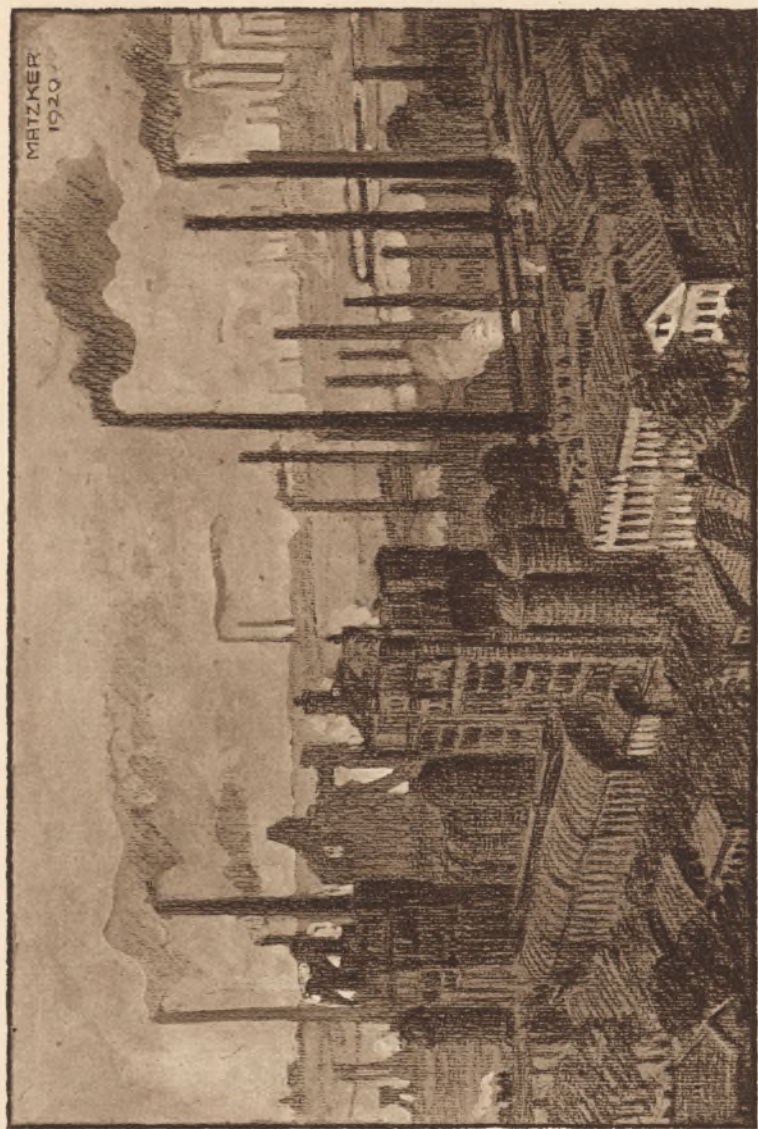
Bald fahren wir mit heit'rem Sinn
 Die steile Fahrt hernieder.
 Ein jeder eilt zur Arbeit hin,
 Und alles regt sich wieder.
 Man hört des Pulvers Donnerknall,
 Des Schlägels und des Eisens Schall,
 Der Hunde Räderlauf.
 Glückauf!

Und sollte einst in ew'ger Nacht
 Mein letztes Stündlein schlagen,
 So steh' ich ja in Gottes Macht;
 Der hilft mir alles ertragen.
 Drum, trautes Liebchen, weine nicht!
 Den Tod nicht scheu'n, ist Bergmanns Pflicht!
 Wir fahren zum Himmel hinauf!
 Glückauf!

Die letzte Schicht.

Von R. Urbanek.

Ein trüber Dezembertag geht seinem Ende entgegen. Die mit Rauch
 und Dunst erfüllte Luft lastet bleiern auf der schmutzigweißen
 Schneedecke, die das Unheimliche des Bruchfeldes einigermaßen ver-



Friedenshütte
Nach einer Zeichnung von Alfred Matzker

hüllt. In der dicken Luft scheint jedes Leben erstorben zu sein. Nichts verrät, daß 100 m unter der Oberfläche ein heißer Kampf zwischen Menschen und den entfesselten Gewalten der Unterwelt droht. Die gefährlichen Kohlendämpfe der Brandfelder sind wieder einmal durchgebrochen, und trotz stundenlanger Anstrengung ist es nicht gelungen, der Eindringenden Herr zu werden.

Aus dem Grubentor treten hastig drei Bergleute mit brennenden Lampen und eilen über den holprigen Boden des Feldes. Es ist der Fahrsteiger des Bezirks mit zwei Häuern. Der Beamte hat in der Grube sein Leben gewagt, um den Herd der Gase zu entdecken. Alle Mühe war vergebens. Doch das Pflichtgefühl läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Es brennt in seiner Brust, wie in der Brust eines alten Soldaten, der den Feind aus der Verschanzung nicht vertreiben kann.

An einem alten Wetterschachte machen die drei Männer halt. Der Führer hat sich zum äußersten entschlossen. Er will von hier aus in das bedrohte Gebiet vordringen, um die Durchbruchstelle der Gase zu entdecken. Prüfend steht er am Rande der dunklen Öffnung: er kann das Wagnis unternehmen; die Wetter fallen ja.

Vorsichtig klettert er die steilen Fahrten hinab. Nur der Schein der treuen Lampe begleitet ihn auf diesem ernstesten Gange. Schon weiß er sich in der Nähe der Grubensohle — da schlägt ihm ein Schwaden brandiger Wetter entgegen. „Die Gase kommen!“ Mit der ganzen Kraft seiner Lungen ruft er es den ihm folgenden Häuern hinauf. Dann strebt er mit dem Mute der Verzweiflung nach oben.

Zu spät! Die Dämonen der Tiefe halten ihr Opfer mit unbarmherziger Sicherheit fest. Die Lampe erlischt vor ihrem stinkenden Hauche. Tiefes Dunkel hüllt den Unglücklichen ein. Die Sinne und die Willenskraft schwinden. Langsam lösen sich die Hände von der Fahrt. Der Körper sinkt hinab und schlägt schwer auf der zunächst liegenden Bühne auf. Über den Leblosen hinweg schwillt der Giftstrom und schreitet der Mündung des Schachtes zu. Nur mit Mühe enttrinnen die beiden Häuer dem tödlichen Atem.

Wie Irrlichter flackern bald darauf Lampen in der eingetretenen Dunkelheit um die Unglücksstätte. In fieberhafter Eile sind die Kameraden des Verunglückten am Rand des Schachtes mit den Rettungsarbeiten beschäftigt. Eine Gestalt löst sich aus der Gruppe und tritt an die Mündung offenbar in der Absicht, in die gefährliche Tiefe hinabzudringen. Da schießt eine Feuersäule aus dem Schachte heraus — der Gasstrom hat sich an der brennenden Lampe entzündet. Die rote

Glut taucht die Umgebung in ein magisches Licht und beleuchtet den Kreis der umstehenden Menge, deren Gesichter Hilflosigkeit und lähmendes Entsetzen verraten.

Die riesige Flammensäule hebt sich höher und höher zum Nachthimmel empor. Gleich feurigen Wogen quillt es aus der Mündung des Schachtes heraus; es braust und heult das schaurige Siegeslied entfesselter unterirdischer Geister. Die Flamme steigt dann wie ein prächtiges Purpursegel zur Höhe hinauf und zerflattert in tausend feurigen Zungen.

Tief unten aber ruht, weltentrückt in Nacht und Stille, der Steiger nach seiner letzten Fahrt. Über seinem Grabe bläht sich im kühlen Hauche des Nachtwindes die lohnende Totenfahne.

Der Starbniß.

Von Fr. Brubel.

Vor langer, langer Zeit wurde in einer oberschlesischen Erzgrube eine Strecke getrieben. Das Gestein war aber so fest, daß auch die geschicktesten Arbeiter nichts ausrichten konnten. Daher mußte schließlich der Betrieb des Ortes ganz eingestellt werden.

Bald darauf legte der Steiger einen neuen jungen Häuer an, der über seine Führung und seinen Fleiß die besten Zeugnisse von den früheren Gruben besaß. Der Steiger schilderte ihm die Schwierigkeiten jener Arbeit und fragte ihn, ob er sich getraue, sie auszuführen. Felix, der junge Häuer, zauderte nicht. Er hatte guten Mut und frohen Sinn, nahm Fäustel und Bohrer und begab sich nach der neuen Strecke. Hier setzte er sich hin, zog seinen Brotbeutel hervor und begann zu frühstücken. Wenn die Arbeit hier wirklich so schwer sein soll, dachte er, dann muß man auch mit ordentlichen Kräften darangehen! Deshalb will ich auch mein Frühstück gleich verzehren! Und er ließ es sich gutschmecken.

Wie er nun so saß und aß, kam von ungefähr ein Mäuschen herangeschlichen, setzte sich vor ihm auf die Hinterbeinchen und sah ihn mit seinen klugen, kleinen Augen so bittend an, als wollte es fragen: „Hast du auch einen Bissen für mich?“ Dem Häuer machte das zutrauliche Tierchen Spaß. Er warf ihm einen Brocken Brot vor, den es hastig verzehrte. Dann schien es wieder um einen zweiten zu bitten. Und Felix gab ihm bei jedem Bissen, den er selbst nahm, ein Bröckchen. Als er aber nichts mehr hatte und das bittende Mäuschen seine Stellung nicht

verließ, lächelte Felix. — „Ja, liebes Tierchen,“ sagte er, „jetzt habe ich selbst nichts mehr! Und es tut mir leid, daß ich dir nichts mehr geben kann! Ich glaube wohl, daß du hier unten tüchtig verhungert bist. Komme morgen wieder hierher, dann sollst du abermals etwas bekommen, wenn nicht etwa eine ganz und gar erfolglose Arbeit mich von diesem Orte vertreibt!“

Plötzlich war das Mäuschen verschwunden, und an seiner Stelle stand ein Gnom, ein winzig kleines Männchen. „Deine Arbeit“, sprach der Gnom, „wird nicht erfolglos sein! Du hast mit mir deine Mahlzeit geteilt; ich will nun mit dir deine Arbeit teilen! Aber du mußt mir, da ich von heute ab dein treuer Gehilfe bleiben will, bei jeder Lohnung die Hälfte des Verdienstes abgeben! Ich werde dich zu diesem Zweck auf der zweiten Fahrt oben im Schachte erwarten!“

Und wieder war die Maus da. Sie beschnupperte schnell das Gestein im Ortsstoß und bohrte sich dann mit so großer Geschwindigkeit mit Hühnchen und Beinchen hinein, daß in kurzer Zeit sechs Löcher fertig waren. Und jedes war ein halbes Lachter (1 m) tief. Da stand nun wieder der Gnom vor Felix. „So, nun besetz' die Löcher und tu sie weg!“ sprach er. „Auspußen brauchst du nicht; denn Stöße, Firste und Sohle werden spiegelblank sein. Schaff' du dann nur die Berge fort und mach' Schicht! Morgen komme ich wieder. Glückauf!“

Bevor Felix den Gruß erwidern konnte, war das Männchen verschwunden. Es dauerte einige Zeit, bis der Häuer sich von seinem Schreck und Staunen erholt hatte. Dann besetzte er alle Löcher und schoß sie zu gleicher Zeit ab. Als der Pulverdampf sich verzogen hatte und Felix wieder vor Ort kam, fand er die Strecke um ein halbes Lachter weitergetrieben. Stöße, Firste und Sohle aber waren so glatt, als ob sie der Bildhauer mit dem Meißel bearbeitet hätte. Aber diesen guten Erfolg seiner ersten Schicht war der Häuer hoch erfreut. Obgleich er erst vor kurzem eingefahren war, nahm er seine Lampe zur Hand und fuhr wieder aus, um vom Steiger einen Schlepper zum Fortschaffen der Berge zu erbitten.

Als der Steiger den jungen Häuer auf sich zukommen sah, rief er ihm verdrießlich entgegen: „Nun, hast du auch schon die Lust zur Arbeit in der verwünschten Strecke verloren? Es ist doch eine ver-teufelte Geschichte! Mir scheint's, der Berggeist, der Skarbnik, treibt dabei sein Spiel.“

„So scheint mir's auch,“ entgegnete Felix lächelnd; „aber ich habe deshalb die Lust zum Arbeiten durchaus nicht verloren, sondern im

Gegenteil umso mehr Lust bekommen! Ich wollte nur um einen Schlepper bitten, der mir die Berge fortschaffen hilft. Denn gleich mit den ersten Schüssen habe ich soviel Berge gemacht, daß ich nicht früher weiterarbeiten kann, bis sie fortgeschafft sind.“

„Wa . . . was, Schüsse?“ stieß überrascht und ungläubig der Steiger hervor. „Hast du denn schon ein Loch gebohrt?“

„Ein Loch? Ha, ha! Sechs Löcher, Herr Steiger! Und alle haben gut gerissen. Die Strecke ist um ein halbes Lachter weiter, und Stöße, Firste und Sohle sind schön glatt und sauber.“

Der Steiger trat bei dieser Erklärung unwillkürlich einen Schritt zurück. „Sechs Löcher in diesem eisenfesten Gestein? Und du bist kaum drei Stunden unten gewesen? Das muß ja mit dem Teufel zugegangen sein!“

„Mit dem Teufel gerade nicht, aber . . .“

„Aber . . .?“

„Schicken Sie mir nur einen Schlepper, Herr Steiger! Und wenn es Ihnen gefällt, dann fahren Sie mit ein und sehen Sie selbst meine Arbeit an!“

Der alte Steiger schüttelte bedenklich den Kopf, beauftragte einen Schlepper mit der Förderung vor des jungen Häuers Ort und fuhr mit Felix selbst ein. Er fand alles, wie der Knappe berichtet hatte. Das bestärkte ihn in der Überzeugung, daß hier höhere Mächte geholfen hätten. Er bekam dadurch eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor Felix. Aber er fürchtete sich nicht vor ihm, ging ihm auch nicht aus dem Wege, sondern suchte durch ihn Vorteile für die Grube zu gewinnen. Die Strecke war in kurzer Zeit beendet. Nun beauftragte man Felix mit Bohrversuchen.

Das Mäuschen zeigte sich auch hier tätig. Felix suchte auf dem freien Felde eine geeignete Stelle zum Ansetzen eines Bohrloches. Da wühlte das Mäuschen wie ein Maulwurf an einer bestimmten Stelle die Erde auf. Hier trieb man dann ein Bohrloch und stieß in kurzer Zeit immer auf reiches Erz. Der Steiger erkannte, daß die Grube einen großen Vorteil von dem Häuer hatte. Deshalb sorgte er dafür, daß Felix bei der Gewerkschaft blieb. Man schenkte ihm einige Freiture (Anteilscheine am Besitz der Grube), und Felix verdiente jetzt sehr viel Geld. Da er unverheiratet war und für sich nur wenig brauchte, konnte er den größten Teil seines Verdienstes sparen. Am Löhnungstage aber, sobald er sein Geld erhalten hatte, eilte er, unbemerkt von seinen Kameraden, in den Fahrschacht hinab. Auf der zweiten Fahrt erwartete ihn der Gnom, der

schon vorher ein langes Brett über das Fördertrum gelegt hatte. Auf des Zwerges Befehl setzte sich Felix rittlings auf das Brett, so daß seine Beine in den Schacht hinabbaumelten. Der Gnom setzte sich ihm gegenüber ebenso darauf, so daß sie sich gegenseitig ansehen konnten. Zwischen ihnen auf dem Brette lag das Geld, das die beiden zählten, um es dann zu teilen. Bei einer solchen Gelegenheit blieb einmal ein Dreier (Dreipfennigstück) übrig, den Felix ruhig liegenließ.

„Nun teile doch!“ forderte der Berggeist.

„Teilen? Das geht nicht! Deshalb behalte du den Dreier! Ich habe ja doch alles, was ich besitze, dir zu verdanken! Deshalb hast du ein Anrecht auf diese unteilbare Münze.“

„Das war ein Wort, wie ich es schon lange nicht gehört habe,“ sagte erfreut das Männchen. „Du sprachst es zu deinem Glück. Denn hättest du die Münze für dich behalten, so lägest du jetzt zerschmettert unten im Schacht, wie schon viele vor dir. Meine Aufgabe war es, einen Menschen zu suchen, der reines Herzens ist, ohne Selbstsucht und Habgier. Er sollte seinen Mitmenschen Segen bringen. Ich hatte bisher vergebens nach ihm geforscht. All die kleinen Versuchungen, die ich mit dir anstellte, dienten nur dazu, dein Herz zu prüfen. Deine Vorgänger bestanden die Prüfung nicht. Sie wurden durch das viele Geld so habgierig, daß sie selbst den Dreier für sich allein beanspruchten. Dann war's natürlich mit ihnen vorbei. Denn sie hatten nicht gleichmäßig geteilt. Du aber hast die Prüfung ehrenvoll bestanden! Darum sollst du von jetzt an das Werkzeug sein, wodurch ich der Menschheit nützen will! In deiner Wohnung wirst du all das Geld finden, das bisher auf meinen Teil gefallen ist. Es gehört dir, und du mußt jetzt mit dem deinigen eine sehr große Summe haben. Höre jetzt ganz auf zu arbeiten! Dein Vermögen wird sich in kurzem verzehnfachen! Dafür laß mich sorgen! Aber wende es nur zum Wohle der Menschen an! Was du an ihnen tust, wird dir tausendfach vergolten werden! Ich werde stets in deiner Nähe sein und, wenn es nötig ist, dir hilfreich meine Hand bieten. Glückauf!“

Der Störbitt war verschwunden. Nachdenklich fuhr Felix zu Tage. Sein Leben lang konnte er diesen Augenblick nicht vergessen und zögerte nicht, den Befehl des Berggeistes auszuführen. Er spendete von seinem Reichtum an Arme und Kranke, besonders aber an die Hinterbliebenen verunglückter Bergleute und gründete Kirchen, Schulen und Krankenhäuser. Er gab mit vollen Händen und blieb bis zu seinem Tode der Wohltäter der Betrübten.

Aus: Fr. Brubel, Bergmännische Sagen.

Schachtmärchen.

Von Max Waldau.

In die grauumstarrten Gründe Geisterstunde hat geschlagen,
 Dröhnt und hallt die Mitter- Geisterspuh versinkt in Schlaf;
 nacht; Nur die Erze leise klagen,
 Um die Facken, um die Schlünde Daß der Bann sie wieder traf.
 Zündet sich die wilde Pracht. Niemand hört ihr banges Ringen;
 Gnomen, Zwerge, mißgestaltet, Niemand ihre Tränen stillt;
 Klettern rings aus jedem Riß, Ihre Klage muß verklingen,
 Und der Fürst, die Stirn gefaltet, Und der finstre Zauber gilt.
 Thront auf seinem Feuerstih. Still, der Morgensonne Strahlen
 „Auf, Vasallen, auf zur Weihe! Bliken rings von Stein zu Stein;
 Schwefel in die Pfannen streut! Um der Berge Stirnen malen
 Bringt der Erze lange Reihe, Sie den weiten Heil'genschein.
 Und der Zauber sei erneut!“ Geist der Freiheit sinket nieder;
 Stufen, Blöcke und Kristalle Freiheit fürchtet nicht das Licht;
 Schleppt herbei der Geister Hand; Geist der Freiheit, Geist der Lieder
 Gold und Silber in der Halle Tief im Schacht die Weihe spricht:
 Schimmert, funkelt von der Wand. „Gold und Silber sollen schmiegen
 „Gold und Silber diene wieder, An der Säng' Harfen sich;
 Zu verführen alle Welt, Stolge Lieder drauf zu wiegen,
 Ziehe in die Fesseln nieder Kühn und prächtig, truziglich!
 Manchen Mann und manchen Held. Kupfer soll als Glocke hallen,
 Kupfer morde, donn're, brülle Donnernd fordern Kampf und
 Furchtbar als Kanonenschlund! Krieg,
 Wüster Pulverdampf verhülle Und als letzter Klang verwallen
 Schlechter Zwingherrn lehten Soll der Freudenjubelsieg!
 Grund! Eisen werde allerwegen
 Eisen klirre fort als Kette, Schneidig-spiz zu gutem Stahl;
 Scheuche Freiheitsträumerei, Denn wir brauchen Spieß und
 Niete an das Folterbette Degen,
 Feden, der gedacht zu frei! Brauchen Schwerter allzumal.
 Diamantne Tränen wallen Diamantne Tränen wallen
 Auf der Völker Leichentuch; — Auf der Freiheit goldnes Buch, —
 Also will es uns gefallen, Also will es uns gefallen,
 Also lautet unser Fluch!“ — Also heißt der Weisespruch!“

Aus: Zug ins Land Oberschlesien! Max Waldau-Buch. Von W. Mat und W. Müller-Rüdersdorf. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin.

Lerche und Bergmann.

Von Max Waldau.

In die Luft die Lerche klettert
Und der Knappe in den Schacht;
Lerche hoch ihr Tagwerk schmettert,
Bergmann in der Tiefe Nacht.

Lerche in die Sonnenstrahlen
Tausend Liederkränze flieht;
Knappe singt bei seiner fahlen,
Düftren Grubenampel Licht.

Beide singen eine Weise;
Beider Lied hat hellen Schall: —
Hoch im Blau, im Felseneise,
Liebe jubelt überall! —

Das Märlein um den Schornstein.

Von Curt Mirau.

Wolken hat meine Heimat, schwere, lastende Wolken, nicht wie bei eu chjenseits der Oder, wo hochgetürmte Burgen im blauen Äther schwimmen. Meine Heimat hat andere Wolken, flache, am Boden gleitende Siechtumsbringer, waldfeindliche, giftfeuchte Schwefelschwaden. Dazwischen ragen die Schornsteine auf, wie Bleistifte, die ein spielendes Kind hat stehenlassen. Unregelmäßig sind sie verteilt, hier einer, dort viele. Aber sie wachsen, wachsen zu einem riesigen Urwald.

Mitten im Walde wuchs ein neuer Schornstein. Rot war er und blutjung. Aber er wuchs Tag um Tag. Wie die Tannen staunten! Schon hatte er sie eingeholt; schon reichte er der Eiche bis an die Schultern. Doch er fand noch immer kein Ende. Er wuchs und wuchs. Endlich stand er still, hoch über die Baumwipfel ragend.

Indessen waren viele Menschen in den Wald gekommen . . . Bäume zertrachten, Stubben sprangen aus dem Erdreich, Bagger zerwühlten den Boden, kleine Wagen schaukelten ziegelbeladen die Schienen entlang, Häuser entstanden. Wie eine Krankheit saß in den Bäumen das grauenvolle Wort, der Waldschreck: Fabrik! — Dann begann der junge Schorn-

stein zu rauchen, erst langsam, dünn und fein, später in immer dickeren Wolken.

Die kleinen Tannen schauderten unter seinen Dunstnebeln zusammen, und eine bleiche Wolke lagerte über dem neuen Anwesen. In dieser Wolke barg sich der Tod. Die schönste Linde auf der einst so stillen Wiese sank der Art zum Opfer. Die Fichtenschonung bekam gelbe Nadeln. Und die Rehe verließen mit traurigen Augen die Gegend.

Als auch die Wässer leer von Fischen waren, empörte sich der Wald. Kreuzottern zischten in der Nähe der Häuser; Marder brachen ein in die fetten Hühnerherden; ein Kind der Ansiedlung verschwand spurlos. Und dann kam der Sturm. Heulend fuhr er heran, Zweige splitterten, Äste schlugen zu Boden, ein Waldbriesle sank in Trümmer, und mit wildem Gejohle faßte das Unwetter den schlanken Schornsteinleib, hieb mit Hagelschauern auf ihn ein, schleuderte Blitze herab; aber nichts geschah. Nur ein einziger Ziegelstein bröckelte los.

Doch die Bäume wollten den Kampf gegen den Schornstein nicht aufgeben, und sie sandten Ali, die Waldeule, in die totenstille Waldeinsamkeit, wo die Fee saß mit den hellen Augen. Die sollte helfen.

Es war eine Mondnacht, als sie kam. Ganz still lag das kleine Fabrikdorf. Weiß glommen die Häuser. Schwarz waren nur die Schatten des Schornsteins und hinten die lauschenden Wälder. Die Fee schritt leise zum Schornstein hin. Wächtern und Hunden sanken die Augen zu. Nur eine Amsel schlug. Die Fee tanzte rings um den gewaltigen Schornstein und murmelte Beschwörungen. Es stieg ein Harzduft auf, der die Bäume erfrischt aufatmen ließ. Dann zog die Fee den Silberschleier enger, immer enger um den Baum von Stein. Und mit leuchtenden Augen, mit hoch erhobener Stirn ging sie siegesbewußt in das finstere Eingangsloch.

Atemlos harrte der Wald. Nicht eine einzige Nadel sank zu Moose; nicht eine Spinne tänzelte im Netz. Plötzlich wirbelte ein Rauchstoß aus dem Steinkoloß. Die Hunde schlugen an, Wächter liefen umher, Lichter erglühten.

Rotseiden kam der Morgen. Alle Waldblätter zitterten — denn die Fee kam nicht mehr heraus.

Sie war tot. Wieder wallte der Rauch über die Wipfel des Waldes. Die Bäume aber standen vereinsamt da. Und es ging wie ein tiefes Trauern um ihre Zweige; denn auch sie ahnten ihren baldigen Tod.

Gieschewald und die neuzeitliche Besiedlung in Oberschlesien.

Von E. Grabowski.

Wer kennt Gieschewald? Wo liegt der Ort? Was war er uns? Und wer hat ihn, gleichsam über Nacht, aus dem Waldboden herauswachsen lassen? Die Antwort auf diese Frage zeigt uns, wie reich unser Schaffen in Oberschlesien war und wie grausam und ungerecht der Raub dieser Landesteile ist.

1866 wurde Rattowitz zur Stadt erhoben, dank der riesigen Werke, die in den verlassenen Wäldern durch deutsche Kraft geschaffen worden sind. Das ganze Gebiet Rattowitz—Pleß war damals noch zum großen Teil Urwald. In diesem Waldstrich fand sich keine Spur vorhergegangener Besiedlung. Ein paar rasch emporgewachsene, sehr kleine Arbeiterkolonien, hier und da ein Kohlenschacht, die Gebäude nur von Holz, gehörten der Neuzeit an. Die beiden Kolonien: Jakobsgrube und Susanna, die damals entstanden — auf dem Wege zwischen Rattowitz und Emanuelslegen — sind längst wieder verschwunden.

Wald, Wald und nochmals Wald, meilenweit, erstreckte sich über jenes Gebiet. Vor 1870 führten nur Waldwege durch diese Wildnis, die zum großen Teil eingezäunte Wildparke besaß. — Kein Wegkreuz, keine Kapelle, wie man sie sonst allerorten in Oberschlesien findet, war in dem ungeheueren Walde zu sehen. Die wenigen Bilder, die fromme Holzfäller in den Zweigen einer alten Kiefer, einer Eiche oder Buche aufgehängt hatten, fielen so sehr auf, daß sie Anlaß zur Legendenbildung gaben.

Massenhaft vermoderten — noch 1880 — vom Sturm gefällt oder entwurzelte Bäume in den Wäldern. Aus dem morschen Holz brach neues Leben hervor. Farnkräuter, in halber Manneshöhe, dienten in ihrer Masse prächtig zum Versteck spielender Kinder. Bärlapp überwucherte große Strecken des Waldbodens mit seinem wunderbar geformten Geranke, kroch wohl auch an alten Bäumen herauf. Baumstümpfe von Buchen, die mehr als einen Meter im Durchmesser hatten, dienten fröhlichen Waldgästen als Tische. Hier und da ein sprudelnder Quell. Rehe, Hirsche, Damhirsche, Wildschweine, sorgfältig gehegt, belebten diese Wälder. Die erste Bresche in den Urwaldfrieden wurde kurz vor 1870 geschlagen. Es wurde, mitten hindurch, die Kunststraße gebaut, die von Tichau über die damals noch unbedeutende Grubenkolonie Emanuelslegen nach Rattowitz führte. Emanuelslegen, noch ganz von reizvollen Wäldern umschlossen, hieß damals im Volksmunde das „Oberschlesische Paradies“.

Diese Kunststraße war bis zum Bau der Eisenbahnlinie Rattowitz—

Pleß eine wichtige Verkehrsader für den ganzen Landesteil. Sie ermöglichte den Landbewohnern fern liegender Gebiete, ihre Erzeugnisse auf den Rattowitzer Markt zu bringen und auf dem Rückweg Kohlen zu laden. Nächstelang war das ununterbrochene Rollen der Räder zu hören. Und von den durchziehenden Bauern und Händlern kauften die von den Bergverwaltungen angesiedelten Beamten und Arbeiter nachts ihre Waren ein, vornehmlich Butter, Fleisch, Obst, Geflügel aller Art.

Der Bau der schon genannten Eisenbahnlinie schränkte diesen Frachtverkehr ein.

In Emanuelssegen, einem der ältesten Grubenorte des Pleßer Kreises, wurden Anfang der siebziger und Mitte der achtziger Jahre neue Schächte abgeteuft, und der Ort wurde bedeutend vergrößert. Doch tat dies den herrlichen Buchenwäldern noch wenig Abbruch. Und wer sich in der grünen Wildnis verlor, konnte tagelang wandern, ohne Menschen oder menschliche Wohnungen anzutreffen.

Der Aufschwung der Industrie in Oberschlesien, der um die Mitte der achtziger Jahre einsetzte, brach den Frieden jener Wälder. Unaufhaltsam hielt sie ihren Einzug. Und aus unansehnlichen, winzigen Siedlungen entwickelten sich stattliche, stark bevölkerte Ortschaften, Musteranlagen moderner Industriewerke.

Nun traten die Wälder weit zurück; näher und näher rückten die Ortschaften zusammen. Und wenn Oberschlesien nicht gewaltsam zerrissen worden wäre, hätte es sich mit der Zeit zu einem einzigen Industrieort entwickelt, mit wunderbarer sozialer Organisation.

Neue Ortschaften schossen wie Pilze aus der Erde. Sie wurden sozusagen über Nacht gegründet mit allen Einrichtungen moderner Wohlfahrtsansprüche. Dazu gehört auch Gieschewald: ein Grubendorf mitten im Walde gelegen, zwischen Myslowitz, Rattowitz und Emanuelssegen. Den Namen erhielt es von den Besitzern jenes Landstriches: Giesches Erben.

Giesche: ein Name, der sich seit Jahrhunderten durch Oberschlesiens Industriegeschichte zieht. Ein deutscher Mann war es, einer jener Pioniere, die Licht und Sonne in Oberschlesiens dumpfe Armut brachten, einer der Männer, die die Tiefe der Erde erschlossen und ihre Schätze hoben zum Segen der Menschheit, ein Mann mit weit sehendem Geiste, der vom damaligen Grundherrn, dem österreichischen Kaiser, für alle Zeiten das alleinige Recht erwarb, Salmei zu graben in Oberschlesien.

Salmei zählte damals nicht zu den Erzen; man schätzte es nicht hoch. Heut' — nun, heut' ist es der wichtigste Träger der Zinkindustrie.

Was das bedeutet, zeigen uns einige Daten: Vor dem Kriege produzierte Deutschland mehr als die Hälfte der Zinkgewinnung in ganz Europa; auf Oberschlesien entfielen davon vier Fünftel.

Eine wuchtige Tatsache, die es uns verständlich macht, daß fremde Hände gierig danach greifen.

Zur Zinkhütte gehört die Kohlenproduktion. So haben auch Giesches Erben ihre eigenen Gruben. Eine der jüngsten ist der Nikisch-Schacht bei Myslowitz mit dem vorerwähnten Musterdorfe Gieschewald.

Die Anlagen sind kurz vor dem Weltkriege entstanden. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Das Dorf zeichnet sich durch zweckmäßige Bauten aus, die in erster Linie der Wohlfahrt der Arbeiter dienen. Die reizenden Familienhäuser sind mit imprägnierten, feuersicheren Schindeln gedeckt, die aus Idaweiche O.-S. stammen. Blumengärten, Stallungen usw. sind überall vorhanden. Die Beamtenhäuser sind nach gleichen Grundsätzen erbaut. Ein Kasino für Beamte und Arbeiter, Warenhaus, Post, Wasserwerk, vorzügliche Schulen, Feuerwehr, kurz: alles ist in großem Stile eingerichtet und dabei dem Schönheitsgefühl genügend Rechnung getragen worden. Prachtige Straßen und Gartenanlagen fehlen nicht. Wohnungen und Straßen werden elektrisch beleuchtet.

Den Rahmen für das anmutige Dorf gibt der Kiefernwald ab, der mit Laubholz durchsetzt ist. Gar mancher wird sich noch gern der Zeit erinnern, da Gieschewald noch nicht war und die Jugend von Emanuelslegen auf ihrem Wege zur Kirche nach Myslowitz durch den herrlichen Maiwald wanderte.

„Frühmorgens, wenn die Hähne krähen,“ wurde das erstemal Raft gemacht im Walde. Man hörte das Erwachen der Vögel, hörte den Ruckuck rufen, sah den Sonnenaufgang in seiner Herrlichkeit und kam, erfrischt durch den Morgenspaziergang von reichlich einer Meile und gesammelt durch all die Gotteswunder rundum, gerade zurecht zur ersten Morgenandacht. Wonntag, wenn dann gerade eines unserer herrlichen Meflieder gesungen wurde, z. B.: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar!“

Unvergeßlich sind solche Augenblicke!

Dieser herrliche Erdenfleck ist uns nun widerrechtlich genommen. Den Wald haben die Herren Polen während der Putzzeit arg verwüstet. Wie mir ein Rattowitzer Herr erzählte, ist nicht mehr viel davon übrig. Was die Art verschonte, wurde durch Brandstiftung verwüstet. Wie wird es hier fünfzig Jahre später aussehen?

Denn die namenlos große Stadt . . .

Von Alfred Hein.

Denn die namenlos große Stadt ist sonst überall; sie ist ausgewürfelt: Die Werk, die Mietskaserne, die Stahlhalle, die Hochofen. Tag ist grau, Nacht ist feurigrot. Aber der Tod kommt im roten und grauen Gewand. Und die Feuer schlagen nicht nur harmlos Kirchturmhoch aus den Hochofen; sie zischen, Blicke des Berggeistes, in Born stichflammend, aus den jach zerbrochenen Flözen hervor; die lustigen Grubenlampen der nackten Bergmannsgestalten erlöschen: Schlagwetter! Friedelos frist sich hier alles gegenseitig auf: Mensch und Werk. Und für Natur und Seelentraum bleibt ein krümeliges Stündchen. Ein Volk von Helden wohnt hier. Die Fanale ihrer allnächtlichen Brandopfer zertrümmern die Sterne. Güldene Züge fahren mit den (düsterem Tod entrissenen) schwarzen Gesteinen in das waldfrohliche Thüringen, an den heiteren Rhein, zu den klaren Küsten. Es ist gut, daß von den Zurückbleibenden keiner mehr weiß, daß im Frühling die Lerchen singen und im Sommer der Mohn blüht. Nur das fahle Leichentuch des Winters kommt auch über dieses arbeitserhämmerte, qualmverdämmerte Land.

Gleiwitz.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Grubenherrin, unterm Rauchzelt
Thronend. Stolz es Rußgesicht.
Arbeitsfaust, im Bann der Essen
Häufend Halben heißer Pflicht.

Janushaupt, den harten Ostblick
Bohrend grau ins Hüttenheer
Und gen West verdämmert sinnend
Auf der Oderwälder Meer.

Bergwerkgeist, aus Schächetiefen
Reißend Kohlengold zutag'.
Generalin der Armee'n:
Wuchtend ewigen Bergmannsschlag.

Industrieleib, stählern schlingend
Um dich schwarz das Lastflutband.
Glutarm, der einst zur Befreiung
Kugeln goß dem Preußenland.



Beuthen: Konzerthaus und Stadttheater

Beuthen.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Bliebest lange — Werte um dich —
Hären-larg im Pflichtgehez,
Bis du plötzlich, fängetüchtig,
Spanntest prunk dein Spinnennek.

Zäh' dir im Vereiche einend
Arbeit, Geist und Kapital,
Strafftest du in Höh'n und Schächte
Bautenkühnen Wertelstahl.

Fleißiger Raffer schwarzer Tiefen,
Dehnst du deinen Spinnentkreis.
Und ein Dämon, ziehst du alles,
Kräfteaugend, in dein Gleis.

Königshütte.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Riesenspinnentkörper:
Raff- und arbeitsrege
Spannst du deines Rades
Schwarzes Pfadgehege.

Wachsam stets am Werke,
Ziehst du Sein und Streben,
Packend kraftgewaltig,
In dein düstres Weben.

Mein Rattowitz.

Von Wilhelm Wirbikky.

Wenn ich an Rattowitz denk', stehe ich draußen vor der Stadt auf der walddumrauschten Beatehöhe, steige ich die Stufen zum felsigen Bismarkturm empor, den mit Liebe deutsche Herzen und deutsche Hände zu Beginn dieses Jahrhunderts erbaut haben. Dort schaue ich hinunter in das Häusermeer dieser munteren Stadt und weile auf der Stelle, wo einst mein Vaterhaus lag. Ich sehe die schlanken Türme der Kirche, die erst in jüngster Zeit deutscher Glaube errichtet, erblicke in lebhafter Abwechslung auf den Höhen rundum die von Tag zu Tag sich immer mehr dehnenden breiten, sauberen Straßen mit ihren Villen und neuzeitlichen Mietpalästen, herum die vielen weißen, grauen und schwarzen Schleier, die tagein, tagaus zum Himmel hochragende Schlotte weben. Gruben und Hütten, Fabriken und Werkstätten, — ich kenne sie fast alle kaum beim Namen, so dicht ist der Kranz um die pulsende Stadt geworden. Sie alle tragen deutsche Namen, nennen mit Stolz ihre Gründer: Winkler, Giesche, Hohenlohe. Sie alle singen unaufhörlich die eherne Melodie von dem deutschen Schweiße und Fleiße. Sie alle schreiben mit glühender Flammenschrift ans Himmelsgezeß die unaustilgbare Wahrheit vom deutschen Recht . . .

Wenn ich an Rattowitz denk', weile ich im Mittelpunkt dieser schönen Stadt, die ich die Fürstin unter den Städten Oberschlesiens nenne. Ich lese den Spruch „Deutschem Wort, deutscher Art“ auf der wundervollen Stirn des Musentempels, der mächtig auf der Ostseite des Ringes thront. Ich schreite auf dem Asphaltpflaster der Grundmannstraße und denke auf einer Hauptstraße Berlins zu sein. Da flutet das pulsende Leben, da sausen die immer vollbesetzten Straßenbahnen, die die menschen- und häuserreichen Vororte als Ziel haben; da rauscht auf breiten Bürgersteigen die vornehme Welt. Viele und große Geschäftshäuser stehen hier. Und in ihnen gehen nicht nur Deutsche ein und aus, sondern auch viele Käufer aus dem benachbarten Rußland und Österreich; denn schöne und gute deutsche Waren werden hier feilgeboten.

Wenn ich an Rattowitz denk', stelle ich mir nicht allein die große, vornehme Stadt mit den vielen Industrieverwaltungen, dem regen Verkehr, ihrem mächtigen Bahnhofe, ihrer Eisenbahndirektion vor, sondern auch den geistig regsamen Ort, der trotz seiner Jugend mit den altersgrauen Schwesterstädten Beuthen und Gleiwitz in dieser Hinsicht

um die Palme ringt. Deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst haben hier, wie selten wo, eine dankbare Pflegstatt gefunden. Ich höre den Wohlklang deutscher Lieder in den Sälen, sehe den Zauber deutscher Spiele auf den Bühnen.

Wenn ich an Rattowitz denk', erinnere ich mich, daß ich dort nie andere Laute, als meine deutsche Muttersprache gehört habe. Ich höre den Gründer Dr. Holke, dessen Denkmal vor dem großen Badehause steht. Deutsch sang der große Musikprofessor Oskar Meister, der mit seinem Singverein halb Europa bereiste.

Wenn ich an Rattowitz denk', schaue ich noch die Ufer des Rawabaches und überlege, wie sich dieses einstige öde Sumpf- und Wiesenland durch deutsche Kraft, seitdem es 1865 Stadtrechte erworben hat, zu einem solchen Schmuckstücken, in dem fünfzigtausend fleißige und muntere Menschen leben und leben, entwickelt hat.

Wenn ich an Rattowitz denk', treten mir die Tränen vor Sehnsucht in die Augen. Fern weile ich von ihr, der lieben Stadt, und darf sie nicht schauen, die mir Jugend und Heimat war, weil sie wider Willen über Nacht fremdländisch geworden . . .

Wilhelm Wirbitzky, 1885 zu Myslowitz geboren, jetzt als vertriebener Deutschkämpfer Oberschlesiens in Breitenhain, Kreis Schweidnitz, lebend, gab sieben Jahre lang den Kultur- und Kunstzeitschrift „Schlesischer Musenalmanach“ heraus und verfaßte mehrere echt oberschlesische Erzählungswerke.

Rattowitz.

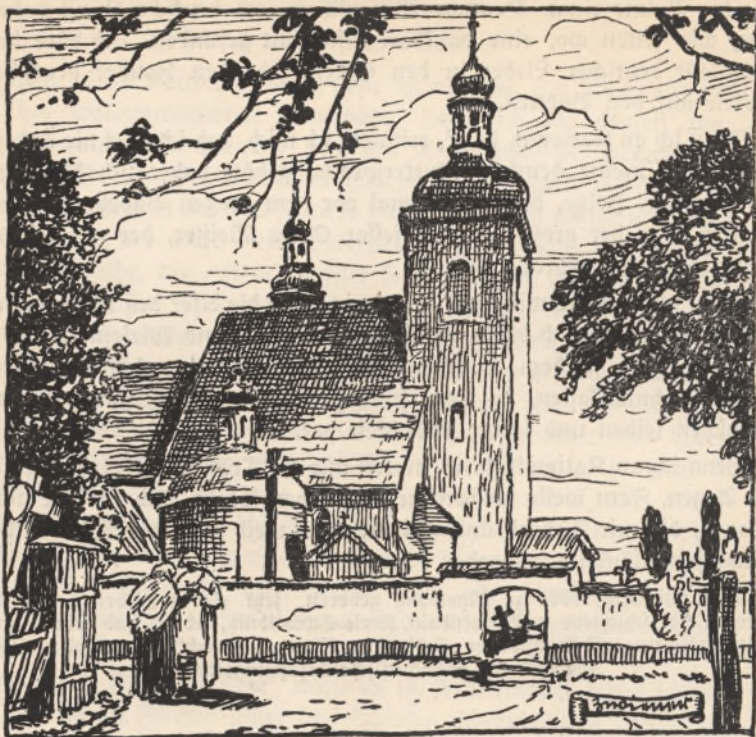
Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Im deine Häusermauern scheu sich spinnt
Der Rawabach, das dunkle Weichselkind.

Fabrikenlichter, abends Stern bei Stern,
Glühn, rauchumwogt, um deinen Straßenkern.

Durch Tiele-Winklers Willen wardst du groß,
Du Arbeitsproß aus hartem Bergwerkschoß.

Im Schaffensbraus ein Rufer, dröhnend-gell,
Klingt weit zum Ruhm dir auch dein Sangesquell.



Die alte Kirche in Tarnowitz

Tarnowitz.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Bier heiße Jahrhunderte trugst du im Werkzeitenlauf.
Auf Silber- und Bleischächten wuchsest du fruchtegroß auf.

Dein Markgraf Georg von Brandenburg, sorglich am Steuer,
Rief dir, daß dein Schatzgrund sich öffne, die fränkischen Häuer.

Du Hochgeist der Knappschaftsfürsorge, Heil mancher Wunde,
Sier riß man dich, schändend dein Deutschrecht, aus Mutterlandgrunde!



Kattowitz
Nach einer Originalradierung von Willy Fützer

Oberschlesiens erste Dampfmaschine und ihr Meister.

Von Robert Kurpiun.

Auf einer Besichtigungsreise durch sein Land kam Friedrich der Große einmal nach dem Kohlenbergwerk zu Altenweddingen in Sachsen. Dort sah er zum ersten Male eine Dampfmaschine im Betriebe und erkannte bald, daß sie auch für die anderen Bergwerke seines Staates sehr nützlich werden könnte. Der König befahl sogleich seinem Minister Heinich, den Bau von Dampfmaschinen ins Auge zu fassen. Heinich schickte alsbald einen sachverständigen Beamten nach England, wo damals die ersten Dampfmaschinen gebaut worden waren. Nach den Angaben dieses Beamten wurde darauf die erste Dampfmaschine in Deutschland gebaut und im Jahre 1785 auf einer Grube zu Hettstedt bei Mansfeld in Betrieb gesetzt. Sie diente zum Antreiben der Pumpen, die das Wasser aus der Grube schafften.

Um dieselbe Zeit hatte Reden bei Tarnowitz die Königliche Friedrichsgrube eröffnet. Sie hatte von Anfang an so sehr mit dem Wasser unter Tage zu kämpfen, daß durch die Kosten der Wasserbewältigung der Ertrag der Grube zeitweise in Frage gestellt wurde. Da beschloß Reden, auch für die Friedrichsgrube eine Feuermaschine zu beschaffen. Sie wurde in England bestellt, und der später so berühmt gewordene Freiherr von Stein reiste selbst dorthin, damit die Maschine möglichst schnell fertiggestellt werde. Ende Juni 1787 langte sie zu Schiff in Swinemünde an der Odermündung an, wurde in Oderkähne umgeladen und bis Breslau gebracht. Dort fand nochmals eine Umladung in kleinere Kähne statt, die die Maschine bis nach Oppeln schafften. Auf grundlosen Wegen folgte nun eine mühsame Landbeförderung bis Tarnowitz. Acht Wochen hatte insgesamt das Heranschaffen der Maschine von England bis zur Friedrichsgrube gedauert. Aber viel schwieriger noch zeigte es sich, die Maschine aufzubauen und in Betrieb zu setzen. Reden wollte durchaus keine englischen Maschinenleute dazu nehmen; deutsche Männer sollten sich daran gewöhnen, mit der neuen Feuermaschine fertig zu werden. Und sie wurden damit fertig. Die Maschine arbeitete so gut, daß man jetzt statt 15 000 nur 5000 Taler jährlich für die Bewältigung der Wasser der Friedrichsgrube auszugeben brauchte.

Und weil sich diese erste Dampfmaschine so trefflich bewährte, beschloß Reden, weitere derselben aufzustellen. Aber er wollte das Geld dafür nicht mehr nach England gehen lassen, sondern die Maschinen selbst bauen. Dazu fehlte es jedoch an den geeigneten Ingenieuren oder
Oberschlesien.

„Kunstmeistern“, wie sie damals hießen. Denn diese Leute mußten wirklich Meister in der neuen Kunst sein. Sie hatten nicht nur die Maschine zu entwerfen und jeden Teil derselben genau zu berechnen, sondern sie mußten sie auch allein herstellen, dazu die Fabrik bauen, die Arbeiter anlernen, zuletzt die Maschinen aufstellen, in Betrieb setzen und bedienen. Der Kunstmeister mußte jeden Handgriff selbst verstehen und ihn seinen Arbeitern erst beibringen.

In Oberschlesien konnte Reden damals keinen passenden Mann für diese Stellung finden. Die zumeist polnische Bevölkerung stand noch auf einer zu geringen Bildungsstufe. Da wurde ihm August Friedrich Holzhausen aus dem Harz als ein „guter mechanischer Kopf“ empfohlen. Reden berief ihn als Kunstmeister nach Oberschlesien und tat damit einen guten Griff. Holzhausen gehört mit zu den zahlreichen deutschen Männern, die Gewerbesleiß und Bildung nach Oberschlesien gebracht haben.

Zunächst hielt sich Holzhausen ein Jahr in Hettstedt bei Mansfeld auf, um die dortige Dampfmaschine zu studieren. Im Jahre 1794 begann er seine Tätigkeit in Tarnowitz. Er war ein schlichter, bescheidener Mann, der ein offenes Auge, einen klugen Verstand und eine geschickte Hand besaß. Dazu wohnte in ihm eine zähe Ausdauer, die jedes begonnene Werk auch zu Ende führte. In der Zeit von 1794 bis 1825 hat er fünfzig neue Dampfmaschinen erbaut. Zuerst arbeitete Holzhausen auf der Königlichen Hütte zu Malapane bei Oppeln mit ganz ungeschulten Leuten und rohen, unvollkommenen Werkzeugen. Aber das Werk gelang dennoch. Malapane wurde die erste Maschinenbauanstalt in Preußen und Deutschland und der preußische Staat der erste Maschinenbauer.

Später verlegte Holzhausen seinen Wohnsitz nach Gleiwitz und gründete dort im Anschluß an die Königliche Hütte eine Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, die er zu hoher Blüte brachte. Er versorgte nicht nur Oberschlesien mit Dampfmaschinen, sondern sein Ruf ging weit über die Grenzen Schlesiens und des preußischen Staates hinaus. Den Oberschlesier darf es mit Stolz erfüllen, daß gerade seine Heimat es war, die bei Beginn des Baues von Dampfmaschinen allen andern Teilen Deutschlands voranging. Erst von Oberschlesien aus ist der Bau der Dampfmaschinen nach Westfalen und Rheinland hinübergegangen. Und auch der Berliner und sächsische Maschinenbau ist wesentlich später ins Leben getreten.

Aus: Robert Kurpiun, Felterschicht. Ein Buch für junge Berg- und Hüttenleute. Breslau, Verlag A. Rothe.

Wie die erste Eisenbahn nach Oberschlesien zustande kam.

Nach M. Janitzek.

In endlosen Reigen rollen die Güterzüge aus den Bahnhöfen unseres Industriebezirktes und tragen Millionen von Zentnern der schwarzen, glänzenden Steinkohlen in alle Himmelsgegenden auseinander. Wir können uns garnicht denken, daß es jemals anders gewesen sei. Und doch sind kaum sechzig Jahre verflossen, seit die erste Schienenbahn nach Oberschlesien von Breslau aus gelegt wurde.

Die erste Eisenbahn in deutschen Landen wurde 1835 von Nürnberg nach Fürth gebaut. Auch in Schlesien hatte man die große Bedeutung dieses neuen Verkehrsmittels bald erkannt. Nur eine Eisenbahn konnte imstande sein, die reichen Schätze Oberschlesiens auf den Weltmarkt zu bringen. Bereits im Jahre 1839 hatte der Ingenieur Friedrich Lewald in Breslau einen Plan ausgearbeitet, der den Bau einer Eisenbahn von Breslau über Myslowitz nach Oswiecim ins Auge faßte. In Oswiecim sollte diese oberschlesische Eisenbahn an die österreichische Kaiser-Ferdinand-Nordbahn angeschlossen werden, die sich damals im Bau befand.

Man erkannte die Vorteile des Planes wohl an. Aber es war sehr schwer, die nötigen Geldmittel zum Bau dieser langen Strecke zu beschaffen. Erst zwei Jahre später konnte das Geld zusammengebracht werden. Die Bahn wurde genehmigt, die Strecke ausgeteilt und vermessen und der Bau dem Ingenieur Lewald übertragen. Voll Eifer machte sich dieser an das Werk, von dem er reichen Gewinn für die Provinz Schlesien erwartete.

Zunächst sollte der Bahndamm von Breslau nach Ohlau aufgeschüttet werden. Zu diesen Erdbarbeiten brauchte man eine bedeutende Menge Karren. Wie es damals üblich war, mußte der Leiter der Bahn persönlich mit den betreffenden Handwerkern in Verbindung treten. Er ließ sich eine Liste der Breslauer Wagenbauer und Stellmacher aufstellen und begab sich zu ihnen, um den großen Auftrag zu vergeben.

Der erste, zu dem er kam, war Meister Erpff, Hoflieferant des Fürstbischofs und der reichsten schlesischen Grundherren. Lewald suchte ihn zu Fuß in seiner Wohnung auf und fragte ihn, wann und zu welchem Preise er ihm tausend Karren bauen könne. Der große Mann sah ihn erstaunt von Kopf bis Fuß an. Dann rötete sich sein Gesicht vor Unwillen, und er fuhr ihn an: „Ich bin Wagenbauer Seiner Eminenz und verschiedener Erzellenzen und baue keine Karren! Wenn Sie solche brauchen, gehen Sie zu einem Stellmacher, der wird Ihnen machen, was Sie wünschen! Ich bin dafür nicht da!“

„Aber“ — wollte Lewald erwidern, jedoch der andere fiel ihm ins Wort: „Ich habe weder Zeit noch Lust, mit einem Besteller von Karren zu verhandeln. Adieu!“

Bestürzt entfernte sich Lewald und begab sich zu dem gleichfalls angesehenen Wagenbauer Wilding, der Erpffs Gegner war. Um besser empfangen zu werden, beschloß Lewald, einen Wagen zu nehmen und sich mit seinem Titel einzuführen.

„Ich bin der Direktor der oberschlesischen Bahn,“ stellte er sich dem gemüthlich dreinschauenden Meister vor. „Ich brauche zum Dammbau tausend Karren. Wann und zu welchem Preise können Sie mir diese liefern?“

Auch hier maß ihn der Meister mit einem erstaunten Blick, ehe er antwortete.

„Also Sie sind der Direktor von dem verrückten Unternehmen!“ plakte er heraus. „Na, hören Sie, lieber Mann, da können Sie mir wirklich leidtun!“

„Aber warum denn?“ fragte Lewald.

„Na, sehen Sie: erstens brauchen wir nicht, wie die Affen, alles nachzumachen, was die Engländer uns vormachen. Und dann ist dieser Eisenbahnbau nur rausgeworfenes Geld. Wer fährt denn zu den Poladen? Sehen Sie doch mal den Postwagen an, der täglich nach Ohlau runterfährt! Zwei Personen drin, eine hintenauf, wie oft aber leer! Weiter als bis Brieg fährt selten einer. Passen Sie auf, wie bald Sie bankerott machen!“

„Lassen Sie das ruhig unsere Sorge sein, lieber Mann, und antworten Sie mir: Wollen Sie die Karren liefern oder nicht?“

„Nein, mein Lieber! Auf so 'ne gewagte Sache lasse ich mich nicht ein! Da ist mir mein Geld zu lieb! Wollen Sie's nicht auch lieber lassen?“ entgegnete wohlwollend der Meister.

Lewald ging hinaus. Da die großen Meister den Auftrag nicht übernehmen wollten, beschloß er, sich an die kleinen zu wenden. Er nahm seine Liste vor und fand in der Büttnerstraße den Namen Linke. Dorthin begab sich jetzt der Direktor.

Neben dem Gasthause zu den „drei Bergen“ stand ein kleines Häuschen. Über der Thür las er: Linke, Sattler und Wagenbauer. Er trat ein und fragte nach dem Meister. Man wies ihn nach der Werkstatt auf dem Hofe. Sie war ärmlich eingerichtet und diente zugleich als Wohnraum der Familie.

„Sind Sie der Wagenbauer Linke?“ fragte Lewald den jungen Meister, der ihm höflich und bescheiden entgegenkam.

„Jawohl!“

„Ich bin der Direktor der oberschlesischen Bahn und brauche zum Dammbau von Breslau nach Ohlau tausend Karren. Wollen Sie deren Ausführung übernehmen?“

„Ich bedaure, das kann ich nicht!“

Der Direktor wurde dunkelrot vor Ärger. „Aber warum denn nicht? Diese Arbeit wird Ihnen großen Gewinn bringen,“ rief er.

Der Meister wurde verlegen. „Am bösen Willen liegt es nicht, Herr Direktor! Ich habe nur die Mittel nicht, das erforderliche Holz und Eisen zu kaufen.“

„Wenn es nur daran liegt,“ erwiderte Lewald aufatmend, „so kann Ihnen geholfen werden. Ich werde Ihnen tausend Taler Vorschuß auszahlen lassen, damit Sie Holz und Eisen kaufen können. Ich habe Vertrauen zu Ihnen.“

„Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben, Herr Direktor,“ und bis zu Tränen gerührt, dankte der junge Meister seinem freundlichen Gönner. Dann setzte er den Preis der Karren auf drei Taler das Stück fest und ging mit Lewald, der ihm auf der Bank sogleich den Vorschuß auszahlen ließ. Am Abend fand sich Linke in der Stellmacherherberge ein und warb fünf tüchtige Gesellen an.

Den folgenden Morgen in aller Frühe eilte der Meister auf den Breslauer Brettermarkt und kaufte den größten Teil der vorhandenen Bretter. Da er bar zahlte, erhielt er sie zu einem billigen Preise. Linkes Kollegen, die auch den Markt besuchten, sahen das mit großem Erstaunen. Welchen Schatz hatte der junge Meister über Nacht gehoben? Gestern noch hatte sich seine Frau Arbeit aus dem Geschäfte geholt. Seine Kinder gingen wohl sauber, aber doch in sehr geflickter Kleidung und barfuß einher. Sein Tisch war immer ärmlich besetzt.

Die Kollegen konnten zuletzt ihre Neugier nicht länger zügeln und fragten ihn. „Ich arbeite für die oberschlesische Eisenbahn“, erwiderte er. Ein schallendes Gelächter ertönte.

„Für die Eisenbahn? Nu, hören Sie, Kollege, wer wird für ein so zweifelhaftes Unternehmen arbeiten?“ Ich nicht! Ich auch nicht! Ich ebenfalls nicht!“ erscholl es ringsum. Ein älterer Meister kam auf ihn zu. „Linke, nehmen Sie von einem alten Mann, der es gut mit Ihnen meint, einen Rat! Mehr als Ihr Handwerkszeug haben Sie nicht zu verlieren; aber Sie verlieren auch das, wenn Sie sich mit der Eisenbahn einlassen. So denken wir alle. Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich so aufrichtig spreche!“

Linke wurde blaß. Sollte es wirklich ein so faules Geschäft sein? Aber

er beschloß, sich auf den Direktor zu verlassen, der sicher seinen Schaden nicht wollte. Und nun begann in der kleinen Werkstatt ein reges Leben. Vom Morgen bis zum sinkenden Abend wurde gemessen, gesägt und gehämmert.

Nach drei Wochen fuhr der Direktor der Bahn vor, um sich persönlich von dem Fortschritt der Arbeit zu überzeugen. Ein erfreuliches Bild empfing ihn. In der Werkstatt arbeiteten mit emsigem Fleiße der Meister und fünf Gefellen. Rings um sie lehnten an den Wänden die halbfertigen Karren. Ein Blick durch das Fenster zeigte Lewald auf dem Hofe einen ganzen Stapel fertiger Karren.

„Guten Tag, Herr Direktor,“ empfing ihn Linke; nächste Woche beendigen wir unsere Arbeit, und ich liefere sie zur bestimmten Zeit ab!“

„Sie sind ein pünktlicher Mann, Herr Linke; Ihre Arbeit gefällt mir! Machen Sie uns noch tausend Karren, damit wir von Ohlau nach Breslau entgegenarbeiten können! Holen Sie sich nur bald Ihren Verdienst! Ich gebe Ihnen noch tausend Taler Vorschuß; denn die Arbeit muß rasch gehen. In vierzehn Tagen müssen die Karren abgeliefert sein.“

Der Meister versprach, die Arbeit auszuführen. Der Direktor reichte ihm die Hand und verabschiedete sich.

Die zwei Wochen waren verflossen; aber Karren waren nicht abgeliefert worden. In Sorge fuhr der Direktor nach der Büttnerstraße. Doch welche Veränderung hier! Die Werkstätte leer! Auf dem Hofe segte der Wind die Hobelspäne in die Winkel. Sonst alles still, wie ausgestorben. Bestürzt eilte Lewald nach vorn, um sich zu erkundigen. Da stieß er auf eine junge Frau, die eben mit Eimer und Besen nach der Werkstatt ging. Er erkannte die Frau des Meisters.

„Frau Linke, wo ist Ihr Mann, wo die bestellten Karren?“ fragte er hastig.

„Ach, Herr Direktor, die liefert er morgen ab; eben habe ich die Wagen bestellt, die sie hinbringen sollen. Wir mußten von hier ausziehen; es war ja alles zu eng. Mein Mann konnte weder das Holz, noch die fertige Arbeit unterbringen. Er hat deshalb in der Walfischgasse eine größere Werkstelle gemietet. Dort arbeitet er jetzt.“

Im Trabe fuhr Lewald dorthin. Als er den Hof betrat, erblickte er in Haufen zu je hundert Stück die fertigen Karren. Aus der Werkstatt schallte lustiges Pfeifen. Eine große Anzahl Gefellen mit ihrem Meister beendeten eben die bestellte Arbeit. Lewald war hoch erfreut und schüttelte ihm dankbar die Hand.

„Sie haben zu meiner vollsten Zufriedenheit gearbeitet, Herr Linke! Ich lasse Ihnen nach der Ablieferung sofort den ganzen Verdienst aus-

zahlen und bestelle außerdem noch zweitausend Karren. Wir nehmen jetzt den Damm bis Brieg in Angriff und wollen von Löwen entgegenarbeiten. Dazu brauchen wir soviel Arbeitsgerät.“

Einen Vorschuß hatte nun Linke nicht mehr nötig. Mit Geld reichlich versehen, reiste er in die holzreiche Grafschaft Glatz und kaufte in den dortigen Brettmühlen so vorteilhaft ein, daß ihm nach Ablieferung der zweitausend Karren ein bedeutender Überschuß blieb.

Der Bahndamm war inzwischen fertiggestellt und mit Gleisen versehen worden. Das Hinschaffen des Baumaterials wurde nun durch offene Eisenbahnwagen besorgt. Auch um die Anfertigung dieser bewarb sich Linke und erhielt eine Bestellung auf hundert Stück. Er warb nun Zeichner, Schlosser und Schmiede an, und nach kurzer Zeit war auch dieser Auftrag ausgeführt.

Von nun an hing Linke sein gelerntes Handwerk an den Nagel und wurde Eisenbahnwagenbauer. Mit Hilfe Lewalds beschaffte er sich von Breslauer und Berliner Geldleuten hunderttausend Taler und erwarb vor dem Nikolaitor zu Breslau ein großes Grundstück. Darauf erbaute er die noch jetzt bestehende Fabrik für Eisenbahnkohlenwagen. Unermüdlich studierte er deren Einrichtung und nahm tüchtige Ingenieure in seinen Dienst. Als im Jahre 1844 die Bahn von Breslau nach Pissa eröffnet wurde, liefen auf dieser Strecke schon Kohlenwagen von Linke.

Alljährlich vergrößerte sich die Fabrik und erhielt Aufträge nicht nur aus Deutschland, sondern auch vom Auslande. Linke dehnte den Betrieb bald auch auf andere Zweige der Metallindustrie aus und wurde ein reicher Mann. Im Jahre 1867 starb er und hinterließ ein Vermögen von fast fünf Millionen Mark. Sein Sohn leitete noch eine Zeitlang die Fabrik; dann verwandelte er sie in eine Aktiengesellschaft. Heute ist es eine Riesenanlage. Der Fremde, der vom Nikolaitor her die Stadt betritt, gewahrt schon von weitem die mächtigen Linkeschen Fabriken, die beinahe einen ganzen Stadtteil einnehmen. Esse reiht sich an Esse; Hämmern und Dröhnen erfüllt die Luft. Und wenn die Dampfpfeife Feierabend verkündet, dann öffnen sich die hohen Tore, und Hunderte von Arbeitern, die hier Beschäftigung und Verdienst finden, eilen nach Hause.

So weit hat es ein einfacher Handwerker gebracht, dessen Werkstatt ihm und den Seinigen zugleich als Wohnraum diente. Was war es, das den Mann so in die Höhe brachte? Fleiß, Pünktlichkeit, Klugheit und Gewissenhaftigkeit und ein wenig Glück dazu von dem, der die Schicksale seiner Menschenkinder lenkt. —

Aus dem „Arbeiterkalender“ 1907.

Am alten Hammerwerk.

Von Max Niedurny.

Ein Häufchen Hütten am Waldesrand;
Am Wege Felder aus dürrem Sand.
Dünn stehn die Halme im Sommerglühn;
Hier rot, dort blau Feldblumen still blühn,
Und unter dem Wehr mit morschem Wein
Ein Bächlein rinnt so sädchenfein.

Alles gar arm, bescheiden,
Märchen auf stiller Heiden.

Und unterm Dache, so braun, so breit,
Träumt Rinn' und Radwerk von schöner Zeit:
Da schoß das Wasser und sprühte hell
Und war nie träge, flink stets zur Stell'
Und lieb dem Hammer die Wucht, die Kraft
Und hat dem Dörfler sein Brot geschafft.

O, lang ist's her!

Raum weiß man's mehr . . .

Ein rostig Glöcklein im Wertturm hoch,
Das kennt die Tage, die lauten, noch,
Die alten Zeiten mit gutem Gold,
Mit Hast und Jagen nach rotem Gold.

Es rief zur Schicht,

Zu Tat und Pflicht.

Nun starrt es trüb' zum Schlackenhang.
Ein Lüftchen rüttelt's, da geht's ohn' Klang
Und nickt herüber zum Haldenstein:
Wir wissen es, nur wir allein! . . .
Vom Schlackenhügel es blickt und gleißt —
Ein altes Liedchen; der Anfang heißt:

Es war einmal!

Es war . . . einmal . . .

Der Klobnigkanal.

Von Wilhelm Wirbiky.

Nicht die Größe des Suez-, Nordostsee- oder Panamakanals, nicht die weltenverbindende Aufgabe dieser Riesenschöpfungen besitzt er, und auch nicht die salzigen Wasser urtiefer Ozeane fühlt er in seinem



Am Klodnitzkanal

Nach einer Zeichnung von Walter Blachetta

Bette rieseln — dieser Kłodnikkanal in Oberschlesien. Aber in einer Hinsicht ist er doch den Genannten überlegen. Er ist älter als sie alle zusammen. Man sagt, daß die Anregung zum Bau dieses künstlichen Wasserlaufes der Alte Friß gegeben habe. Der eigentliche Urheber war jedoch der schlesische Minister Graf Hoyrn.

Eisenbahnen hatte man damals noch nicht; ein schiffbarer natürlicher Wasserweg war auch nicht vorhanden. Und doch galt es, die Erzeugnisse der unter dem Freiherrn von Heinich und dem Grafen von Reden wiederbelebten ober-schlesischen Industrie ins Reich fortzuschaffen. So begann man im Jahre 1788, zwei Jahre nach dem Tode des großen Königs, nach einem festen Plane mit dem Baue des Kanals, der nach dem Kłodnikflusse, von dem er gespeist wird, seinen Namen hat und nächst der bedeutenderen Oder der einzige fahrbare Wasserweg Oberschlesiens ist. Schwierigkeiten jeglicher Art — wie Geldnot, Arbeitermangel, störende Wasserläufe — hemmten bald den Fortgang des Baues der ursprünglich 55 km langen Kanalstrecke so, daß erst im Jahre 1803 das Werk in seinen Umrißen vollendet dastand. Der Name des Deichinspektors Promnitz, der mit größter Fähigkeit diesen Bau führte und auch nach seiner Zerstörung durch ein furchtbares Unwetter nicht den Mut verlor, die Anlage von neuem auszubauen, verdient hier besonders genannt zu werden. Die Unglücksjahre 1806/07 brachten wiederum eine neue Unterbrechung. Erst in den Tagen des Napoleonischen Winterfeldzuges nach Rußland — 24 Jahre also nach seiner Grundsteinlegung — konnten die ersten königlichen Schiffe vom damaligen Zabrze über Gleiwitz nach dem Oderhafen in Rosel den fertiggestellten Kanal durchfahren.

Wenig rege war die Schifffahrt in der ersten Zeit. Erst als man den Verkehr Privatleuten überlassen und den Kanal umgebaut hatte, um ihn auch für die tiefergehenden Overtähne schiffbar zu gestalten, wurde das Treiben auf dieser Wasserader äußerst lebhaft. So schafften im Jahre 1847 vom Industriezentrum Gleiwitz zur Oder 1134 Rähne



In
Caselhafen

1 400 000 Zentner Steinkohle, Zink und Eisen fort. Vergauf fuhr beladen ungefähr die Hälfte der genannten Zahl. Bei einer Achsenbelastung mit durchschnittlich 5 Tonnen hat der Kanal damals in einem Jahre eine Last befördert, die auf dem Schienenwege sonst 7000 Eisenbahnwagen fortgebracht hätten, was heute der Tagesleistung eines Güterzuges mit 20 Güterwagen entspricht. So hoch auch diese Leistung an und für sich damals anzurechnen war, den Anforderungen der immer mächtiger wachsenden Industrie entsprach sie bald keineswegs. Nach Einführung der Eisenbahn in Oberschlesien, die aus der obereschlesischen Kohle und dem obereschlesischen Eisen Weltprodukte machte und diese hauptsächlich wegen der englischen Konkurrenz nach dem Osten und Süden Europas schaffte, verlor der Kanal gänzlich seine Bedeutung. Zwar wurde 1895 die Oder kanalisiert. Die Kłodnikkanalschiffe konnten dadurch bis zum größten Tiefgange beladen werden und so bedeutendere Mengen fortbringen. Eine Verkehrshebung trat aber auch dadurch nicht wieder ein, da der neugebaute große Umschlaghafen in Kosel der Kohlenbeförderung durch die Eisenbahn zugute kam. Fast vergessen lag das Bauwerk des Reichinspektors Promnitz da, bis die Nachkriegszeit jählings eine Wendung brachte. Nach dem Waffenstillstand 1918 und dem unglücklichen Diktatfrieden von Versailles wuchs über Nacht der Wert dieses alten Wasserweges, zumal durch Abgabe unzähliger Güterwagen und Lokomotiven an den Feindbund, durch die eingetretene Kohlennot alle nur vorhandenen Verkehrsmittel und -wege ausgenützt werden mußten, um die zusammengebrochene Volkswirtschaft wieder zu heben.

Wer heute in Gleiwitz die Wilhelm- oder Bahnhofstraße entlanggeht und sich auf eine der Brücken stellt, die über den Kłodnikkanal führen, kann das Leben und Treiben im Kanalhafen beschauen. Stattliche Oerkähne liegen hier vor Anker und verschlingen den schwarzen Diamanten, den die obereschlesische Schmalspurbahn in Unmenge auf zahllosen Wägelchen ihnen zuführt. Mit lautem Schnauben durchqueren die Schleppdampfer die buntschillernde dunkle, von großen Fettaugen durchsetzte Flut, um zur gegebenen Zeit die lange Reihe von Fahrzeugen westwärts zum Oberstrom zu entführen.

Soweit die Geschichte des Kanals. Aber auch die Anlage selbst sei mit einigen Worten gestreift. Nachdem der Oberkanal, der vom heutigen Hindenburg O.-S. nach Gleiwitz führte, vor vielen Jahren außer Tätigkeit gesetzt wurde und heute nur ein totes Wasser darstellt, mißt die eigentliche Kanallänge von Gleiwitz bis Kosel sechs Landmeilen. Bei einer Sohlenbreite von $5\frac{1}{2}$ m, einer Wasserspiegelsbreite von

10 m und einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ m trägt der Kanal heute Fahrzeuge, von denen jedes einzelne 100 Tonnen oder zehn Güterwagenladungen aufnimmt. Achtzehn Schleusen, die in einer Entfernung von 1—4 km liegen, bewältigen ein Gesamtgefälle von nahezu 50 m.

Nach den soeben genannten Zahlen braucht der Kanal hinsichtlich seiner Länge einen Vergleich mit vielen Anlagen dieser Art in unserem großen Vaterlande nicht zu scheuen. Anders verhält es sich jedoch mit seiner Breite und Tiefe. Hier wird er von allen anderen übertroffen. Trotzdem erfüllt er, ebenso wie alle übrigen, treu und bieder seine Aufgabe in der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Und daß er unentbehrlich geworden ist, zeigt der Wechsel der letzten Jahre. Der Oberschlesier jedoch schaut mit Stolz auf ihn, den alten Knaben. Ist er ihm doch gleichsam Symbol in der heutigen Zeit. Aus seiner Geschichte schöpft er die Wahrheit und den Glauben, daß nach Zeiten der Öde und Verlassenheit doch wieder und oft plötzlich Auferstehungstage folgen.

Ein Sommermorgen an der Oder bei Oppeln.

Von E. Grabowski.

Träge fließen die Wellen, sich sonnend in Mittagsglut. Lastkähne ziehen vorüber; ein liches Segel flattert auf und verliert sich in blinkender Ferne. Klirrend brechen sich die Wasserschollen am Ufer, wie gefesselte Kreaturen, die nach Freiheit streben. Dann wieder tiefste Ruhe. Ein Pfingstvogel singt seine Sehnsuchtslieder; der Ruckuck ruft; der Specht hämmert. In goldigem Glanze blinken die Uferwiesen mit roten, blauen, gelben, weißen Lichtern, Blumentöpfchen in Daseinswonnen.

Kühl steigt es aus den Wassern zu mir auf, leise und raunend: „Einmal — es ist lange her — war hier die Einsamkeit noch größer. Da trank das Elend aus meinen Fluten, spiegelte sich der plumpe Bär in meinen Wassern, baute der Biber seine Burgen an meinen Ufern in ungestörter Einsamkeit. Bienen schwärmten, sammelten Honig, bereiteten das kostbare Wachs. Mit glühenden Augen lüchelten Wolf und Fuchs durch die Wälder, kreiste der Adler im Himmelsblau.

Dann kam der Mensch — machte sich nutzbar, was Wald, Feld und Wasser ihm boten, schiffte, jagte, sammelte Honig und Wachs, führte es auf plumpen Rähnen die Oder hinunter in die Welt. Es begann die Einsamkeit zurückzuweichen vor den Menschen, die damals noch frei im Walde lebten, Götter anbeteten in finsternen Hainen und den Dämonen ihre Opfer brachten. Noch war es dunkel in den Wäldern der Oppelner Oder.

Da kam das Licht — dort, wo der Muschelkalk vor tausenden von Jahren zusammengeschwemmt worden war, von nordischen Meereswogen, dort auf „dem Berge“ erstrahlte zuerst das Licht. St. Adalbert predigte das Christentum und taufte das wilde Volk der Wälder an der Oder. Ein Holzkirchlein wuchs aus dem Kaltberge auf: die erste Kirchengründung im Lande, soweit wir Kenntnis davon haben. Sie hat sich im Laufe der Jahrhunderte in den schönen Renaissancebau umgewandelt, den wir alle kennen unter dem Namen: Bergellkirche (Marien-Adalbert-Kirche).

Daneben erhob sich die erste Burg, von Holz erbaut: der erste feste Platz, den Macht erstehen ließ zum Schutze und zur Wehr des Landes. Heut' nimmt ein Kloster seine Stelle ein. Barmherzigkeit waltet in den Räumen, pflegt und tröstet die von Gott Heimgesuchten. Daneben das Schulkloster, in dem gute Saat gesät wird in die Herzen unmündiger Menschen. Ein alter Turm, umweht von dunklen Sagen, ist wohl der letzte Rest der ersten Burg.

Dicht an der Stadt, jenseits der Oder, auf dem „Ostrowek“ (Flußinsel), entstand im dreizehnten Jahrhundert die zweite Burg, deren Anlage unschwer die geistige Verbindung Oppelns mit dem Westen erkennen läßt. Der runde, hohe, feste Turm ist noch übrig von dem ersten Bau, der im neunzehnten Jahrhundert erneuert wurde nach alten Plänen (durch die preußische Regierung). Der gleichfalls noch aus jener Zeit erhaltene „Hungerturm“ seitwärts neben dem Schlosse führt uns im Geiste in die Zeiten grausamster Justiz, die wir gottlob überwunden haben.

Leise rauscht und kllirrt das Wasser; Glockengeläute kommt über die Flut. Die schlanken Türme der Kreuzkirche — aus dem dreizehnten Jahrhundert — grüßen herüber: ein schönes, immer fesselndes Uferbild.

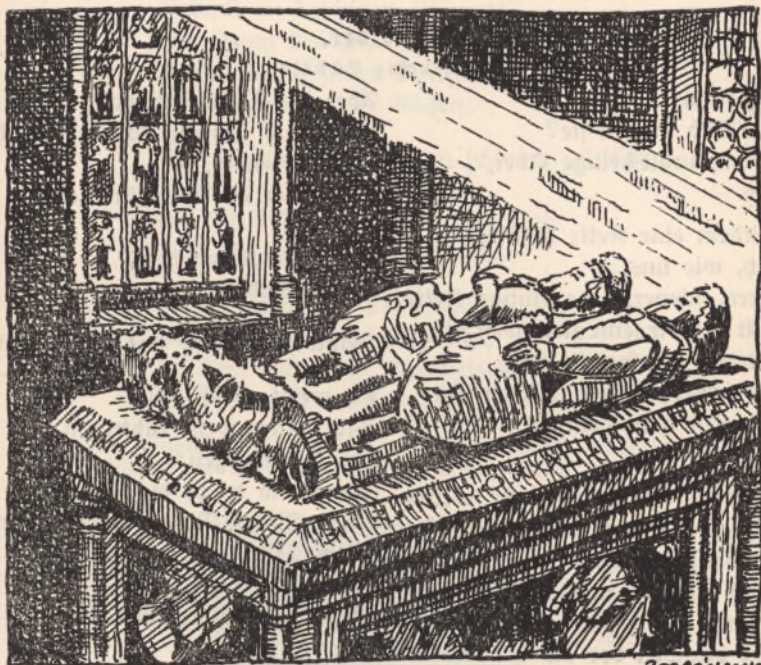
In die schmalen Gäßchen nahe der Kirche geht mein geistiger Blick, über die niederen Häuser hinweg, in denen einst die Fischer, die Jäger der Biber, vielleicht auch die Bienenpfleger gewohnt haben. Menschengruppen, die das Urvolk Oppelns bedeuten, soweit wir es wissen. Sie waren frei, solange es keine Burgen gab. Dann kam die Hörigkeit mit schweren Lasten — die Knechte schaffte aus freiem Mannestum —, dann wieder Freiheit mit dem deutschen Recht...

Ich saß und träumte mich durch Jahrhunderte hindurch, und es kam der Abend, und es flüsterte und plätscherte, lachte und grollte vor mir im Wasser. Der „Rottapp“ (Wassermann) steckte sein Greisenantlitz empor, lachte, meckerte, winkte mir und murmelte:

„Jahrhunderte sind über mich hinweggerauscht; aber ich, ich lebe noch und hole mir heute noch die Seelen hinunter in meine Burg, wie vor tausend Jahren!“

Aus Nebelwellen stieg schattenhaft das Oppeln von heute. Da ging ich heim, begleitet von den Schatten verflossener Jahrhunderte, begleitet von den Schatten der Neuzeit, die mit Dampf und Getöse, mit brutaler Ichsucht hinwegschreitet über das, was war. Licht schimmerte aus hundert Fenstern zu mir herüber; aber die Wellen der Oder raschelten und klickten wie vor tausend Jahren, und der Wassermann lachte schadenfroh unter der Brücke.

Aus: Mutter-Deutschland-Kalender 1926.



Doppelgrab der fürstlichen Brüder Bolislaus von Falkenberg und Bolko II. von Oppeln in der evangelischen Kirche in Oppeln

Oppeln.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Sberwart. An zweier Völker Scheide
Deutscher Schirmer gegen Polenslut.
Arm, gestählt in hartem Kämpferleide.
Bruft, geweitet stark durch Schaffensmut.

Sturmutobter Wächter ohne Wanken.
 Schlesierfuß, der fest ins Rühne steigt.
 Bauhand, werkend an des Reiches Schranken.
 Haupt, das sich vor Feindgewalt nicht neigt.
 Industrieleib, mit gewaltiger Turmfaust
 Ründend segnende Pfaffenzeit.
 Glühe Stirn, um die die heisse Pflicht braust
 Und der Arbeitshochbrand, strahlend weit.

Die Ober.

Von Franz Lüdtke.

S trom,	Aber die Kette schmerzt,
Dich wollen sie?	Und neue Fesseln, schwerer noch,
Strom, uralt-heilige Oder,	schmerzenber,
Dich — —?	Schmiedet der Haß für dich,
Seitdem eine Kette schmerzt,	Für uns,
Dich, wie uns,	Uns Heimatmenschen,
Eisern, schwer, eine blutige Kette,	Deine Kinder.
Recht nach dir seine gierenden Finger	Dennoch, Strom, wie du lächelst!
Zitternd der fremde Haß	Du weißt: Einst blüht
Und schreit, schreit falschen Eid:	Nach würgendem Albtraum
Du siehest nicht deutsch!	Hell der Morgen;
Doch du, Strom,	Flammend bricht die Sonne
Wanderst die Gottesstraße weiter,	Gespensstischen Rebels verdämmern-
Groß noch immer und herrenhaft;	den Trug,
Wanderst manchmal wie lächelnd,	Deine Ufer
Durch frucht- und leidgesegnetes	Glühen umspinnen von Gold — —
Land;	Ein Klang, ein Zerkllirren:
Läßt branden vor dir	Die Kette riß,
Das deutsche Meer,	Riß, glitt in Tiefen,
Brausen um dich	Wesenlos.
Sonnenfrühe, Sturmtag,	Aber auf deinen Bergen, Ober,
sternklingende Nacht;	Im Wehn' seidener Fahnen
Hegst erinnernd	Jauchzt, jauchzt, jauchzt
Jahrtausende deutscher Arbeit:	Dem Zornigott, dem Rettergott,
Tiefgrabenden Pflug, schürfende	unserm Vater im Himmel
Weisheit, Stolz, Dichterseele —	Dank
Und schauft	Die deutsche Freiheit!
Jahrtausende vor dir:	
Deutsch . . .	

Obernacht.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

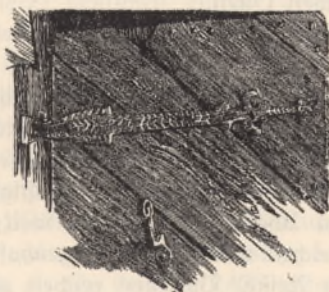
Der Mond spannt Silberreusen aus
Durch stumme Sternenweite;
Die Oderschiffe, Fischen gleich,
Stehn blank im Stromgegleite.

Geduckt an busch'gen Uferrand,
Im Bann der Schattenbrücken,
Recht sich auf stiller Spiegelflut
Ihr stählern-grauer Rücken.

Der Hauschwarm drüben schlummert tief,
Gestreift von Mondesnehen;
Ein Wald sucht fern auf Ackerland
Den schwarzen Fuß zu sehen.

Und wandermüd' der Oderfluß:
Ein breiter Dämmerbronnen,
In dem der weiße Himmelsglanz
Zu blassem Traum zerronnen.

Aus: Wilhelm Müller-Rüdersdorf, Oberwallfahrt. Landschaftsgedichte,
Lieder und Balladen. Frankfurt a. O., Verlag Trowitsch & Sohn.



Türbeschlag aus Rogau, Kr. Falkenberg

Angrenzende und abseitige Bereiche.

Stadt Neiße.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Patriarchenheilige,
Altes Schlesierrömer,
Betend auf zum Himmel
Reckst du Dom an Dom!
Gläubige Turmesfinger
Sind dein heldiger Wink,
Stadt — einst panzertrugig —
Ernst im Reißering!

Neiße und seine östliche Sendung.

Von Karl Czodrok.

Ohne großes Gepränge, schlicht und still, wie es dem Ernst der Nachkriegszeit entspricht, hat die Stadt Neiße im Jahre 1923 ihres siebenhundertjährigen Geburtstages gedacht. Aber auch die Heimatforschung hat diesen Gedenktag — den 25. Mai — verhältnismäßig unbeachtet vorübergehen lassen. Dies ganz zu Unrecht!

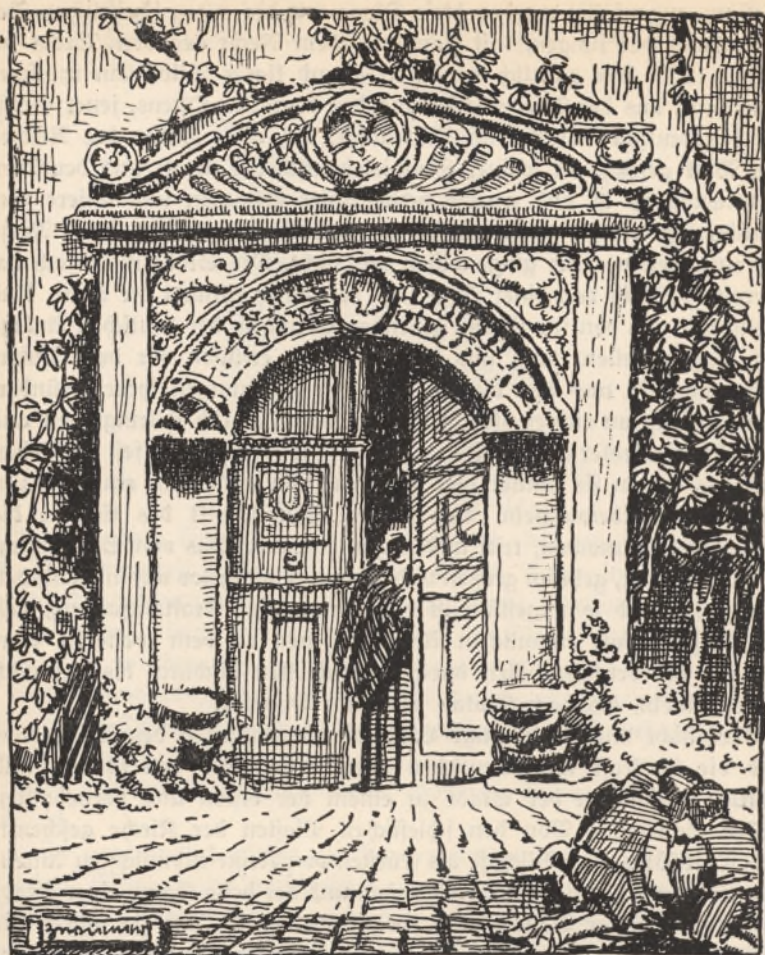
Das siebenhundertjährige Stadtjubiläum von Neiße verdient mehr als örtliche Teilnahme. Es ist hoch bedeutsam für Gesamtschlesien, ja, für den ganzen deutschen Osten.

Neiße war und ist Brücke und Tor, aber auch Bollwerk in mehrfacher Hinsicht.

Seine geographische Lage als Knotenpunkt zwischen Ost und West, zwischen Mittel- und Oberschlesien, als Eingangstor zu den Sudetenpässen des Altvatergebirges und der Gläser Berge und damit als Furt auf der alten Straße Wien—Breslau begünstigte diese Entwicklung. Und bereits die ersten Überlieferungen, die weit vor die eigentliche Stadtwerdung zurückreichen und sich ins Sagenhafte verlieren, deuten auf die Sendung von Neiße: Von den reichen germanischen Urnenfunden im Reißer Lande bis zur Anlage des Slawendorfes auf dem moorigen Waldboden zwischen dem Reißeflusse und der Mündung der Freiwaldbauer Biele und dem Ausbau dieser Siedlung als Waffenplatz durch Bolislaus Schiefmund für seine Züge gegen Mähren und Böhmen zu Beginn des zwölften Jahrhunderts läßt sich mancherlei darüber sagen.

Ganz augenfällig werden diese Dinge mit der ersten schriftlichen Beurkundung der jungen, mit flamländischem Recht begabten Stadt im Jahre 1223. Ein gänzlich verändertes und klares Bild! Ein typischer Ausschnitt aus der Wiederbesiedlung des deutschen Ostens, jener Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter, die, ohne Zutun des Reiches ins Werk gesetzt, ein schönes Beispiel deutscher Tatkraft und deutschen Lebenswillens ist und gerade heute unser Staunen und unsere Bewunderung erregen muß. Wie die deutsche Besiedlung der Stadt Reize im einzelnen vor sich ging, wissen wir nicht. Die Stadt ist einfach da. Bereits 1223 ist von einer Neu- und von einer Altstadt die Rede. Und wenn wir uns den ins Große gehenden Grundriß der deutschen Anlage vor Augen stellen, muß uns hohe Achtung erfüllen vor dem Unternehmungsgeist und den weitschweifenden Hoffnungen ihrer Gründer. Von Anfang an richten sich diese wohl hauptsächlich thüringischen und fränkischen Siedler auf die Dauer ein. Sie wurzeln sofort fest im Reizegau, als wären sie immer hier gewesen, und entwickeln ein ganz unerhörtes Kraftbewußtsein. Der frühere Mittelpunkt des Gaues, die Kastellanei Ottmachau, tritt in den Hintergrund. Was vom Slawentum vorhanden war, geht im großen und ganzen reibungslos auf im deutschen Volkstum. Und so ungestüm ist diese urwüchsige Kraftentfaltung, daß die Reizer sofort rühmlichen Anteil nehmen an dem weiteren Vordringen der deutschen Art, durch Oberschlesien hindurch bis tief nach Polen hinein, bis nach Krakau und zum Dunajec.

Aber nicht nur die günstige Lage, die Fruchtbarkeit des Reizegaues und die Tatkraft ihrer deutschen Bürger bewirken das schnelle und kräftige Aufblühen der Stadt zu einem der ersten und vornehmsten Plätze Schlesiens. Von den schlesischen Pfaffen der Kirche geschenkt, haben die Breslauer Bischöfe als Fürsten von Reize rühmlichsten Anteil. Sie erkennen, daß der beste Nährboden und der beste Schutz einer Stadt ein selbstbewußter Bauernstand der Landschaft ist, und sie führen die Besetzung des Reizer Landes mit deutschen Siedlern durch. Die Presfeka, der alte Grenzwald, fällt, und auf ihrem Grunde entsteht ein deutsches „Walde“ nach dem andern. Bischof Pretislaw befestigt die Stadt 1350 durch Mauern. Und als die Hussiten 1428 unter Protop dem Großen sie berennen, da wirft sich ihnen Bischof Konrad selber mit seinen Getreuen aus dem Bischofslande und fünf anderen schlesischen Fürsten entgegen. Zwar fällt die Altstadt den hussitischen Mordbrennern zum Opfer. Aber vor der Neustadt, auf der Mönchswiese, erleiden sie eine empfindliche Niederlage, wobei zwei Geistliche, der Schulrektor Clemenz Oberschlesien.



Renaissanceportal in Neisse

Gezeler und der Doktor Johann Schwosheim, wacker mitkämpfen und die Fleischerzunft sich auszeichnet.

Die Türkengefahr, Fehden, auch solche zwischen den Bischöfen und den schlesischen Herzögen, Brände, Notjahre und Pestilenz, von denen die Neisser Chronisten vermelden, können die aufstrebende Linie nicht hindern. Stadt und Bürger werden wohlhabend.

„Wie nun die Justiz zu Hofe und auff dem Rathhause ihren ordentlichen Gang hat / Also hat auch Handel und Wandel allhier guten Platz. Und ist die Meise berühmt von einem großen Weinmarkt, welcher jährlich auff Agneten im Januario gehalten wird / dahin auß Ungern / Österreich und Mähren viel tausend Eimer Wein gebracht und an dem Orte . . . verhandelt werden“, berichtet der Geschichtschreiber Schickfus in seiner „Schlesischen Chronika“. Heute noch sind die merkwürdigen und geräumigen Kellereien mitten auf dem Buttermarkt Andenken an den schwunghaften Handel mit Weinen, mit denen von hier aus „Land und Stadt treulich versorgt“ wurden. Das Wagehaus auf dem Ringe und die Rolandsäule, die früher den Ring zierte, bezeugen Meises Vorrang als Stapelplatz. Erwähnt seien ferner Meises Garn- und Leinenhandel sowie das blühende Töpferhandwerk.

Arbeit und Leben der Meiser erschöpften sich jedoch nicht im Materiellen. Einen hohen Schwung der Begeisterung und frommen Sinn, von Kultur und Kunst atmen die mittelalterlichen Bauwerke der Stadt, die nicht nur in Oberschlesien, sondern noch darüber hinaus ihresgleichen vergeblich suchen, so das bereits erwähnte Wagehaus, auch Rämmereigebäude genannt, und der nadelspitze, himmelstürmende Rathhausturm. Von den vielen Kirchen, die Meise den Ehrentitel „Schlesisches Rom“ einbrachten, sind manche, wie der Johannisdom, die Nikolaikirche und die Kirche Maria in rosis mit der Altstadt verschwunden. Freud' und Leid teilt mit der Stadt aber heute noch die ehrwürdige Jakobikirche, die Pfarrkirche und im Volksmunde die „Große Kirche“ genannt, eine gewaltige, dreischiffige Hallenkirche der Spätgotik. Große Ausmaße hat der neben ihr stehende Glockenturm, der nicht zu Ende gebaut worden ist. Der Jakobiturm ist so recht ein Sinnbild des glaubensstarken Mittelalters, das seine Kirchen baute, als seien sie für die Ewigkeit berechnet, und sich an Schöpfungen wagte, die über seine Kräfte gingen.

Dann das Meiser Kunsthandwerk. Es ist gleichfalls ein sinnfälliger Ausdruck eines behäbigen Wohlstandes und einer bodenständigen Kultur. Die Meiser Goldschmiede, deren vornehme Kunst von Wien und Süddeutschland aus Antriebe empfang, bildeten in der Stadt eine besondere Zunft und waren begehrt in ganz Schlesien, ähnlich die Meiser Zinn- und Glockengießer, die Schmiede und Holzschnitzer. Noch legt so manches Kunstwerk in der Stadt — manches weit berühmt, anderes in stillen und vergessenen Winkeln dahinträumend — von dem Können dieser Künstler Zeugnis ab. Vieles, Grabdenkmäler und Grenzsteine, Altäre, Türen und Türklopfer, Windfahnen, Wasserspeier und mancher-

lei Hausgerät schützt das vorbildliche Reizer Kunst- und Altertums-museum vor der weiteren Zerstörung.

Jene höchste Blütezeit der Stadt wird ferner gekennzeichnet durch das segensreiche Wirken einer ganzen Reihe von Klöstern und frommen Gemeinschaften. Ein sehr reges geistiges Leben, eine bereits im Jahre 1555 vom Bischof Balthasar von Promnitz der Stadt geschenkte Druckerei, zwei gute Lateinschulen und die feingeistige Hofhaltung der Fürstbischöfe gaben der Stadt Ansehen und Glanz weit in die Welt.

Die Reformation und in ihrem Gefolge der Dreißigjährige Krieg, der Deutschlands Lebensmark verzehrte, vernichteten auch die beste Blüte der Stadt Reize. Dreimal hauste der Feind in der Stadt. Seine Erpressungen erschütterten den Wohlstand. Am schlimmsten trieben es die Schweden unter Torstensohn im Jahre 1642. Die konfessionellen Zwistigkeiten, Deutschlands größtes Unglück, zerstörten den inneren Frieden und damit den geschlossenen Kulturwillen. Reize hat bei manchen religiösen Bewegungen von sich reden gemacht. Und so hatte anfangs, von den milden Fürstbischöfen weitherzig geduldet, auch die Reformation Eingang gefunden, und es bedurfte dann zur Zeit der Gegenreformation großer Anstrengungen, den katholischen Charakter der Stadt wiederherzustellen. Durch den Bischof Karl, Erzherzog von Österreich, und das Wirken der Jesuiten erlebte die Stadt noch einmal einen bedeut-samen Aufschwung. Eine Reihe ganz prächtiger Barockbauten singt heute noch das Lob jener fruchtbaren Bautätigkeit. Und bekannt ist die Absicht des Fürstbischofs Karl, in Reize eine Universität zu errichten.

Aber der alte Wohlstand und die frühere Höhe wurden nicht mehr erreicht. Mißtrauen und Gleichgültigkeit überwucherten die schönen Absichten. Fehlgriffe der kaiserlichen Regierung, die Hofhaltung der bischöflichen Landesfürsten, die erhebliche Aufwendungen erforderte, erregten bedenkliche Mißstimmungen. So stößt die vom Wiener Hofe befohlene Wegeverbesserung im Jahre 1740 sogar auf gewalttätigen Wider-stand. Schon ist gegen die Reizer Widerwilligen eine militärische Straf-expedition verfügt.

*

Da übertönen die preußischen Trommeln und Trompeten diese Reibereien. Im Eilschritt nimmt Friedrich der Große Schlesien in Besitz. Die großen Festungen des Landes ergeben sich: „Glogau im Schlaffen, Breslau mit Lachen, Brieg in Waffen, Reize mit Krachen.“

Reize wird sofort eine der stärksten friderizianischen Festungen. Die Stadt muß für Preußens Wohl die größten Opfer bringen. Der Rest



Der Breslauer Tartarus in Neisse

der Altstadt wird niedergelegt; dafür baut Friedrich der Große unter dem Schutze des Forts Preußen die Friedrichsstadt. Ein enger Festungsgürtel mit einem weitausholenden Überschwemmungsgebiet verhindern ein Wachstum der Stadt und machen sie zu einem Herd der Krankheiten. Der Friede zerschneidet die innige Verbindung mit den Ländern der Krone Habsburg und trennt Neisse von seinem gegebenen Hinterlande: dem Altvatergebiet. Die Forderungen der Landesverteidigung, die durch die Niederlage Preußens 1806/07 bedingte Säkularisierung und gänzliche Aufhebung des bischöflichen Fürstensitzes ersticken ein Wiederaufblühen der alten Kunstbetätigung und schaffen die nüchterne Garnisonstadt mit dem herben preußischen Geiste.

Es ist kein schlechtes Zeugnis für die Neiße, daß sie, gegen die Maria Theresia gerade vor den Schlesischen Kriegen noch eine Strafexpedition aussenden wollte, zunächst noch lange Zeit von Preußen nichts wissen wollten, wie auch die Sage vom „Lambour von Neiße“ andeutet, wie sie aber nachher trotz der Einengung gute Preußen wurden und gute Preußen geblieben sind bis auf den heutigen Tag. 1806/07 gehört Neiße zu den wenigen Festungen, die hartnäckigen Widerstand leisteten. 1866 war es Stützpunkt der Kronprinzenarmee.

Daß auch in der Preußenzeit in der Stadt der Kirchen und der Soldaten geistiges Leben pulsierte, beweisen u. a. die Neiße Philomathie und der Studensmidt'sche Gesangverein. Neiße als Heimstätte berühmter Männer nennt August Rastner, Christian Friedrich Koch, Joseph von Eichendorff, August Daniel von Vinzer, Friedrich von Sallet, Hermann Runibert Neumann, Julius Gasta, August Pohl, Eduard Grözner, Emin Pascha und Karl Jentsch.

1877 endlich wird der Festungsgürtel, zunächst der innere, gesprengt; die Tore fallen; neue Stadtviertel wachsen empor, wenn auch zunächst — des teuren Bodens wegen — im Mietskasernenstil. Die Vororte werden eingemeindet, geschmackvolle städtische Bauten, wie das neue Krankenhaus, geschaffen; die große Garnison bringt Wohlstand. Weitläufige Promenadenanlagen heben den Gesundheitszustand. Neiße wird ein beliebter Wohnort des geruhamen Alters.

1918 und seine Folgen bringen neue schwere Erschütterungen. Die Garnison wird auf wenige Kompagnien herabgesetzt. Die Kriegsschule wird aufgehoben. Die vom Feindbund zum Zwecke der oberschlesischen Volksabstimmung gezogene Demarkationslinie hemmt mehrere Jahre die zahlreichen Beziehungen nach dem übrigen Oberschlesien, die leider bis zum heutigen Tage noch durch die schlechten Eisenbahnverbindungen erschwert werden. Die Tschechen- und die Polengefahr bedrohen, zum mindesten indirekt, auch Neiße.

Aber die Stadt reckt und streckt sich heute trotz aller Enttäuschungen, trotz Not und Gefahr. Neiße fordert seinen Anteil am Neuaufbau der Heimat. Nach langem Dornröschenschlaf besinnt es sich wieder auf seine Sendung, Brücke und Tor zu sein. Die letzten Notjahre konnten die eigenwüchsige Kultur- und Kunstpflege nicht vernichten. Vor dem ehemaligen Bolltore grüßen herzerfrischende und vorbildliche Siedlungsbauten. Die Ostdeutschen Kunstwerkstätten unter Meister Zutts und Pfarrer Habels Leitung knüpfen geschickt an die Neiße Kunstbetätigung im Mittelalter an. Es ist auch kein Zufall, daß Neiße die Wiege der

katholischen Jugendbewegung wurde, daß gerade hier der „Heimgarten“ und die Zentrale des Verbandes obererschlesischer Borromäusvereine entstand. Und wenn heute unsere fahrende Jugend sich die Heimat erwandert, möge sie es tun mit demselben ungestümen Kraftbewußtsein, das vor siebenhundert Jahren den deutschen Siedlern ihr Wanderlied schenkte, das da ausklang in die guten Worte: „In Gottes Namen fahren wir!“

Und wie so manches Reißer Kind, welches das Leben wegführte von der Heimatstadt, so grüße von der neuen Ostgrenze Oberschlesiens auch ich dich, Reisse, Heimatstadt, Muttererde! Hab' Dank für die schöne Kinderzeit, die du uns schenkest, für die wunderfeligen Stunden frohen Kunstgenießens und geschichtlichen Erlebens, das deine ehrwürdigen Zeugen einer großen Vergangenheit uns willig gaben! Hab' Dank auch für die fromme Treue und deutsche Kraft, von der du ganz erfüllt bist und von der du reichlich und immer wolltest denen mitteilen, die, wo immer es sei, für dich und das Vaterland auf Vorposten stehen!

Aus: Der Oberschlesier. Monatschrift für das gesamte heimische Kulturleben. Hrg. von Karl Czodrok. 6. Jahrg. 1924. Breslau, Verlag Priebatsch.

Burgen im Reißer Lande.

Von Paul Kujer.

Als Goldesmasse in die Welt gekommen war und auch das Herz der Götter betörte — so erzählt uns eine sinnige Sage der alten Edda, die an der Grenzscheide zwischen Heidentum und Christentum, Urzeit und Mittelalter geschrieben ward — da erwachte auch in ihnen der Sinn nach Kraft und Pracht, nach selbstfüchtiger Ausnützung der Reichtümer und Erdkräfte, nach Burgenbau. Es gingen die Götter ins Glanzgefilde, um Hallen und Höfe hoch sich zu schaffen. Gott Frig, so berichtet dieses Schriftwerk, gebot allein über achtzehn Burgen. Der Führer Vielgewandt erklärte mit großem Eifer eine aus dem Leibe des Lehmriesen gebrannte und erbaute Burg mit Fallgatter, Tor und Ringmauer, und der Fremde betrachtete dies als etwas nie Gesehenes. Im Slawenlande herrschte noch der Holzbau vor, als die Deutschen längst den Steinbau kannten. Als zur Zeit Kaiser Ottos des Großen der arabische Gesandte Ibrahim ibn Jakob 973 von Magdeburg aus das Land der Obotriten und dann Böhmen durchstreifte, stach ihm der Unterschied zwischen der aus Erde, Planken und Pfählen errichteten slawischen Wasser- und Sumpfburg im Schweriner See und der aus Stein und Mörtel erbauten Feste Rienburg an der Saale in die Augen. Schon frühzeitig begegnet uns auch in Schlesien eine Steinburg, nämlich Nimptsch, die der polnische Herzog Mesko in einem der vielen Kämpfe gegen

Böhmen 990 eroberte und die auch dem Heere des deutschen Kaisers viel zu schaffen machte. Deutsche Ritter, in slawischem Solde stehend, hatten sie erbaut. Und dieses erste Zeugnis von dem Auftreten unserer Stammesgenossen im Slawenlande bildete zugleich ein glückverheißendes Vorzeichen für seine Entwicklung. Die meisten der Burgen waren weniger behaglich eingerichtet, sondern mit ihren zyklischen, festgetürmten Mauermassen, die so lange dem Zahne der Zeit zu trohen wußten und meistens aus Feldsteinen aufgeführt waren, mehr für die Sicherheit und den Schutz ihrer Bewohner bestimmt. Den vervollkommenen Feuerwaffen konnten sie allerdings nicht widerstehen; diese brachten ihnen die Sterbestunde. „Was vor hundert jahren fest gewesen ist,“ heißt es in Joh. Agricolas Sprichwörtern, „das ist jetzt unseft, wie man weyß von den alten stetten und schlössern. Die größte feste war vor aller gewalt: die bergschloß, mauren und steinern thürme. Da warden büchsen und grewlich geschöß erdacht, damit man die großen festen ernieder würfft und zerbrecht, und das geschöß thut größern schaden, weil es mauern und stein sein, dann so es eine bloss were. Bey unsern zeiten trachtet man wider das geschöß und bereitet zur gegenwehr bolwerck, gräben, welle, darin die büchsen besteden, und können nicht schaden thun. Es wirt bald reißet, das das sprüchwort war sey: Was menschen hende machen, das können menschen hende auch widerumb zerbrechen.“ So haben denn die Burgenbauten dadurch sehr zu leiden gehabt, daß man sie zerstörte oder auch nur verließ und dem Verfall preisgab.

In glanzvoller, poesiereicher Ritterzeit mochten auch im Reißer Lande trutzige Festen des Wanderers Auge grüßen. Sie sind versunken und vergessen, kaum daß noch in der dörflichen Bevölkerung eine dunkle Erinnerung an ihren Namen oder ihre Lage besteht, wenn nicht den einstigen Ort buntbewegten Lebens die vielfarbige Sage umrankt. Nur in wenigen Fällen trat an Stelle der alten Burg ein mächtiger Neubau, der heute noch vorhanden ist.

Nicht eine bis ins einzelne gehende Beschreibung der neuzeitlichen Schlösser will ich liefern — das ist eine Aufgabe, die vornehmlich dem Kunsthistoriker vorbehalten bleibt, wenn auch schon manche unserer Perlen, wie Ottmachau auf seiner stolzen Höhe mit dem herrlichen Rundblick auf die schön entwickelte Gebirgskette des Altvaters und der hohen Eule, außer Ramenz, kaum in gleichartiger Weise auf des Beschauers Auge wirkt und Schloß Koppitz mit seiner malerischen Architektur, den reichen Giebeln, Erkern und Türmen und den idyllischen Baumgruppen, Wiesenflächen und Parkanlagen fesselnde Bilder schafft,

ganz abgesehen von der altertümlichen Gestaltung und der Kunstentfaltung, die im Innern unserer wartet, so die reiche Wappenmalerei, die in dem dem fürstbischöflichen Oberhospital in Neisse gehörigen Schloß Grunau uns entzückt. Nein, in die ferne Vergangenheit wollte ich steigen und den ältesten Burgen unseres Ländchens nachspüren, soweit sie sich und auch ihre Lage durch urkundliche Belege nachweisen lassen, bei welcher Darstellung aber die an Ruinen ganz besonders reichen Berglande des österreichischen Anteils des Bistumslandes völlig ausgeschaltet werden.

Schon in slawischer Zeit hatten wir in unserer Gegend eine Holzburg, nämlich Ottmachau, eins von den 21 Kastellen Schlesiens, die der Sitz eines Kastellans oder Burghauptmanns waren, der von hier aus einen weiten Umkreis beherrschte, einen der Kastellanebezirke, in welche damals Schlesiens Gaue eingeteilt waren. Dieser Burggraf besaß nicht nur die richterliche Gewalt über seine Hinterlassen, sondern bot auch im Falle eines Krieges die bewaffnete Mannschaft auf und führte sie an, besaß die Aufsicht über die Güter des Fürsten und die zu leistenden Abgaben und vertrat den Herzog in seinem Auftrage bei Umgehung und Feststellung der Grenzen. Im Charakter frühmittelalterlicher Verfassung lag es begründet, wenn die Burg nicht nur politischer Mittelpunkt der in der Kastellanei ansässigen Ritter, freien und hörigen Bauern war, sondern auch wirtschaftliche Zentrale der in ihrem Bereich liegenden fürstlichen Domänen. Wie uns der Leubuser Mönch im vierzehnten Jahrhundert in den *versus Lubensis* schildert, gab es damals im slawischen Osten noch keine Städte in unserem Sinne und wie im deutschen Westen; sondern neben einer Burg lagen der Markt, die Schenke und das Kirchlein, und es befanden sich im Umkreise die Wohnungen der Bediensteten. Unser Ottmachau war also eine alte Wall- und Grenzburg an der Paßstraße nach Krautenwalde, wo sie wohl durch die Art der Verteidigung im Kriegsfall gegen einen Ansturm der Feinde von Böhmen aus gute Dienste leisten mochte, wohin sich die Bewohner des umliegenden Landes flüchteten, Schutz suchend und zugleich am Kampfe mithelfend. Als *castrum*, die Feste, tritt sie uns entgegen, als Ort, der in älterer Zeit eine Ergänzung der natürlichen Schutzanlagen durch Erdwerk und Befestigungen erfuhr, mit Wall, Graben und Planken umgeben. Das Gebiet der Kastellanei selbst war von ausgedehnten Waldungen durchzogen. So ist denn auch der trennende Grenzwald, die Preseka überhaupt als Umwehrung der terra Slezie, das ist des *pagus Silensis*, anzusehen. Die *preseca*, que totam circuibat terram Slezie,

entspricht aber auch, soweit wir sie verfolgen können, gleichzeitig der Grenze gegen das Herzogtum Oppeln. Das Ottmachau-Neiße Land rechnete man demnach nicht zu Oppeln, sondern zur terra Slezie, zu Niederschlesien, von dem es ja auch noch in geschichtlich durchsichtiger Zeit ein Bestandteil war. Damals gehörte also auch die spätere terra Nissensis, das Neiße Land, mit zur Ottmachauer Kastellanei. Dank den sorgfältigen gelehrten Untersuchungen sind wir in der Lage, Umfang und Ausdehnung der alten Siedlungen dieses Bereiches genau anzugeben. Die sporadisch slawischen Rundlingsdörfer, die uns noch heute durch ihren polnischen Namen erkennbar sind, während die deutschen Ortsnamen hieselbst mit unverwischbaren Lettern die harte Rodearbeit im hinsinkenden Urwalde kennzeichnen, gruppieren sich vorzugsweise zu beiden Seiten des Neiße-Flusses in schmalen Anbauzonen des Talgeländes um die hoch ragende Landesburg. Zur Zeit der Einführung des Christentums wird unser castellum Othomuchoviense als Geschenk der schlesischen Herzöge dem jungen Breslauer Bistum verliehen — wie solche Verleihungen auch in anderen polnischen Gegenden Sitte waren — und in der päpstlichen Schutzurkunde von 1155 mit seinem Zubehör (*cum pertinenciis*) genannt. Der jedesmalige Bischof war also hier Kastellan, oder er hatte doch das Recht, einen solchen einzusetzen, nahm die Gefälle der Gerichte, übte das Regal der Gewässer und Forsten und besaß die Befugnis zur Einrichtung von Städten und Dörfern. (Item de infinitis pecuniis, quas idem dux in territorio Othmuchoviensi et Nizensi accepit de indiciis, que tamen ad nos et nostram ecclesiam pertinebant.) Aus einer dem vierzehnten Jahrhundert angehörigen Urkunde im Formelbuch des Arnold von Proßan erfahren wir, daß der castellanus episcopalis castri Othmuchow nach Einvernehmen mit dem Domkapitel von dem Bischofe auf Lebenszeit bestellt wurde. In dieser Urkunde werden fernerhin die nicht unbedeutenden Einkünfte des Kastellans aufgezählt. Wir lernen außerdem in den bischöflichen Urkunden einige Kastellane der Kirche kennen, so 1261 Graf Wilhelm, 1275 Berthold, 1280 Untertruchseß Walter. Als dann der Bischof, der hier zunächst also nur beschränkte Herrscherrechte besaß, nach hartem Streite 1290 die volle Fürstengewalt (*jus ducale*) erhielt, das Herzogtum Grottkau 1344 durch Kauf dazu erwarb und vom böhmischen Könige die Belehnung empfing, konnte er sich wohl den Fürstentitel beilegen. Dieser ist ihm allerdings auch einmal von neidischer Seite abgesprochen worden, nämlich um 1800 anläßlich des Haders um das Bergregal; doch wurde dieser durch die bald darauf vollzogene Säkularisation gegenstandslos.



Schloß Ottmachau, Kr. Grottkau

Aus dem dreizehnten Jahrhundert ist uns von dieser Burg folgende romantische Sage erhalten: Von den Zinnen des hohen Turmes in Ottmachau schaute in schwermutsvollem Sinnen Ritter Heinrich Vielefeld über Flur und Au, dorthin, wo die silberweißen Wölklein in die Ferne zogen, nach den hochragenden Türmen der alten Bischofsstadt Meiße, die im goldigen Glanze der Abendsonne blinkten. Einstmals ward ihm von Fortunas Spenden reicher Überfluß, als er in den Ottmachauer Weiten von dem Bischof angestellt wurde und als Lehnherr der Burg, dem alles untertan war, hochgemut auf dem schmucken Rosse seine Mannen anführte. Eines nur fehlte ihm hienieden, das seines Herzens Ruhe raubte: der Zauberblick der schönen Emma, Freilin von der Hagen, in Meiße. Diese zarte Gestalt erfüllte seine Träume, war das Ziel seiner Wünsche, und von diesem Schmerze konnte der Liebesranke nimmer genesen. Denn die Liebliche hatte ein Herz wie Demantstein und suchte ihn noch zu verhöhnen. Sie lachte seiner Liebesqual, ohne seine Pein zu lindern. Aber um so mehr denkt er an die

spröde Schöne im Flammenrausch einer hoffnungslosen Minne. Ihr zuliebe hat er all sein Hab und Gut geweiht; nichts ist ihm übriggeblieben; selbst die Ehre ging dahin. Nur ein Freund hat bei ihm ausgehalten, auch im Wechsel der Dinge. Das ist sein guter Sperber und lieber Jagdgenosse. Täglich stürzt auf schnellem Flügel sich der Falke auf den Fels, um dem Herrn ein karglich Mahl durch das Jagen heimzubringen. Horch, da herrscht ein lautes Leben drunten im grünen Tal! Hörner ertönen; die Signale gellen, und die Doggen schlagen an. Ein glänzendes Jagdgesolge sprengt am Fuße des Schlosses einher. Aus der Schar der Ritter und Frauen ragt wie eine Feder Emma empor, die hehre Huldgestalt. Diese schickt einen von den Knappen auf das Schloß, bittend, man möge ihr nur mit einem geringen Mahle dienen. Doch der Ritter fühlt nicht den Spott ihrer Worte, sondern schaut glücklich auf den Boten. „Sagt eurer Herrscherin,“ so erwidert er, „was noch mein ist, das sei ihr beschieden!“ Mit wehmütigen Zähren lockt er jetzt seinen Edelfalken her, um ihn zu töten; denn er hat sonst nichts, als das treue Tier. Und bebend drückt er es an sich, da er selbst dafür den bitteren Todesschmerz empfindet. Unterdessen ziehen lärmend die Gäste ins Schloß. Und der Ritter blickt voll Harm auf die wilden Genossen. Rasch nimmt er des Fräuleins Hände und sagt sanft: „Emma, seht hier meines Glückes Ende! Euch zum Mahle es zu bereiten, gab ich es dahin.“ Da senkte diese, von milden Tränen umfassen, ihren Blick zur Erde und konnte die Wehmut nicht verhüllen. „Hast ein Herz mir hingegeben,“ lispelte sie; „nimm darum das meine!“ Und die hochgerührten Gäste stimmen mit ein in der Freude Ton. Und so fand auf dem Ottmachauer Schlosse die Treue ihren schönsten Ausdruck. Des Bischofs heiliger Segen aber einte bald die beiden zum Ehebunde; es gab eine fröhliche Hochzeit, und das Paar lebte in Glück und Wohlstand viele Jahre ¹⁾).

Daß auch in Alt-Grottkau sich in slawischer Zeit eine Burg befunden hat, besagt ja schon der Name (grad = Burg); doch war dies keine Kastellanei. Indes ist schon bei der 1234 erfolgten Ausföhung nach deutschem Rechte kein Guts herr vorhanden. (S. R. 436.)

Als dann im dreizehnten Jahrhundert die deutsche Besiedlung ein-

¹⁾ Schon in Boccaccios „Dekameron“ aus der Mitte des 14. Jahrhunderts findet sich die Grundlage zu dieser seltsamen Rittermär, welche uns annutet wie ein Erzeugnis der Romantik. An dieser Stelle wird die Geschichte aus Coppo di Borghese Domenichis Erzählung: „Von der Liebe Allgewalt, Seligkeit und Lüge“ entnommen. Goethe wollte aus diesem Stoff ein Drama dichten, in welchem er Lili und Frau von Stein zu „amalgamieren“ wünschte. Aber es ist bei dem Plane geblieben.

setzte und der Mauerbau im slawischen Osten Eingang fand, bildeten die deutschen Kolonistenstädte als umfriedete Festung, mit der Burg, den Türmen und Mauern, eine reizvolle Staffage im schlesischen Landschaftsbild. Es entwickelte sich der Burgenbau also zunächst in den Städten, die für das Reiser Land geradezu typisch sind, da diese ja vorzüglich in ausgesprochener Weise dem Landeschutz dienen sollten.

Die älteste Befestigung von Reize war der Bischofshof (domus episcopalis), der als Burg zwischen den beiden Stadtteilen, der Alt- und Neustadt, anzusehen ist, aber sich noch innerhalb der Stadtmauer, wenn auch an diese angrenzend, befand und eine besonders starke Befestigung aufwies. Auf der einen Seite wurde er vom Zwinger, auf der andern von der großen Viele begrenzt, auf der dritten durch einen Graben, über den eine Zugbrücke führte, von der Neustadt. Die beiden von der Viele gespeisten Stadtgräben selbst standen hinter dem Bischofshof mit den Fischbehältern des Bischofs in Verbindung. Schon 1282 wird diese Burg erwähnt, in welchem Jahre Herzog Heinrich IV. sie im Kirchenstreite mit Bischof Thomas II. belagerte und nach heftiger Gegenwehr eroberte.

In Ziegenhals befand sich eine bischöfliche Burg zum Schutze der Festung. Sie wird urkundlich 1445 und 1494 erwähnt. Die jetzige Junkernstraße hieß früher Burggasse. Jedenfalls wurde sie frühzeitig erbaut; als der ovale Mauerring entstand, also um 1350, war sie schon vorhanden und im Besitze des Ritters Sandkorn. Bischof Rudolf von Rüdesheim hatte die Burg dem Christoph von Parchwitz gegeben und dann dem Lorenz Urberer, damit „das Schloß nicht ohne Amtmann sei“ und „mit Wächtern versehen werden könne“. 1527 war Hauptmann Matthias von Logau, 1537 Hauptmann von Pendorfer. 1556 besaß hier Hans von Abelsbach sein Junkernhaus. Die Burg also war schon verschwunden.

In der Nähe des Ortes befand sich auf der Bischofsskuppe die Burg Leichtenstein oder Freudenstatt, von Ziegenhalser Vögten erbaut, zu deren Kolonisationsterritorium und Stadtweichbild die Burg gehörte, welche die Handelsstraße nach Mähren schützen sollte und ein Beobachtungsposten und Konkurrenzunternehmen gegen die nahe räuberische Burg Edelstein im Mährenland war. Doch der Troppauer Herzog dehnte seinen Eroberungszug auch auf Arnoldsdorf um 1300 aus und nahm es weg, nachdem bereits zu Anfang der Kolonisationsperiode der mährische Markgraf (1221) das Zuckmantler Gebiet wegen seines Goldreichtums geraubt hatte. Seitdem schwand die Burg in der Geschichte; denn sie ging frühzeitig in Trümmer. Nur die Sage des Volkes schlingt ihre

farbigen Blüten um die moosbedeckten Trümmer. Hier hauste danach der gefürchtete Raubritter Eberhard von Eberstein, welcher ein abliges Fräulein, Karoline, im Verwahrsam hielt und mit sinnlichen Anträgen bestürmte. Sie aber liebte den jungen Ritter Volkmann von Edelstein, mit dem sie heimlich zusammentraf. Es entspann sich ein fürchterlicher Kampf. Eberhard floh in einem unterirdischen Gange in das Mönchskloster zu Lakdorf, während sich das Fräulein in die grausige Tiefe stürzte.

Auch in Patschkau waren ähnliche Verhältnisse. Auch da diente, wie der dortige Chronist sagt, eine Burg zum Schutze der Stadt. Eine herzogliche, wohl von Bolko I. von Schweidnitz-Münsterberg erbaut, befand sich in der Nähe. Ihr herzoglicher Kastellan, Heinrich von Lubania, wird 1301 genannt.

Auch sonst gab es zahlreiche Burgen im Lande, die zum Schutze dienten. So hat der Herzog Heinrich IV. dem Bischof Thomas II. zum Trost in dem großen Kirchenstein zu Alte-Walde auf bischöflichem Gebiete infolge seiner Übermacht eine Burg erbauen lassen und setzte einen eigenen Kastellan hinein. 1285 ist davon die Rede. Der Bischof aber forderte ihre Zerstörung.

Eine Burg befand sich auch in Bielau bei Neiße. Um 1290 ließ sie Herzog Bolko von Schweidnitz und Jauer, als er mit dem Breslauer Bischof Johann III. in Streit lebte, erbauen, um einen festen Beobachtungspunkt in dieser Gegend zu haben. 1296 aber mußte sich Herzog Bolko dem Entschiede des Bischofs Johann von Krakau unterwerfen und die Burg wieder zerstören.

An der alten Heerstraße von Neiße nach Olmütz, wo sich im Mittelalter zum größten Teil der Handelsverkehr zwischen Breslau und Olmütz bewegte, lag an der Steine die kleine bischöfliche Burg Greisa beim gleichnamigen Dorf. Aber auch sie umspielte ein Hauch der Romantik, wenn man einst von dem Bergfried die prächtige Fernsicht genoß auf die blauwelligen Hügel des mährischen Gesenkes. Im Jahre 1233 nannte Johannes, der reiche Sohn des Sybotha, Greisau sein eigen. Unter Bischof Thomas II. zinst Greisau der bischöflichen Tafel zu Breslau und gehörte auch zu den Streitobjekten im harten Kampfe zwischen Kirche und Schlesierherzog. Der Herzog Heinrich IV. hatte die Burg weggenommen, und erst 1290 kam sie wieder an den Bischof zurück. 1358 war ein Streit zwischen dem Bischof Prezlaus von Breslau und Herzog Bolko von Falkenberg wegen des Dorfes Greisau. Die Burg gehörte nämlich dem Falkenberger Herzog, weswegen er auch Anspruch auf das gleichnamige Dorf machte. 1393 war sie im Besitze des Herzogs

Wladislaus von Oppeln. Damals war Niklas der Kastellan der Burg, 1418 Herbord. 1428 fiel ein Hussitenheer unter Prokops Führung in Schlesien ein. Burg Greisau war nicht imstande, den Anstürmenden Widerstand zu leisten und wurde teilweise verbrannt, so daß sie Herzog Bolko IV. von Oppeln, der Hussitenfreund, besetzte. Die Reißer jedoch unternahmen 1430 einen Zug nach Greisau und brachten dem Herzog eine Niederlage bei. Damals wurde die Burg vollständig ein Raub der Flammen und ist nicht wieder aufgebaut worden . . . Nur die geschwähige Sage schlingt um die Burg und ihre Trümmer ihre Blüten. Dort irrt der schwarze Ritter auf feurigem Pferde einher. Eine polnische Gräfin mit Rittern und Knappen machte einst eine Wallfahrt. Ein Geiger begleitete sie, der seinem goldenen Instrument wunderbare Töne entlockte. Der Raubritter von Greisau aber überfiel alle und brachte sie in Gefangenschaft. Durch sein Spiel aber bezauberte der Geiger die wilden Raubgesellen, so daß sie ihm tagelang lauschten. Zum Dank dafür durfte er frei herumgehen. Er benutzte aber die Gelegenheit, um dem fernen Grafen Kunde von dem Aufenthaltsorte zu geben. Dieser kam nun mit seinen Reissigen herangezogen und stürmte die Burg. Doch siehe, drinnen war alles totenstill! Der Ritter mit seinen Kumpen und dem Raube war entflohen. Vor der Kammer der Gräfin aber lag in seinem Blute der Spielmann, den des Ritters Wut getötet hatte. Die goldene Geige aber, die so froh geklungen hatte bei Lied und Scherz und manchem eine frohe Stunde gesungen, war versenkt in des Brunnens tiefsten Schacht. Wer wird sie jemals finden? Keiner! Denn des Räubers blutige Hand war es, welche sie in dem Brunnen verbarg. Sie sang aber ihre goldenen Lieder nur dem reinen Herzen . . . So webt der idyllische Zauber der Romantik um diese aus dem Wald-dunkel aufragenden Burgruinen, und sie ist gedankentief umklungen von den schönsten, erinnerunggetragenen Sagen und heimischen Liedern unseres Volkes, das Geschichte und Märchen so buntfarbig zu verweben weiß.

Im ältesten Einnahmeregister des Breslauer Bistums um 1300 wird die Burg Tiefensee im Grottkauischen genannt. 1272 erscheint ein Graf Desko als Kastellan, 1294 Heinemann von Abelingensbach. 1329 wird in der Belehnung des Herzogs Boleslaus mit seinen Liegnitz-Brieger Landen auch Tiefensee im Weichbilde als Landesburg angeführt. 1432 haben dann die Hussiten das Schloß zerstört.

Im sumpfigen Talgelände und Waldgebiet der Reize lag die Burg Meristaw bei Ossieg und Michelau, die in den Hussitenkriegen ebenfalls eine wichtige Rolle spielt. Die Gründung der Feste verliert sich, wie der

Ursprung seines Geschlechtes, das sie einst bewohnte, die Pogarells, ins Dämmergrau der Sage. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wird dieses Geschlecht mehrfach bei Zinsvertheilungen und Erbangelegenheiten genannt. Wahrscheinlich ist die Burg im Kriege des Königs Matthias mit Polen (1474) zerstört worden, wo diese Gegend ebenfalls der Schauplatz von Kämpfen ward. Die Sage erzählt: In alter Zeit hausten hier Pferdediebe. Da sind die Brieger gekommen und haben das Schloß vom Böhmischdorfer Berge aus beschossen. Da ist ein alter, verwegener Gesell, Rotbart-Rehrab mit Namen, auf das Dach gestiegen und hat die Kugeln alle mit dem Besen wieder abgesetzt.

Dem Bischof Wenzel von Breslau gelang es, die auf dem linken Ufer der Neiße der Stadt Patschkau gegenüberliegende Burg Neuhaus mit den dazu gehörigen Dörfern von den Herzögen Johann und Heinrich von Münsterberg zu erwerben. Der Kaufvertrag liegt von 1416 vor. Auf dieser Burg hausten einst gefürchtete Raubritter, welche die Burgen von Patschkau sehr beunruhigten. Die Sage erzählt: Der Ritter von Neuhaus blieb in den Kreuzzügen sieben Jahre lang. Seine Frau erhielt unterdessen einen Heiratsantrag, nachdem ihr der Tod des Gemahls im Morgenlande gemeldet worden war. Am Hochzeitstage aber erschien ein fremder Pilger an der Pforte und begehrte Einlaß, der ihm auch gewährt wurde. Da warf er nach erfolgtem Trunke ein güldenes Ringlein in den Becher. Die Burgherrin aber erkannte darin den echten Trauring ihres Gemahls. Beide lagen sich nun in den Armen, zu höchster, später Stunde. Der zweite Bräutigam aber erhielt zur Entschädigung für den ausgestandenen Schreck die schöne, blühende Tochter. So gab es eine Doppelhochzeit und große Freude . . . Es ist dasselbe hohe Lied ehelicher Treue, wie es uns im alten völkischen Sang vom edlen Mähringer und seiner Reise und dem Aufenthalt in St. Thomasland zur Gottesfahrt entgegenklingt . . .

Der Sage nach soll die Burg in Rastau 1232 von den Tempelherren gegründet worden sein. In Beshau erscheint 1268 ein Rastellan Dremilitus. Auch in den Dobschützen an der Neiße, dem Flurnamen für das alte Dobassowiz, soll einst eine Burg gestanden haben . . .

Nur noch die Sage raunt manchmal heimlich im Volksmunde von ehemaligen stolzen Festen; auch an namenlose schlingt sich ihr immergrüner Efeu an, von welchen der Wind längst den Staub verwehte, wo sie einst standen. Und nur der Zauberstab der Phantasie läßt versunkene und verklungene Zeiten aufstehen, wo im lichtvollen Saale einst alte Rittersitze glänzten . . .

Ottmachau.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Ist uralt ein hoher Rittersessel
Nah' an Schlesiens Südsaum hingerückt:
Mit der Krönung stolzen Burgturmtrühes
Und der Lehnwucht felsigen Bau's geschmückt.

Einstiger Bischofsherrschaft Wacht- und Wehrplatz,
Prunkt ins Land der mauerfeste Sitz,
Ragend über dichtes Dachgeschnörkel
Und des Pfarrkirchriesen Helmgespiß.

Wunderfernen tun vom Vorzeitstuhle
Sich der Schau in Schlesiergaue auf:
Hoch Altvaters Schwarm im Wäldermantel,
Blink im Talgrund Reißes Turmgeknäuf.

Patschkau.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Eine Altstadtinsel	Hoch dein Pfarrkirchreche,
Fern im Wäldermeer,	Machtvoll im Ornat,
Blinkst du noch im Harnisch	Raunt von grauer Vorzeit
Einstiger Mauerwehr.	Sturm und Bürgertat.

Und der Schwarm der Dörfer,
Karg im Saatgerill,
Lebt wie du dem Abseits
Und dem Pflichtwerk still.

Ziegenhals.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Städtlein traut vor weitem Wälderchore,
Hingehockt an samtene Empore!

Strahlend Mägdlein unterm Holzberghute,
Spielend mit der Viele Silberrote!

Lustherz, das in Lebensfreude schäumt
Und vom Zauberreich Altvaters träumt!



Portal der Pfarrkirche in Ziegenhals

Die Gipsgruben bei Dirschel (Kreis Leobschütz).

Von Max Waldau.

Ristallene Säulen, die den Eingang tragen,
 Im Sonnenglanze riesenhafte Flammen,
 Und innen Nacht und irr gewundne Pfade;
 Die Wände voller Splitter, voller Schrammen;
 Dann wieder lichtdurchglänzte Pfeiler ragen
 Wie Lilienschäfte aus des Dunkels Bade.
 Wenn mit dem Farbenrade
 Die Iris schillernd das Portal umkreiste,
 Stand ich still-selig oft in einer Ecke

Und sah aus dem Verstecke,
Wie jeder Knitter, jede Faserleiste
Aufsodre, glühe und gemach erbleiche. —
Das waren Blicke mir in Feenreiche!

Aus: Zug ins Land Oberschlesien. Waldbau-Buch. Von W. Mat und W. Müller-Rüdersdorf. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin.

Rosel.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Stromgetriebes eifriger Erfasser;
Erster Hafenarm der Oderwasser.
Hand, wo flussein halt der Kłodnikgraben,
Tragend Oberschlesiens Bergwertgaben.
Festungsaust der Fridericusriege.
Ehrenmal von Neumanns Abwehrsriege.

Aus: Wilhelm Müller-Rüdersdorf, Oberwallfahrt. Landschaftsgedichte, Lieder und Balladen. Frankfurt a. O., Verlag Frowisich.

Von Rosel oderaufwärts.

Von Walter Eich.

Es war ein Maientag im Odertal, südlich von Rosel. Die Sonne erfüllte das weite Land, und von den Wäldern, die sich am rechten Ufer tagweit nach Osten zogen, duftete es herüber. Im Zauber der Obstblüte verbargen sich die Dörfer und umhüllten ihre Armut mit der Pracht des Frühlings.

Zwischen Feldern und Wiesenrändern waren wir bis zur Fähr von Alt-Rosel gekommen und beschlossen, mit dem Rahn den Strom hinaufzufahren, der Heimat des größten schlesischen Sängers, Eichendorffs, entgegen.

Bald knirschten die Stechruder im Sande, und der Rahn schob sich den Wassern entgegen. Aufbäumend hob er sich über die Wellen hinweg, die im raschen Drängen abwärts eilten, da Buhnen den Wasserweg einengten. Nur zwischen den Armen der Steindämme gönnten sich die Fluten Ruhe, strudelten im Kreise umher und ließen den Sand aufglitzern, den sie dann hier und dort zu Bänken und Barren aufstürzten. Über uns kreischten Möwen, die von den nahen Teichen herüberstrichen. Und aus dem Erlenbusch und dem Weidenstrauch sangen Vögel, die das Auge vergeblich suchte.

Da wurde es über den Wassern dunkler; das lustige Singen verstummte. Grell herandetes Gewittergewölk schob sich im Westen empor, flog vor der Sonne auf und zwang uns, in einer Bucht am Ufer Schutz zu suchen.

Wir eilten den Talhang hinauf und konnten das maigrüne Land überschauen, in das von Südwest ein Wetter hereinzog, sich mit Blitz und Donner ankündigend. Auf den angrenzenden Feldern war es menschenleer. Nur die heranreisende Saat neigte sich im Winde, als bangte sie vor der Macht und Größe der Natur.

Fahlgelbes Licht umspielte die Siedlungen. In der Ferne zog das Gewölk mit lichten Wassersträhnen über die Felder stromabwärts. Die Oder aber kannte das Wetter. Nur ein Nachzügler aus dem Wolkenheer ließ uns fühlen, wie wenig uns das schützende Strauchwerk genügt hätte, wenn die Regengüsse ihren Weg über den Strom hätten nehmen können.

Nun leuchtete das Land wieder im Maienfrieden. Aus den verschnittenen Fichtengestellen huschten die Fasanen hervor, und der Vögel Sang kam wieder auf. Blumen und langspreitige Gräser schüttelten die Wasserperlen ab.

Wir sprangen in den Kahn zurück, den der Bootsmann in der Fahrinne vorwärtsstieß.

Da wurden vorn auf dem Wasser Stimmen laut. Die Fähre von Birawa holte Frauen über, und ein Gespann hielt auf den Holzbohlen, um übergesezt zu werden.

Am rechten Ufer drängte sich aus Gebüsch und Wiesengrün die Birawa in die Fluten der Oder hinein. Aus sandigen Wäldern ist sie dahergekommen, sah wenig Menschen an ihren Ufern und hörte nur schwermütige Weisen. Aber hier an ihrer Mündung umfängt sie Wiesengrün und das stille Atmen eines friedlichen Dorfes, dessen Glocken eben über das Land hinriesen und einluden, zur Maientönigin zu kommen.

Ist es auch nicht wie am Main und anderen stolzen deutschen Strömen, wo mächtige Dome sich im Wasser spiegeln und Klöster von den Bergen schauen, so grüßen doch barocke Kirchtürme aus dem Baumgehege herüber, und den Maientag erfüllt ein Marienlied voll inniger und hoffnungsfreudiger Seligkeit.

Auch hier im Odertal klingen Wallfahrerlieder. Und Kirchenfahnen spiegeln sich im Wasser. Denn Pöschow, mit einem Bilde der Mutter Gottes von Ezenstochau und der Annaberg sind in der Nähe, zu dem jährlich Tausende pilgern. Bis von den Bergen des Gesenkes kommen

sie her, um sich übersehen zu lassen und zum Gnadenbild auf dem Annaberge zu wallen. Besonders sind es die Frauen und unter ihnen wieder die Kinder der Sorge, die ihr leidbeladenes Herz der Gnadenreichen bringen und Trost suchen.

Eintönig klingt die Stimme des Vorbeters. Dann aber erhebt sich der Chorgesang, erfüllt den Weg und zieht über das Land.

Wenn sie dann von der Höhe des Annaberges heimwärts schauen und zurückkehren, dann mögen es nicht allein himmlische Mächte sein, die ihr Herz mit Gnadenlicht erfüllen; sondern der Blick über die Heimat-erde, die im Frieden der Arbeit ruht und Segen trägt, führt sie hinaus aus der Enge ihres werktäglichen Schaffens und lenkt eine Sehnsucht nach Unirdischem, Heiligem in ihr Herz.

Diese Erde mit ihrer seligen Fülle und ruhigen Weite war um uns und wurde im Süden von Höhen umrandet, von denen einst Eichendorff das Land seiner Lieder sah.

Und nun, da es Abend wurde, da die letzten Schatten zerflossen, wendeten wir den Rahn, ließen uns von den Wassern abwärts führen, vergaßen die Wirklichkeit und träumten uns ins Wunderland der Romantik mit seinen Reifröcken und Puderzöpfen, Gärtnerburschen und Müllerinnen hinein. Vergangene Zeiten, verklungene Lieder!

Ein Raubvogel strich am Ufer hin. Die Erlen starrten in die Nacht, und der Strom floss in seinem Wege dahin. Lichter huschten vorüber; Weidenbüsche kamen herauf, wuchsen empor, duckten sich hinter Büschen und verschwanden. Wieder kreischten unruhige Möwen. Ein Hund bellte vom Dorfe herüber. Dann rief der Fährmann an, und wir glitten aus der Strömung.

Annaberg.

Von Alfred Hein.

Laßt mich die Legende sagen:
Jung-Maria sah das dunkle Grubenland;
Da trug sie mit eigener Hand
Aus des Südens Purpurhagen

Diesen Hügel, grün und gütig,
Zwischen stille, alte Haine,
Daß er, goldenreif im Sonnenscheine
Und von jungen Blumen übermütig,
Schwarzem, kargem Land die gleiche Tröstung spende,
Wie ihr selbst der Mutter Anna gute Hände.

Heiliger Annaberg.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Wo unser Schiff gen Rosel
Sacht oderaufwärts reißt,
Sinnst du in Wallfahrtsfrieden
Und Franziskanergeist.

Sanft mit dir gotthin lenkend
Andächt'gen Väterhaus,
Wölbst du an Pilgertiefen
Lichtfunkend vor uns auf.

O grüne Bergesglocke,
Dich schwingend stromtalweit,
Läut' uns in deine gü'tge
Sankt-Anna-Seligkeit!

Aus: Wilhelm Müller-Rüdersdorf, Oderwallfahrt.



Aus der Prozession

Bilder aus Ratibor und seiner Nachbarschaft.

Von E. Grabowski.

Ratibor lag im Nebel, als ich das Bahnhofsgelände verließ. Die Linien des Stadtbildes flossen ineinander, die Lichter der Straßen verschwammen; die großen, festen Kirchen wirkten in dem ungewissen Licht des Herbstabends, in dem fließenden Nebel noch größer, dunkler, wuchtiger. Wie Hüter ernster Geheimnisse und Schicksale standen sie da.

Erzählten von alter, längst verklungener Zeit: von den Herzögen, die flug und fortschrittlich das Heidentum in Oberschlesien brachen; die den christlichen Sendboten willig die Tore ihrer Städte öffneten, die deutsche Art, deutschen Fleiß und deutsche Arbeit schützten, Wald- und Moorland kultivieren ließen von deutschen Ansiedlern!

Die Kirchen Ratibors sind alt. Die Chronik setzt den Bau der Pfarrkirche in das Jahr 1205, und der Volksmund sagt, es stecken noch Mongolenpfeile drin. Ihre heutige Gestalt ist freilich jüngeren Datums. Brände haben des öfteren auch an den alten Kirchenbauten zerstörend gewirkt; aber ein Blick auf die festen hohen Mauern sagt uns, daß sie trotz allem Jahrhunderte überdauert haben. Ein wehrhafter Geist hat diese Kirchen geschaffen, die wie trohige Burgen das Stadtbild beherrschen. Die offenen Türen des Doms lockten zum Eintritt. Dämmerig lagen die Hallen; nur das ewige Licht blinkte wie ein rotes Auge aus der Tiefe, und das gelbe Gold der Altäre, Bilder, Chorstühle bligte gleißend in dem Dunkel auf. Gleich schlanken Bäumen streben die Säulen zur Höhe, wölben ihre Kronen zum Dache, das in der Dämmerung unendlich hoch erscheint. Kirchenfeierlichkeit um mich herum. Mystisch glimmt das rote Licht der Altarlampe; aus den Wänden treten bleiche Schatten, die Seele mit bangem Grauen packend. Bildnisse sind's, der Menschen, die einst hier gewirkt für ihren Glauben. Im gläsernen Sarge schlummert die selige Eufemia, einstige Äbtissin des Dominikanerinnenklosters. Auch nur ein Bild von Menschenhand; aber täuschend ist die Maske des Todes im ungewissen Dämmerlicht.

Das Auge hat sich an die Dunkelheit gewöhnt. Barocke Formen treffen den Blick; fromme Bilder, Herzen, Fahnen, die das Innungszeichen ihrer Stifter schmückt. In den vergoldeten Chorstühlen, rechts und links vom Hauptaltar, haben einst die Domherren gesessen, die in Ratibor herrschten. Das ist lange her. Staub ist der Leib der Priester geworden, und nur die Namen sind geblieben, die in den Kirchenbüchern und unter den Urkunden stehen. Aber heute noch erfreut sich das Auge an den kunstvollen Schnitzereien der Holztühle. Sie stellen Szenen aus den Geheimnissen des Lebens der heiligen Jungfrau Maria dar.

Schatten huschen durch die Kirche, die menschenleer ist. Schatten der Toten. Die Äbtissin lächelt aus ihrer schwarzen Schleierhaube heraus. Ritter und Priester, fromme Bürger, die einst unter den Chören begraben worden sind und deren Grabsteine heute noch davon reden, sie scheinen lebend geworden. Es zischelt und raschelt ganz sachte hier

und da. — — Durch ein Seitentürchen verlasse ich die Kirche, die viel des Schönen und Sehenswerten besitzt. In der Ölbergkapelle verglimmen die Opferlichter. Ich irre in den nebligen Straßen umher. Gehe, wohin mich der Zufall führt. Gehe hier und da die schmalen Giebel der Häuser, die, der Renaissancezeit zugehörend, in allen alten Städten Oberschlesiens zu finden sind. Auch die breiten Giebel mit ihrer ungleichen Verteilung der drei Fenster finden sich vor und erinnern in ihrer Bauart an die Giebel der Blochhäuser in Schönwald bei Gleiwitz.

*

Als ich am Morgen nach meiner Ankunft in Ratibor erwachte, lachte die Sonne vom Himmel. Ihr Licht flutete durch die Straßen der Stadt und ließ sie hell und freundlich erscheinen. Mit schrillum Pfiff riefen die Fabriken zur Arbeit; fromme Bürger gingen zur Kirche, Kinder eilten zur Schule, Wagen ratterten über das Pflaster und brachten zum Kauf, was der Bauer erwirtschaftet. Würdevoll saßen die Frauen mit ihren breiten Röcken auf dem Strohsitz. Man konnte so leicht das „Haben“ von ihren behäbigen Gesichtern lesen. Es gibt einen guten, alt eingeseffenen Bauernstand um Ratibor herum, auch einzelne reiche Bauern.

Die Ratiborer Landfrauen sind überall kenntlich an der Art, wie sie das Tuch um ihren Kopf binden. Es liegt sehr fest in der Stirn und bildet hier einen Bogen. Die Ohren bleiben frei. Früher war diese Tracht Eigentum deutscher Bauern des Leobschützer Kreises, besonders der Leinwandhändlerinnen aus Ratscher, die mit ihren Warenballen auf dem Rücken von Ort zu Ort wanderten. Sie waren unter dem Namen „Ratscher Weibel“ überall bekannt. Heut binden auch slawische Frauen des Ratiborer Kreises das Tuch in gleicher Weise. Es wird gern in brauner oder schwarzer Farbe gewählt, besonders, wenn es sich um seidene Tücher handelt.

Die Röcke der Bäuerinnen sind faltig und weit. Sie werden gern in großblumigen, grellen Mustern gewählt. Bestimmte Muster haben sich Jahrzehnte hindurch in Ratibor und Umgegend erhalten. Die Tracht liebt das Volle und Breite. Häufig wird hier ein Reifrock getragen, als letzter Rest der von den Städtern lange überwundenen Krinoline. Die Reifröcke besitzen nur zwei Reifen; einer wird etwa zehn Zentimeter über dem Rande eingezogen und einer etwas höher (bei Tworkau). Die Garnituren der Kleider und Jacken sind der Stadtmode aus dem Jahre 1870 und darüber hinaus entnommen. Türkische Tücher — neben Nachahmungen auch solche, die echt und teuer sind — gehören zum Festputz der Frauen und Mädchen.

Die Glitterkränze der Jungfrauen, anlässlich von Kirchenfesten und

Hochzeiten, sind zierlich und schmal. Die Brautkränze werden von Myrten gewunden und gleichen kleinen Krönchen. Verbänderte Stäbe wurden noch vor zwei Jahrzehnten etwa der Braut vorangetragen, wenn sie zur Trauung ging.

*

Das bewegte Marktleben lag hinter mir. Ich ging über den Doktordamm, an den großen industriellen Anlagen vorüber, die mit Dampf, Rauch und Lärm ihr Dasein betonen. Große Eisengießereien, landwirtschaftliche Maschinenfabriken, Gußstahlwerke, eine Selbgießerei, chemische Fabriken, zahlreiche Zigarrenfabriken, Essig-, Schnupf- und Rautabafabriken, Schokoladen- und andere Fabriken beschäftigen in Ratibor Tausende von Menschen und geben der Stadt einen lebhaften Charakter. Namen wie: Hegenscheidt, Doms, Pyrkosch, Schlieben und Frank (Kunstgärtnerei), Fränkel (bedeutende Dampfmühlen), Sobtzid und andere, sind weit über Schlesiens Grenzen hinaus bekannt.

Viele dieser Firmen haben sich aus kleinen Anfängen entwickelt. Die Kunstgärtnerei Schlieben und Frank hat ein Apotheker Frank im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts angelegt.

Es ist lehrreich, die Entwicklung solcher Firmen von ihrem bescheidenen Anfangsstadium bis zu ihrer Höhe zu verfolgen.

Da richtete ein schlichter Bürger im Jahre 1828 eine Backstube für Honigbäckerei in Ratibor ein und daneben eine Lichterzieherei. Eines gehörte zum andern. Der Honig wurde mit den Waben gekauft, und das Wachs mußte verwertet werden. Kerzen fanden guten Absatz; sie wurden in jedem feinen Hause neben der üblichen, sparsamen Öllampe gebrannt. Auch wurden sie viel in Kirchen gebraucht. Aber Sobtzid besaß kein offenes Geschäft. Er sandte die Ware, wie üblich, auf Märkte usw.

Er wußte seinem Gebäck besonderen Wohlgeschmack zu geben, und es errang sich rasch einen guten Ruf. Daß es vorzüglich war, ist wohl aus dem Umstande anzunehmen, daß es auch auf die königliche Tafel kam. Als Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1846 in Ratibor weilte, wurde ihm Gebäck aus der Sobtzidschen Bäckerei vorgesetzt. Es schmeckte dem Könige so gut, daß er sich den Meister vorstellen ließ. Der schlichte, biedere Mann gefiel dem Könige sehr gut. Er zeichnete ihn durch ein wertvolles Geschenk aus, das er ihm von Breslau aus senden ließ.

„Handwerk hat einen goldenen Boden.“ Das gute Volkswort diente Felix Sobtzid zur Richtschnur bei der Erziehung seiner Kinder. Sein ältester Sohn Franz erlernte bei ihm die Honigtuchenbäckerei und ging

dann nach dem Brauch der Zünfte hinaus in die Welt, um sein Wissen zu erweitern in den Werkstätten fremder Meister. Nach jahrelanger Abwesenheit zurückgekehrt, übernahm er das Geschäft des Vaters, richtete es kaufmännisch und mit Maschinenbetrieb ein und errichtete die erste Konditorei in Ratibor (im Jahre 1858). Zehn Jahre später erweiterte er die Fabrik für Schokoladenwaren mit Dampfbetrieb, das erste derartige Unternehmen in ganz Oberschlesien.

Im Jahre 1882 wurde Franz Sobtzik zum Königlichen Hoflieferanten Kaiser Wilhelms I. ernannt, und im Jahre 1901 erhielt er von Kaiser Wilhelm II. den Titel Kommerzienrat für seine Verdienste auf dem Gebiete des „süßen Gewerbes“.

Seitdem hat sich die Fabrik immer mehr entwickelt. Die Einrichtungen wurden mit den modernsten Maschinen versehen. Alle Kartonnagen — Schachteln und sonstige Verpackung — werden in der Fabrik hergestellt. Bilder, die den Schokoladen beigegeben werden, sind Drucke nach künstlerischen Originalen. So zieht das Geschäft, das wie ein Baum aus kleinem Samenkorn gewachsen ist, weite Kreise. Filialfabriken befinden sich in Breslau und München.

Ähnliche Wandlungen haben auch andere Firmen in Ratibor durchgemacht.

Das Kunstgewerbe wagte sich gleichfalls in Ratibor hervor. Erwähnenswert ist die Glasmalerei von Lazar, als einzige in Oberschlesien. Es sind aus dieser Werkstätte sehr beachtenswerte Glasgemälde hervorgegangen, die durch Ausführung und Farbensinn überraschen. Erfreulich ist es, daß für verschiedene Neubauten Oberschlesiens Fenster aus der Werkstätte von Lazar bezogen worden sind — so in Beuthen, Gleiwitz, Leobschütz und Rattowitz — und ihre Glasmalereien wiederholt auf Ausstellungen ausgezeichnet wurden.

An modernen Kunstdenkmälern ist Ratibor arm. Eine wertvolle Zierde der Stadt ist das Eichendorff-Denkmal von Bock. Der Künstler, ein geborener Oberschlesier, hat es verstanden, das Denkmal im heimatischen Geiste zu gestalten.

Von alten Baudenkmälern muß noch die Schloßkapelle erwähnt werden, die besonders in ihrem Innern edel und kunstvoll ausgestattet worden ist. Auch ein ungeschultes Auge erfreut sich an dem vornehmen Bau, an den schlanken Säulen und kühnen Wölbungen des Raumes.

Die herzogliche Burg, samt Kirche in anmutiger Landschaft hinter der Oberbrücke — in Borsitz — liegend, wurde ursprünglich von den schlesischen Pfaffen als Schutzburg gegen die Polen und Mährer erbaut



Schrotholzkirche in Lazise, Kr. Rybník

und gut befestigt. Im Jahre 1532 starben die Pfaffen in Schlesien aus, und Ratibor wurde ein Lehnsgut der Krone Österreich-Böhmens. Als Pfandbesitz ging die Herrschaft rasch von Hand zu Hand. Die Stadt sowie die herzogliche Herrschaft litten sehr darunter. In furchtbare Not geriet sie durch die große Feuersbrunst im Jahre 1574. Die Chronik erzählt darüber:

Ein nach Troppau reisender Student, Sigismund Zebrowski von Zebrow bei Sandomir, wollte eine mit Papier geladene Büchse abschießen. In einem Wirtshause am Ringe ließ er sich glühende Kohlen geben, die er auf die Bündpfanne legte. Die Büchse entlud sich; das glimmende Papier flog in Stroh und Heu, das im Hofe herumlag. — Mit furchtbarer Schnelligkeit griff das Feuer um sich. Ehe der Pole fliehend das Tor der langen Gasse erreicht hatte, brannte die Stadt schon an allen Ecken. Sie brannte mit sieben Kirchen, drei Klöstern, Rathaus und Mühle völlig aus. Nur sechs kleine Häuschen blieben zurück. Das Schloß brannte an zwanzig Stellen, wurde aber erhalten. Die große Armut infolge dieses Unglücks trieb viele Bürger aus der Stadt. Die Wüstungen kamen in andere Hände. Das Schloß wurde ausgebessert, befand sich aber bald wieder in schlechtem Zustande, wurde haufällig und war dem Einsturz nahe. Der Abt von Rauden half einmal aus mit Geld und Holz; aber es fiel doch wieder in den alten Zustand zurück. Die jeweiligen Pfandinhaber hatten kein Interesse an seiner Erhaltung. Erst als Ratibor mit Schlesien unter preussische Herrschaft kam, besserten sich diese Verhältnisse dauernd.

Gegenwärtig dient das im Innern schön ausgestattete Gebäude Amtszwecken. Der Herzog von Ratibor hat sich Rauden zu seinem ständigen Wohnsitz erwählt. Der sehr schöne Besitz gehörte zu den ältesten Klostersiedlungen in Oberschlesien. Die älteste vorhandene Urkunde darüber datiert vom 1. Oktober 1258. Es wird aber angenommen, daß das Kloster älter ist.

Die Mönche in Rauden setzten viele Dörfer zu deutschem Recht aus, rodeten Wälder aus, legten Wiesen und Teiche an. Die Teichwirtschaft hier gehört heute noch zur ganz bedeutenden Einnahmequelle. —

Die Gegend von Ratibor weist sehr hübsche Landschaftsbilder auf. Blumige Wiesen, von Wassergräben durchschnitten, sanfte Bodenschwellungen, die an ihrer höchsten Stelle über 300 m erreichen. Wald- und Ackerland wechseln miteinander. Von einzelnen Punkten hat man entzückende Fernsichten in das mährische Gesenke, ins Oppatal und hinüber zu den höchsten Gipfeln der Beskiden.

Kleine Dörfer liegen abseits von der großen Heerstraße. Hier scheint die Zeit still vorübergegangen zu sein. In winzigen Häuschen lebt der Bauer noch mit allem, was sein ist, unter einem Dache, oft in einem Raume. Alte Holzkirchen träumen von der Zeit, die einmal war und schmücken die Landschaft mit heimlichem Reiz.

Die Oder, die bei Ratibor noch recht unansehnlich erscheint, ist dem Landkreis wiederholt zum Verderben geworden. Zu allen Zeiten wird über den Schaden großer Überschwemmungen geklagt. Wenn im Frühling starke Regengüsse andauern, wird die Schneeschmelze in den Bestiden beschleunigt, und die zu Tale rinnenden Gebirgswasser füllen das Oberbecken unglaublich rasch. Der Strom tritt aus und richtet große Verwüstungen an. Noch sind die Überschwemmungen von 1879/80 nicht vergessen im Volke.

Auch Kohlengruben liegen im Ratiborer Landkreise. Schon im Jahre 1782 wurden bei Hultschin Gruben aufgemacht. Ratibor besitzt auch heute noch ein Bergamt. So greift die Industrie auch nach dieser gewerbefleißigen Stadt. Die reichen Kohlenfunde im Rybniker Kreise werden rückwirkend auf die weitere Entwicklung der Stadt sein und bessere Verkehrsverbindungen mit dem Industriezentrum schaffen. Heute schon ist Rauden das Ziel zahlreicher Sommergäste, die in dem herrlichen, 1822 angelegten Park und dem frischen Laubwalde Erholung suchen.

Im Ratiborer Kreise liegt auch das Majorat des Fürsten Lichnowsky: der wertvolle Besitz Ruchelna. Viele Güter und reiche Waldungen gehören dazu. Die hoch kultivierte, musterhaft verwaltete Landwirtschaft wendet dem Flachs- und Rübenbau besonderes Interesse zu.

Aus: E. Grabowsti, Land und Leute in Oberschlesien.
Breslau u. Oppeln, Verlag Priebatsch.

Rauden.

Von Alfred Hein.

Goldne Tempel alter Eichen.

Friede fließt die Stämme nieder.

Trag' nicht ich auch güldenes Gefieder,

Um im Flug den Himmel zu erreichen,

Der mit Abendsanftmut herbstesklar verbräunt

Samtten Wald und stille Güter! —

Eine Glocke, mädchenam verschämt,

Grüßt fromm aller Dinge heiligen Behüter.

Zwischen lila Blütenhügeln, wie an Mutter Erdes Brüsten,

Sich indes zwei junge Menschen küßten.

Schloß in Eichendorffs Wäldern.

Von Alfred Hein.

Waldbefallen schlaf' ich ein.
Schloß webt mondumflogen.
Städte sind ein Unwahrsein.
In der Birken Laubhaarschein
Silberlichter wogen.

Wald so groß, verschlungen, tief.
Wald, du dunkles Atmen!
Reh und Pirol: Märchenbrief
Aus der Jugend, die schon schlief;
Tannen, steile Statuen,

Stimmen mit den Wipfeln an,
Die den Wind berühren,
Süß das Lied, das so begann:
Wann, Geliebte, wann, o wann?
Sehnsüchte durchspüren!

Aus der Novelle „Der Liebesflug der Nachtpfauenaugen“ (erschieden im Novellenband „Am Paradies vorbei“ von Alfred Hein, Verlag Wilhelm Borngräber, Leipzig).

Schläft ein Lied . . .

Von Alfons Gadyul.

Das war ein mai sonniger Frühmorgen in meiner oberschlesischen Heimat. Über den Feldern jauchzte Lerchenjubiläum zum Blauhimmel empor, und die Kirschbäume hatten ein schloßweißes Blütenkleid angelegt. Wie eine fröhliche Prozession standen sie die frühlingshelle Landstraße entlang, inmitten der mein junges Herz wallfahrtete zur Kindheitsstätte des lieblichsten Sängers deutscher Gesilde. Zur Eichendorff-Burg. Tost.

Wir vom Wandervogel und anderes fahrendes Jungvolk sind da mit wehendem Wimpel, mit Sang und Lautenklang angerückt gekommen, und das verträumte Landstädtchen hat verwundert aufgeschaut. Und der alte, frumb-behäßige Bergfried hat sich die jahrhundertmüden Augen gerieben und in sein altes Gemäuer hineingebrummt: das ist ja fast, als wenn der selige Freiherr Joseph leibhaftig da angesungen käme . . .

Ein wenig hat der gute alte Kerl ja recht gehabt. Denn was singen wir Deutsche, wenn uns unseres Blutes Wandersehnsucht durch Feld

und Buchenhallen, über Täler weit und Höhen treibt, einsam durch die dunklen Gassen, frühmorgens durch die Klüfte, dann abends, wenn das Posthorn fern erschallt, die Stern' und die Feuer im Walde verglimmen, nächtlich im kühlen Grunde der Mühlbach das Lied vom zerbrochenen Ringelein rauscht und der Atem der Ferne unser Herz wehmütig stimmt, sternüberdacht von der Unendlichkeit! . . . Klingen uns da nicht aus Traumland und Wunschland in der rührenden Einfachheit alter Volkslieder die Weissen Eichendorffs?

Ja, sein singendes Herz wandert über ganz Deutschland hin! Es ist unsterblich, denn sein Schlag geht ewig, solange in jedem Deutschen der Funke namenloser Sehnsucht glimmt und offene Hingabe an das „wilde schöne Leben“, wie der Dichter sagt, der für uns alle, für unsere Traurigkeiten, Träume, Freuden und Sehnsüchte das erlösende Zauberwort in schlichten, uns darum so unvergeßlichen Liedern gefunden hat. Aus seinen Versen leuchtet uns die Welt mit ihrem Gram und Glücke in ungekannten Farben bunt und reich entgegen. Aus sommerlichem Waldesrauschen, aus der rätselhaften Stille verwunschener Sternennächte umblüht uns eine schönere Welt, tönt ein Singen und Klingen aus vergessener Vorzeit, aus hellwinkender Zukunft. Und willig ergeben wir uns dem Stimmungsbann, der uns umfängt:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen . . .“

So ist uns zumute gewesen, als wir im milden Schein der untergehenden Sonne droben im Burghof standen und durch das verfallene Gemäuer über das weite Eichendorffsland im Abendfrieden schauten. Da brach ein Jubel aus allen den jungen Augen. Die Fiedel frohlockte; die Klampfe schrumpfte; weithin klang es über die Wipfel der alten Burgbäume:

„O Täler weit, o Höhen!“

Abseits am einsamen, grasüberwucherten Burgplan, unter den schlanken weißen Birken, bin ich gesessen, lauschte frommen Herzens und verlor mich in seligem Sinnen um Vergangenheit und Zukunft. Drüben am Bergfried sangen die Jungen und Mädel immer noch. Und es war mir eben recht.

Eichendorff-Gedichte.

Allgemeines Wandern.

Vom Grund bis zu den Gipfeln, Und von den Bergen nieder
Soweit man sehen kann, Erschallt sein Lied ins Thal,
Jetzt blüht's in allen Wipfeln, Und die zerstreuten Brüder
Nun geht das Wandern an: Faßt Heimweh allzumal.

Die Quellen von den Klüften, Da wird die Welt so munter
Die Ström' auf grünem Plan, Und nimmt die Reiseschub';
Die Lerchen hoch in Lüften, Sein Liebchen mitten drunter,
Der Dichter frisch voran. Das nickt ihm heimlich zu.

Und die im Thal verderben Und über Felsenwände
In trüber Sorgen Haft, Und auf dem grünen Plan,
Er möcht' sie alle werben Das wirrt und jauchzt ohn' Ende —
Zu dieser Wanderschaft. Nun geht das Wandern an!

Abschied.

Im Walde bei Lubowik.

Wälder weit, o Höhen, Da steht im Wald geschrieben
O schöner, grüner Wald, Ein stilles, ernstes Wort
Du meiner Lust und Wehen Von rechtem Tun und Lieben,
Undächt'ger Aufenthalt! Und was des Menschen Hört.
Da draußen, stets betrogen, Ich habe treu gelesen
Saus die geschäft'ge Welt; Die Worte, schlicht und wahr,
Schlag' noch einmal die Bogen Und durch mein ganzes Wesen
Um mich, du grünes Zelt! Ward's unaussprechlich klar.

Wenn es beginnt zu tagen, Bald werd' ich dich verlassen,
Die Erde dampft und blinkt, Fremd in die Fremde gehn,
Die Vöglein lustig schlagen, Auf buntbewegten Gassen
Daß dir dein Herz erklingt: Des Lebens Schauspiel sehn.
Da mag vergehn, verwehen Und mitten in dem Leben
Das trübe Erdenleid, Wird deines Ernst's Gewalt
Da sollst du auferstehen Mich Einsamen erheben,
In junger Herrlichkeit. So wird mein Herz nicht alt.



Schloß Rauden
Nach einer Originalradierung von Willy Füzner

Die Heimat.

An meinen Bruder.

Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höb'?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's mich riefte;
Am Abgrund graßt das Reh;
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe. —
O stille! Wecke nicht! Es war, als schliefe
Dort unten ein unnenmbar Weh.

Kennst du den Garten? — Wenn sich Lenz erneut,
Geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen
Still durch die Einsamkeit
Und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
Als ob die Blumen und die Bäume sängen
Rings von der alten schönen Zeit.

Ihr Wipfel und ihr Bronnen, rauscht nur zu!
Wohin du auch in wilder Lust magst dringen,
Du findest nirgends Ruh',
Erreichen wird dich das geheime Singen, —
Ach, dieses Bannes zauberischen Ringen
Entfliehn wir nimmer, ich und du!

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

Oberschlesische Wälder.

Von Ernst Laslowsky.

Ihr stillen Wälder meiner Heimat,
Nehmt mich auf!
Legt eure kühlen, duftenden Hände
Auf mein heißes Herz
Und neigt eure Stirnen,
Die nur Wolken und Sterne schauen,
Barmherzig zu mir!

Denn wund und müd'
Komme ich von den Menschen.
Es klagt meine Seele:
Vom Blut der Erschlagenen
Raucht die Erde!
In allen Häusern weint bange Qual,
Und am leeren Herde
Steht stumm die Not

Aber die Gassen hinauf und hinab
Läuft geschäftig die Sier;
In bunten Sälen
Tanzt taumelnd die Lust,
Und auf breitem Markt
Sieht lächelnd die Lüge.

Ihr heiligen Wälder meiner Heimat,
Nehmt mich auf!
In euch ist Stille
Und seliger Frieden,
Und durch euer Rauschen geht es
Wie das Atmen Gottes.

Hofjagd in Pleß.

Von Helmuth von Moltke.

Dienstagmittag fuhren wir mit der Eisenbahn nach Gleiwitz,
zwanzig Meilen. Es war prächtiges Wetter. Die warme Sonne
hatte schon allen Schnee weggeschmolzen. Zur Rechten ragten der
Zobtenberg und die Kette der Sudeten. Um sieben Uhr abends fanden
wir in Gleiwitz den vierspännigen offenen Wagen des Fürsten Pleß,

der uns im schärfsten Trab die sechseinhalb Meilen nach Pleß brachte, wo um elf Uhr gespeist wurde. Oberschlesien ist kein Gebirgs-, sondern ein achthundert Fuß hohes Tafelland. Diese Erhebung macht im Klima schon einen so großen Unterschied, daß Pleß die Isothermen von Stockholm hat. Es war eine frische, belebende Kälte und alles Land mit hohem Schnee bedeckt. Das Fürstentum war festlich beleuchtet. Auf der Grenzmark brannten mächtige Scheiterhaufen. Die Städtchen, Dörfer und Schlagbäume prangten in bunten Lampen und der Himmel darüber mit funkelnden Sternen. Die Jagdgesellschaft bestand nur aus dem Prinzen (späteren Kaiser Wilhelm), des Fürsten Schwager, Baron von der Decken, dem jüngsten Prinzen Reuß, dem Oberamtmann von Rother, Oberst Winzigerode und mir. Der Fürst schoß aus Artigkeit nicht mit. Schon bei guter Zeit morgens schallten die Hörner. Die Schlitten fuhren vor, und die prächtigen Pferde mit silbernem Geläute jagten über weite Schneeflächen und durch dunkle Tannenwälder wohl drei Meilen nach dem großen Wildpark. Dort paradierte das ganze Jagdpersonal, wohl an vierzig Förster. Die Treiben waren zum Teil eingestellt, das heißt: eine große Wildfläche von mehreren hundert Morgen wird von zwei Seiten durch Leinen eingefast, von welchen Lappen herabhängen. An der dritten Seite stehen die Schützen, hinter Ständen von Tannenzweigen möglichst versteckt, aufgestellt. Von der vierten Seite setzen sich die Treiber, wohl hundert an der Zahl, in Bewegung auf die Schützen zu. Das Wild geht eher durch die Kette der Treiber, als durch die Lappen. Es durfte nur Rot- oder Schwarzwild geschossen werden. In den vier ersten Treiben fiel kein Schuß, und doch war man in beständiger Spannung. Da kamen ganze Rudel von Rehen. Sowie sie die Witterung der Schützen bekamen, stuzten sie, sahen sich zweifelhaft um, kehrten zurück in den Wald oder setzten in vier bis fünf Fuß hohen Sprüngen über den Graben, zwischen den Schützen durch, was wunderhübsch aussah. Sie waren sicher, daß ihnen niemand etwas zuleide tat. Zuweilen zeigte sich ein Hase und machte Männchen, oder ein Fuchs schlich herbei, dem auch hier kein Pardon gegeben wird. Aber die kleinste Bewegung schreckte ihn sogleich zurück. Dann kam ein Trupp Hirschälber und Hirschkuhe, zwei oder drei hochgeweihte Hirsche voraus. Zwei blieben auf hundert Schritt vor mir stehen, aber an einer Stelle, wo der Stangenwald so dicht war, daß mein Führer mir nicht erlaubte, zu schießen. Sie kehrten dann um. Endlich kam ein ganzes Rudel Hirsche, denen sich wohl zwanzig Sauen anschlossen. Aber der Wind stand auf sie zu. Und sobald sie Witterung bekamen, jagte die ganze gemischte Gesell-

schaft mitten durch die Treiber. Gegen Abend brachte man den Prinzen auf die Körnung, das heißt einen Ort, wo die Sauen gefüttert wurden. Dort mußte er zu Schusse kommen. — So elf Stunden im Freien bei sechs bis sieben Grad Kälte zugebracht, machen müde. Doch wurde es Mitternacht, ehe man zu Bett kam.

Mein Wisent.

Von Manfred Freiherr v. Richthofen.

Der Fürst Pleß hatte mir gelegentlich eines Besuches im Hauptquartier erlaubt, bei ihm auf seiner Jagd ein Wisent abzuschießen. Der Wisent ist das, was im Volksmunde mit Auerochse bezeichnet wird. Auerochsen sind ausgestorben. Der Wisent ist auf dem besten Wege, das gleiche zu tun. Auf der ganzen Erde gibt es nur noch zwei Stellen, und das ist in Pleß und beim Revier des ehemaligen Zaren im Bialowiczer Forst. (Der Bialowiczer Forst hat natürlich durch den Krieg außerordentlich gelitten. So manchen braven Wisent, den sonst hohe Fürstlichkeiten und der Zar abgeschossen hatten, hat sich ein Musketier zu Gemüte geführt.)

Mir war also durch die Güte des Fürsten der Abschuß eines so seltenen Tieres erlaubt worden. In etwa einem Menschenalter gibt es diese Tiere nicht mehr, da sind sie ausgerottet.

Ich kam am Nachmittag des 26. Mai in Pleß an und mußte gleich vom Bahnhof losfahren, um den Stier noch am selben Abend zu erlegen. Wir fuhren die berühmte Straße durch den Riesenwildpark des Fürsten entlang, auf der wohl manche gekrönten Häupter vor mir entlanggefahren sind. Nach etwa einer Stunde stiegen wir aus und hatten nun noch eine halbe Stunde zu laufen, um auf meinen Stand zu kommen, während die Treiber bereits aufgestellt waren, um auf das gegebene Zeichen mit dem Drücken zu beginnen. Ich stand auf der Kanzel, auf der, wie mir der Oberwildmeister berichtete, bereits mehrmals der Kaiser gestanden hat, um so manchen Wisent von da aus zur Strecke zu bringen. Wir warteten eine ganze Zeit. Da plötzlich sah ich im hohen Stangenholz ein riesiges schwarzes Ungetüm sich heranwälzen, genau auf mich zu. Ich sah es noch eher als der Förster, machte mich schußfertig und muß sagen, daß ich doch etwas Jagdfieber kriegte. Es war ein mächtiger Stier. Auf zweihundertfünfzig Schritt verhoffte er noch einen Augenblick. Es war mir zu weit, um zu schießen. Getroffen hätte man ja vielleicht das Ungetüm, weil man eben an so einem Riesending überhaupt nicht vorbeischießen kann. Aber die Nachschieße wäre doch eine unangenehme

Sache gewesen. Außerdem die Blamage, vorbeizuschießen. Also warte ich lieber, daß er mir näher kommt.

Er mochte wohl wieder die Treiber gespürt haben; denn mit einem Male machte er eine ganz kurze Wendung und kam in windender Fahrt, die man so einem Tiere nie zugetraut hätte, heran, genau spitz auf mich zu. Schlecht zum Schießen. Da verschwand er hinter einer Gruppe von dichten Fichten. Ich hörte ihn noch schnauben und stampfen. Sehen konnte ich ihn nicht mehr. Ob er Wind von mir bekommen hatte oder nicht, weiß ich nicht. Jedenfalls war er weg. Noch einmal sah ich ihn auf eine große Entfernung; dann war er verschwunden.

War es der ungewohnte Anblick eines solchen Tieres oder wer weiß was — jedenfalls hatte ich in dem Augenblick, wo der Stier herankam, dasselbe Gefühl, dasselbe Jagdfieber, das mich ergreift, wenn ich im Flugzeug sitze, einen Engländer sehe und ihn noch etwa fünf Minuten lang anfliegen muß, um an ihn heranzukommen. Nur mit dem einen Unterschied, daß sich der Engländer wehrt. Hätte ich nicht auf einer so hohen Kanzel gestanden, wer weiß, ob da noch andere moralische Gefühle mitgespielt hätten?

Es dauerte nicht lange, da kommt der zweite. Auch ein mächtiger Kerl. Er machte es mir sehr viel leichter. Auf etwa hundert Schritt verhofft er und zeigt mir sein ganzes Blatt. Der erste Schuß traf, er zeichnet. Ich hatte ihm einen guten Blattschuß verpaßt. Hindenburg hatte mir einen Monat vorher gesagt: „Nehmen Sie sich recht viel Patronen mit! Ich habe auf meinen ein halbes Duzend verbraucht; denn so ein Kerl stirbt ja nicht. Das Herz sitzt ihm so tief, daß man meistens vorbeischießt.“ Und es stimmte. Das Herz, trotzdem ich ja genau wußte, wo es saß, hatte ich nicht getroffen. Ich repetierte. Der zweite Schuß, der dritte; da bleibt er stehen, schwerkrank. Vielleicht auf fünfzig Schritt vor mir.

Fünf Minuten später war das Ungetüm verendet. Die Jagd wurde abgebrochen und „Hirsch tot“ geblasen. Alle drei Kugeln saßen ihm dicht überm Herzen, sehr gut Blatt.

Wir fuhren nun an dem schönen Jagdhaus des Fürsten vorbei und noch eine Weile durch den Wildpark, in dem alljährlich zu der Brunstzeit die Gäste des Fürsten ihren Rothirsch usw. erlegen. Wir hielten noch und sahen uns das Innere des Hauses in Promnitz an. Auf einer Halbinsel gelegen, mit wunderschönem Blick, auf fünf Kilometer Entfernung kein menschliches Wesen. Man hat nicht mehr das Gefühl, in einem Wildpark zu sein, wie man sich wohl im allgemeinen vorstellt, wenn man von der

Fürstlich Pleßschen Jagd spricht. 400 000 Morgen Gatter sind eben kein Wildpark mehr. Da gibt es kapitale Hirsche, die nie ein Mensch gesehen hat, die kein Förster kennt und die gelegentlich in der Brunstzeit erlegt werden. Man kann wochenlang laufen, um ein Wisenttier zu Gesicht zu bekommen. In manchen Jahreszeiten ist es ausgeschlossen, sie überhaupt zu sehen. Dann sind sie so heimlich, daß sie sich in den Riesenhäusern und unendlichen Dickichten vollständig vertriehen. Wir sahen noch manchen Hirsch im Bast und manchen guten Bod.

Nach etwa zwei Stunden kamen wir kurz vor Dunkelheit wieder in Pleß an.

Aus: Richtigkeiten, ein Heidenleben. Berlin 1920, Verlag Ullstein & Co.

Schönwald, das älteste deutsche Dorf in Oberschlesien.

Von E. Grabowski.

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte Oberschlesiens ist unerlässlich zum Verständnis seiner allseitigen Entwicklung.

Das Land, einst zu Mähren gehörig, nach dessen Verfall dem Böhmerlande einverleibt, wurde Ende des zehnten Jahrhunderts von dem heidnischen Polen erobert, dessen Herrscher eben das Christentum angenommen hatte und es dem ober-schlesischen Volke predigen ließ.

Bei Polen blieb Oberschlesien (wie ganz Schlesien) bis zum Jahre 1163. Doch hatte es zwischendurch auch wieder zu Böhmen gehört.

Auf friedlichem Wege riß sich Schlesien von Polen los und erhielt eigene Herzöge aus dem Hause der Piasten.

Diese waren deutsch erzogen, hatten deutsche Prinzessinnen zur Frau und erkannten bald die wirtschaftliche Bedeutung deutscher Kultur und deutschen Fleißes. Sie stifteten deutsche Klöster, begabten sie mit großen Rechten und unterstützten die Einwanderung deutscher Kolonisten. So wuchsen aus dem Boden der „dicken Wälder“ neben den kleinen Siedlungen der Slawen deutsche Städte und deutsche Dörfer, die, mit deutschem Recht begabt, niemals hörig waren und so von Anfang an eine Sonderstellung einnahmen neben den slawischen, hörigen Siedlungen.

Ein solches deutsches Dorf ist Schönwald bei Gleiwitz. Es wurde durch die deutsche Klostergründung Rauden bei Ratibor zu deutschem Recht ausgesetzt, in dem „schönen Walde“ bei Gleiwitz.

Deutsche Bauern, eingewandert aus irgendeiner sächsischen Gegend im Jahre 1169, waren die Gründer. Sie kamen mit Weib und Kind,

mit allerlei Vieh und Ackergerät, rodeten den ihnen überwiesenen Wald, wandelten ihn in Ackerland um, bauten Blockhäuser von dem Holzreichtum der gefälltten Bäume, Stallungen, dicht an das Haus gelehnt, Scheuern auf der Rückseite des Hofes, ein Gärtchen vor der Siebelwand, die breit war und drei, auch vier Fenster zeigte.

Noch im Jahre 1890 glichen sich fast alle Häuser genau. Sie lagen rechts und links von der Straße. Seitdem schwinden sie von Jahr zu Jahr und machen wenig schönen, aber praktischen Ziegelbauten Platz.

Ein eigenartiges Völkchen diese Schönwalder! Zäh hängen sie am Alten. Und so war es möglich, daß sie, umbrandet von polnischen Siedlungen, sich deutsch erhalten haben bis auf den heutigen Tag.

Sitten und Bräuche haben sie liebevoll gepflegt. Doch ist die Tracht nicht so alt, wie gewöhnlich angenommen wird. Sie kann sich in ihrer heutigen Form erst nach dem Dreißigjährigen Kriege entwickelt haben. Die ursprüngliche Tracht bestand aus grober Leinwand, die aus selbstgezogenem Flachse im Hause hergestellt wurde. Auch die Männer spannen am Rocken. Ein Spinnrad hat in Schönwald niemals Eingang gefunden.

Neben der Leinwand galten früher Schafpelz oder Jacke zur unentbehrlichen Tracht. Die Kleider der Frauen reichten nur bis über das Knie. Rote Strümpfe waren unerlässlich.

Nach und nach kam dann die Festkleidung aus Tuch, Seide und Samt auf. Auf welche Weise sie nach Schönwald kam, ist nicht aufgeklärt worden. In Schönwald selbst wird sie nicht entstanden sein; denn ihre Grundformen entsprechen der deutschen Tracht aus der Zeit der hohen Bauernkultur. Die Rockmiedertracht war über ganz Deutschland und darüber bis tief nach Böhmen, Mähren und Polen verbreitet.

Diese Grundform wurde dann von einzelnen Dorfschaften angenommen und mit Anlehnung an vorhandene Vorbilder nach eigenem Geschmack ausgebaut.

Dörfischer Sitte gemäß, hatte auch Schönwald seine Grundfarben: Hellrot und Hellgrün, die nebeneinander zum Schmuck der ernsten, immer schwarzen Tracht verwendet wurden. Daneben wurde Blau, Lila, aber niemals Gelb verwendet. Auch wurden gelbe Perlen nicht getragen. Samtene Schürzen, nicht so breit wie im übrigen Oberschlesien, oder auch Plüsch in gepreßten Mustern, immer dunkel, gehörten zur Tracht, daneben die üblichen bunten Bänder, das puffärmelige Hemdchen, Perlen, Samtschuhe, ein wollenes Taillentuch, eine rotlila gefütterte Tuchjacke, für Frauen das gestickte Stirnband, das Frauenhäubchen und die mit Pelz verbrämte Staatshaube.

Eigenartig sind die heute noch üblichen kurzen Taillen. Sie stammen aus der Zeit der kurzen Röcke. Die Röcke wurden nach und nach länger; die Taillen blieben kurz, was einen eigenartigen Eindruck macht.

Die Schönwalder Frauen gehen — bis zum jüngsten Kinde herab — ganz gleich bekleidet und alle bezopft. Die Unterschiede zwischen Frau, Mädchen, Kind werden durch Farben und andere Merkmale, wie Stirnband, Haube usw., gekennzeichnet.

Die Kränze der Brautjungfern und der Braut sind einander zum Verwechseln gleich und unterscheiden sich nur durch Farben.

Die Männertracht war früher auch sehr eigenartig: kurze Jacke, lange, unten aufgekrempelte Beinkleider, ein blauer Kragenmantel und eine kurze Pelzmütze oder der eigenartige Fuhrmannshut, der einem altmodischen Zylinder gleicht. (Die Schönwalder haben bis zur Einführung der blanken Stahlstraßen ein blühendes Fuhrmannsgeschäft betrieben: nach Prag, Breslau, Leipzig usw.) Der beliebte Schapelpelz ist noch nicht ausgestorben; sonst aber ist die alte Männertracht bis auf kleine Reste geschwunden.

Die Frauentracht ist immer noch die gleiche, gemeinsame für das ganze Dorf. Doch hat sie, wie schon öfter seit 1905, sprunghafte Veränderungen erfahren, die die Grundform aber nicht berühren.

Es wurden die rotgrünen Besätze von den Röcken durch schwarzen Samt ersetzt, die Tuchjacken ihres bunten Besatzes entkleidet und ihrer Schößchen beraubt, die ehemaligen weißleinenen Kopftücher durch schwarze, bunt geränderte ersetzt und endlich die weiße Trauer in eine blaue umgewandelt.

Ursprünglich bestand das Zeichen der Trauer bei den Schönwaldern in Anlegung des weißen Totentuches, das Kopf und Schultern verhüllte. Bis 1905 vertrat dieses Tuch ein langer, handtuchartiger Schal. Heut' wird die Trauer neben schwarzer Gewandung durch blaulila Blümchen in grüner Kante ausgedrückt. Auch blaulila Bänder zeigen Trauer an.

Die weiße Trauer gibt uns einen Beweis von der Zähigkeit der Schönwalder im Festhalten an altem Volksbrauch. Sie stammt bekanntlich aus der Heidenzeit.

Der Tod des Mannes oder der Hausfrau wird dem Vieh und den Obstbäumen angesagt:

„Liebes Bäumchen, der Herr (oder Wirt) ist tot!“

Ein Todesfall wird auch durch festlich geschmückte Mädchen von Haus zu Haus im ganzen Dorfe verkündigt.

Geht ein weißer Schatten hinter dem Sarge her, kommt der Tote

in das Himmelreich; ist der Schatten grau, ist er der Hölle oder dem Fegefeuer verfallen.

In Schönwald haben sich zahlreiche gute alte Bauernsitten erhalten. Eigenartig ist heut' noch die Hochzeitsfeier, bei der besonders viel Licht verwendet wird.

Unter den schönen alten Bauernsitten ist das Saatreiten besonders hervorzuheben. Diese uralte deutsche Sitte, die heute noch in Oberschlesien hier und da geübt wurde, genoß in Schönwald einen großen Ruf. Nur die Söhne oder in Ermangelung derselben die ersten Knechte durften daran teilnehmen.

Am zweiten Osterfeiertage ritten die Burschen auf ihren schönsten, reich geschmückten Pferden zur Kirche. Die Pferde wurden auf dem Friedhofe an dem Zaun festgebunden. Nach der Messe ordneten sich alle zum Ritt. Voran ritt der Pfarrer im Chorhemd auf dem schönsten und mutigsten Pferde. Unter Gesang und Geläute wurden nun alle Felder umritten und gesegnet. Den Schluß bildete ein Wettrennen.

Diese Sitte ist wegen angeblich damit verbundenen Unfugs behördlich untersagt worden. Andere Ostersitten, wie das Kreuzelsteden, Eierfärben und das Bemalen der Eier mit Sinnsprüchen, sind noch sehr lebendig. Eier mit schönen Sprüchen schenken sich auch Brautleute.

Von den vielen Eigenheiten der Schönwalder sei erwähnt: Sie bauen kein Gemüse und essen auch keines. Ihr Gemeindesinn ist so stark, daß bisher (heute zeigt sich eine Lockerung) alle einzelnen Dörfler gleiche Kleidung, gleiche Sitten, gleiche Bräuche haben. Das geht so weit, daß Wegkreuze, die man in der Feldmark häufig trifft, einander völlig gleich sind, bis auf die am Kreuze angebrachte Inschrift.

Dadurch erhält die Gemeinde etwas Herrenhuterisches. Doch ist sie streng katholisch.

Die Gemeinde des großen, fast eine halbe Meile langen Dorfes — Ober- und Unterdorf — hat sich fast nur durch Inzucht zu der stattlichen Anzahl von nahezu 4000 Seelen entwickelt. Hin und wieder heiratete ein Mann fremder Art ein, weil immer ein Überschuß von Frauen vorhanden ist. Doch ging dieser Zuzug bald unter im Deutschen. Auch der Name wurde verdeutscht, zum Beispiel Rotitsche, dessen Schreibweise polnisch Rotyczka ist. Von weiblichem fremden Zuzug ist mir nichts bekannt.

Nur wenige Familiennamen kommen in dem großen Dorfe vor. Sie sind durch Beiwörter kenntlich gemacht, oder der Hofname tritt an ihre Stelle. Zum Beispiel: Kreuzbauer, Feldbauer usw. Die Schönwalder haben ihre eigene Mundart, die dem Fremden schwer ver-

ständig ist. Gufinde (Breslau) zählt sie zu den schlesischen Mundarten, die sich aus den ostthüringischen und ostfränkischen gebildet haben. Mit Fremden reden die Schönwalder hochdeutsch.

In dem konservativen Orte lassen sich viele alte Bauernsitten heute noch studieren, die uns ein treues Abbild alten Bauernlebens geben.

Stolz können wir Schlesier auf dieses urdeutsche Dorf sein, das in bester Verwaltung steht und sich aus eigener Kraft gesunde Menschen erhalten hat und gesunde Gemeindeverhältnisse besitzt.

In der Putzzeit hatten die Schönwalder viel zu leiden. Einzelne Familien wurden gänzlich ausgeraubt an Vieh und sachlichen Werten. Der polnische Reid tat sich hier gründlich „gütlich“.

Aus: Mutter Deutschland-Kalender 1926.



Von der Schönwalder Handstickerei.

Von Frida Raifig.

Der Heimatort der Schönwalder Handstickerei: das Dorf Schönwald bei Gleiwitz, liegt hart an der neuen polnisch-oberschlesischen Grenze — Schönwalder Ackerflur mußte bei ihrer Festlegung hergegeben werden. Wenn man die farbensprühenden Stickereien der Schönwalder Frauen sieht, ist man geneigt, gewisse slawische Einflüsse zu erkennen. Sie sind wohl auch da. Denn der Schönwalder, ehemals Bauer, ist fast zwei Jahrhunderte lang Fuhrmann gewesen, holte mit Pferd und Wagen für Gleiwitzer Handelshäuser Südfrüchte und hat auf seinen Fahrten vielleicht fremde Frauen mit ins Dorf gebracht. Aber der Quell, dem die einfach-fröhliche seidenfädige Schaffenslust der Schönwalder Frauen entspringt, ist urdeutsch. Vor sieben Jahr-

hundertten sind ihre Vorfahren, Thüringer oder Ostfranken, nach Oberschlesien gekommen. Die Mönche des Klosters Rauden hatten sie als Ansiedler zur Kolonisation herangezogen. Sie gründeten das Dorf Schönwald und haben sich — im Gegensatz zu anderen gleichzeitigen Ansiedlungen in der Nähe — nicht der polnischen Umgebung angepasst, sondern sind abgeschlossen von ihr geblieben bis auf den heutigen Tag, rein deutsch in Art und Sprache. — Sicher haben die Frauen vor Jahrhunderten Tracht und Hausgerät reich mit Stickerien geschmückt, wie es zum Beispiel die Schwälmer im Hessischen heute noch tun. Beweisstücke für diese Annahme haben sich aber in Schönwald fast garnicht erhalten. Nur der vertraute Umgang mit Farben und die große technische Sicherheit der Stickerinnen lassen auf alte Übung schließen. Das älteste Zeugnis ihrer Kunst ist ein Leinentopftuch, das bis um die Jahrhundertwende im Gebrauch war. Es war dies aber keine farbige Arbeit, sondern — schwarzweiß. Auf dem feinfädigsten weißen Leinen, das man sich denken kann, wurde eine schmale Leiste in schwarz Kreuzstich gestickt. Darunter ist ein feiner zentimeterbreiter Hohlraum, auf jedem Tuch im Muster immer wieder anders. Was die Schönwalderin veranlaßt hat, nach dem weißen Tuch das schwarze Wolltuch mit bunter Stickerie, zudem in einer ganz anderen Technik, zu wählen, ist noch nicht festgestellt worden. Jedenfalls besteht seitdem für uns feststellbar die Buntstickerie. Besonders entwickelt ist heute, vom Kopftuch her, die Rantenstickerie. Als Sticksfaden verwendet die Schönwalder Stickerin die gedrehte feine echte Kordonettseide, die eigentlich für Knopflochzwecke in den Handel gebracht wird. Diese Seide paßt sich der Fadenführung der Schönwalderin, die alle ihre Stickerien aus freier Hand, ohne Rahmen und ohne Vorzeichnung oder Vorlage fertigt, innig an. Wollstickerien werden hauptsächlich auch in feiner gedrehter Wolle ausgeführt. Nicht alle Stickerinnen sind gleichmäßig begabt; auch können nicht alle Frauen des Dorfes sticken. Jede pflegt ihre besonderen Blütenformen und hat ihre besondere Art, die Blätter zu setzen. Die Stickerinnen erkennen ihre Arbeiten untereinander „am Stich“. Allen gemeinsam ist die Vorliebe für die Blüten, während das Blattwerk nur den Grund zu füllen hat. Trotzdem wird eine mangelhaft arbeitende Stickerin oder eine Anfängerin sofort an der unsicheren Blattwerkarbeit erkannt. Die Schönwalder Stickerie wirkt „flächig“. Die Blüten werden nicht körperhaft schattiert, sondern es wird, wenn überhaupt zwei gleiche Farben zusammen verwandt werden, Ton neben Ton hart abgegrenzt abgesetzt. Der Stich ist stiel- oder plattstichartig. Die besten Stickerinnen arbeiten

unendlich fein und sauber, und die Blütenkante leuchtet nur so aus dem Stoffgrund heraus. Einige Stickerinnen versuchen sich geradezu meisterhaft an der Füllung ganzer Flächen. Die Arbeiten der Besten unter ihnen, die ich Frühjahr 1920 zu einer Arbeitsgemeinschaft der „Schönwalder Sticktube“ zusammengefaßt habe, tragen so recht die Merkmale dessen, was Kenner unter „Volkskunst“ verstehen: nämlich „Arbeiten, Stickereien, die mit offensichtlicher Liebe und einem unbeschränkten Zeitaufwand erzeugt werden, nicht ‚auf Bestellung‘ hergestellt, sondern so, als ob sie für den eigenen Bedarf bestimmt sind“.

Aus: Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur, Zeitschrift des Verbandes gleichen Namens. Jahrg. 1925. H. 6. Leipzig, Verlag Otto Beyer.

Neudeck, der Sitz eines oberschlesischen Industriefürsten.

Von E. Grabowski.

Die Erhaltung großer Güter im oberschlesischen Industriebezirk war in der vorpreussischen Zeit mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, so daß sie — mit wenigen Ausnahmen — ihre Besitzer wechselten wie die Mode das Kleid. Myslowitz, Tost, Gleiwitz geben Beispiele dafür. Die Landwirtschaft brachte in ganz Oberschlesien nur geringen Nutzen. Verkehrswege gab es nur im Hochsommer und im tiefen Winter, wenn der Frost die sumpfigen Wege in Bände schlug. Zudem waren die Ernten meistens gering. Der heutige Stand der Landwirtschaft in Oberschlesien ist erst mit großen Kosten und modernen Hilfsmitteln erreicht worden.

Auch Neudeck hatte in seinem Weichbilde große Sümpfe; die Wege waren schlecht. Der Handel stockte oft ganz infolge politischer Wirren, die der Ausfuhr nach Polen einen Riegel vorschoben. Wer diese Verhältnisse kennt, wird sich nicht wundern, daß Neudeck in jenen Zeiten nur mit schweren Geldopfern zu halten war. Wohl sahen die Grafen Hensel-Donnersmarck — die Besitzer Neudecks — ganz klar, daß die Seele ihres Besitzes der Bergbau war. Sie machten wiederholt Anstrengungen, diesen zu heben und zu neuer Blüte zu bringen, ließen deutsche Bergleute aus Ungarn und Raumburg am Bober kommen (denen von Leschnitz aus Vorspann gewährt wurde); aber die großen Opfer brachten keinen Lohn — die Wasserverhältnisse machten alle Mühe zunichte. Erst mit der Einführung der Dampfmaschine, zur Zeit Friedrichs des Großen, hob sich der Bergbau und damit die Herrschaft Neudeck, die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schon zu den bestbestellten Oberschlesiens zählte. Wie aber hat sie sich seit jener Zeit

entwickelt! An ihrer Spitze steht ein Fürst, der, wenn er diesen Titel auch nicht besäße, doch ein Fürst genannt werden müßte — ein Fürst der Arbeit und des Geistes. Rastlos und eifern verfolgt er seine Ziele. Die Unternehmungen, die sein kluger Geist ins Leben gerufen, erwecken Bewunderung und Ehrfurcht. Wenn Oberschlesiens große Männer genannt werden, darf der Name „von Hensel-Donnersmark“ nicht fehlen. Draußen in der Welt ist er längst bekannt. Gar manches blühende Unternehmen verdankt sein Gedeihen diesem scharfen Geiste. Der Fürst war ein Freund Bismarcks und hat im Kriege von 1870/71 dem Staate wesentliche Dienste geleistet. Im Neudecker Schlosse befindet sich auch das herrliche Gemälde von Lenbach: Bismarck auf dem Totenbett. Man hütet es wie ein Heiligtum.

Auch ein feiner Geschmack war dem Fürsten eigen, der besonders in der Schöpfung Neudeck zum Ausdruck kommt. Da ist der Park, im englischen Stil angelegt. Nichts weiter als eine Malerei in Grün, aber von überraschender Wirkung. Schlicht und doch kunstvoll. Ein Sommertag in diesem Park! — Welch schöne poetische Stimmung liegt über den blumigen Wiesen, den üppigen Baumgruppen! Die Vögel jubeln ausgelassen in diesem Hort des Friedens; der Pirol pfeift seine Sehnsuchtslieder, der Ruckuck schreit altmodisch in die sonnige Pracht. Hier und da sind Ausblicke geschaffen ins weite, weite Land. Da zieht sich der polnische Landrücken, geduckt, im Horizont. An den Hängen kleben die armseligen Hütten der polnischen Bauern. Ein weißes Kirchlein winkt freundlich herüber.

Aber sumpfige Wiesen, in denen zahllose Kiebiße mit lautem Lärm ihre Nester hüten, geht der Blick; bunte Schmetterlinge in trunkenem Sommerglück gleiten von Blume zu Blume. Leben, wohin das Auge fällt, und doch sinnberauschende Einsamkeit! Parkeinsamkeit, die uns wollüstig in die Arme nimmt.

Langsam wendet sich der Fluß zurück zum Schlosse. Vornehm, ruhig liegt es da. Weiß und rot leuchtend! Die Terrassen schmücken weiße Götterbilder und schwarze Bronzegruppen von hohem Kunstwert. Riesige Fabeltiere speien sich gegenseitig mit hohen Wasserstrahlen an. Die Grazien schmücken ihre holden Köpfe mit einer Wasserkrone, die in rinnendem Spiele sich selbst zerstört und immer wieder von neuem schafft. In dem mit großen Kosten geschaffenen künstlichen See sprüht der hohe Strahl der Fontäne zerstäubend zurück in das kühle Element. Zahllose Leuchtkörper tauchen Schloß und Terrassen in weiße Lichtfluten, sobald die Dunkelheit beginnt. „Tiu-tiu“ ruft der Pirol in den heißen Sommerabend.

Schwer nur reißt mein Blick sich los. Langsam gehe ich weiter, und wieder taucht es traumhaft schön vor mir auf — das Kavalierhaus, wie es im Volke heißt; das Schloßchen in französischer Renaissance, das in den Jahren 1903—1906 erbaut worden ist. Edel und vornehm, in glücklichster Harmonie von Linie und Farbe, steht dieses Bauwerk da, das unter der Aufsicht und Mittätigkeit des Fürsten entstanden ist. Die Augen dieses Schlosses, wie ich die spiegelhellen Fenster nennen möchte, verhüllt ein Hauch von echten Spitzen, so zart und hell wie Wasser.

Strahlend schön sollen die Innenräume dieses Baues sein, der von einer völlig reinen Luft umhüllt ist. Kein Ruß, kein Kohlenstaub tastet mit schwarzen Fingern nach den glänzenden Gebäuden. Ist doch seit 1904 die idealste aller Heizungen — die Fernheizung — für beide Schlösser im Betrieb. Unterirdisch wird die Wärmekraft durch Röhren in die herrschaftlichen Wohnungen geleitet. Tief im Parke liegt die Dampfzentrale, und ihr Atem geht in schweren Stößen auf und nieder.

Weiter geht mein flüchtiger Schritt. Das Auge kann sich nicht sättigen an den stimmungsvollen Bildern des Parkes, die da so gefällig in die Natur gemalt sind, so leicht hingeworfen — und die doch ein künstlerischer Geist in feinem Sinnen geschaffen hat. — Plötzlich ändert sich das Gemälde und nimmt den Charakter ernster Böcklinscher Schöpfungen an. Zypressen tauchen auf und düsterer Trauerschmuck. Der Fuß stockt, unwillkürlich auch der Atem. Ein heiliger Hain taucht aus dem Parke auf. Das Mausoleum liegt vor mir. Rundum kein störender Laut. Friedhofsstimmung ohne Bitterkeit, durchtränkt von unsagbarer Feierlichkeit. Ein altes, altes Osterlied fiel mir ein, das Kinder in Schlesien vor den Häusern frommer Bürger singen: „Eine goldene Schnur geht um das Haus . . .“ *)

Friede ist der Grundton dieses Erdenflecks, zu dem nur ganz gedämpft das Leben hinüberreicht.

Seitlich von Schloß und Park, an dem Wege, der nach Tarnowitz führt, befindet sich die Schöpfung der Fürstin Hensel-Donnersmark: ein Kranken- und Siedenhaus, eine Haushaltungsschule und ein Kinderhort.

Die Gründung besteht seit 1908 und darf als ein Geschenk der Fürstin an das Volk betrachtet werden.

Diese Wohlfahrtseinrichtungen sind mustergültig im weitesten Sinne des Wortes. Alle modernen Errungenschaften auf dem Gebiete der

*) Ein altes deutsches Lied. Die goldene Schnur wurde um heilige Haine gezogen. Soweit ihr Kreis ging, brachte sie Frieden.

Gesundheitslehre und Wissenschaft sind in ihren Dienst gestellt. Die Gebäude entsprechen den höchsten Anforderungen moderner Baukunst. Licht und Luft durchfluten die Räume; Blumen schmücken sie und bieten dem Auge liebliche Ruhepunkte. Die großen Fenster geben überall einen weiten Ausblick. Über saubere Ortschaften, über weite Felder, bis zu den dunklen Forsten, die in ruhervollen Massen den Horizont umsäumen. Hier, so fern der hastenden, ringenden, zehrenden Arbeit, ist alles Friede und milde Barmherzigkeit.

Aus: E. Grabowski, Land und Leute in Oberschlesien.
Breslau u. Oppeln, Verlag Priebatsch.

Rosenberg und die Sankt Anna-Kirche.

Von E. Grabowski.

Die Stadt ist umweht von der Romantik der Gnadentirche St. Anna, die alljährlich Tausende von Menschen herbeiruft zum frommen Gebet. Auch mich lockte sie.

Es war an einem herben Vorfrühlingstage, als ich Rosenberg das erstemal sah. Ich kam von Schönwald, dem Dörfchen, das sich aus einer Guts Herrschaft entwickelt hat. Vor mir wuchs das Städtchen in runder Geschlossenheit aus grünem Ackergrund empor, umjubelt von Lerchen, alles umsäumt von dunklen Waldungen. Die Landschaft wirkte besonders durch die Linie, die im steten Wechsel von Ebene und Bodenschwellungen immer neue Bilder schuf. Ich ging langsam, den Blick schweifend lassend über die neue Mühle vor der Stadt, über die grünenden Saaten linker Hand, bis hinauf zu dem Hügel, der ein hölzernes Kirchlein trägt. Wie ein Fremdling schaut es in die neue Zeit des Dampfes und der Elektrizität, führt die Gedanken zurück in jene Zeit, da rundum noch alles bedeckt war mit „dickem Urwald“, in jene Zeit, da Schlesien eigene Herzöge erhielt und diese dem Einzug der Deutschen weit die Tore öffneten zur dunklen Waldesburg, zur Gewinnung von Ackerland.

Das ist lange her (1163). Oberschlesien war damals nur sehr dünn besiedelt. In den ungeheuren, wildreichen Wäldern konnte man tagelang herumirren, ohne eine menschliche Siedlung zu finden. Wisent, Wolf, Bär, Luchs und das heute bei uns auch nicht mehr vorkommende Elentier bevölkerten die Wälder und machten sie unsicher. In den Morästen hausten Wildschweine, in den Bäumen Vögel, die nicht mehr heimisch sind bei uns. Doch gingen damals schon wichtige Handelsstraßen durch die Wälder, die von Westen nach Osten, von Süden nach Norden führten, wichtige Hansestädte miteinander verbanden und wohl das

erste Licht in unser Dunkel brachten. An den Straßen wurden Herbergen angelegt für die durchziehenden Karawanen. So entstanden zum Beispiel die Orte: Tost, Ujest, Peiskretscham, Gleiwitz und andere.

Auch durch das heutige Gebiet von Rosenberg führte ein solcher Handelsweg. Er kam von Wien über Mähren ins Land, ging über das heutige Rosenberg nach Kujavien, nach Bromberg und Danzig.

Auf die Entwicklung der Stadt hatte dieser Weg einen großen Einfluß. Doch soll die eigentliche Gründung auf den Bau eines Jagdschloßchens zurückzuführen sein, den Herzog Heinrich der Bärtige, Gemahl der Hl. Hedwig, veranlaßt hatte (1208). Holz war damals das natürlichste Baumaterial Oberschlesiens. Und die meisten Städte waren bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein aus Holz erbaut, mit wenigen Ausnahmen gemauerter Bauten, wie fester Kirchen und einzelner Herrenhäuser. Um das Schloßchen entstand bald eine kleine Siedlung, die — so nahe der feindlichen Grenze — schon früher befestigt wurde in der damals üblichen Weise. Die Hl. Hedwig gründete darin die erste Kirche, nahe dem Jagdschloßchen, die auch von Holz erbaut wurde (heutige Pfarrkirche).

Im Jahre 1294 wurde Rosenberg zur Stadt erhoben. Handel, Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht waren die Lebensquellen der jungen Stadt, die rasch emporblühte, dank besonderer Rechte, die ihr verliehen worden waren, darunter eine gewisse Gewerbefreiheit. Die Zahl der Handwerker war nicht beschränkt; jeder Bürger durfte ein Handwerk ausüben.

Die schon erwähnte Handelsstraße verhalf der Stadt gleichfalls zum Wohlstand. Alle durchziehenden Karawanen und beladene, wie unbeladene Wagen mußten ihr Zoll zahlen. Handelsartikel waren: Vieh, Felle, Pelzwerk, Feringe, Salz, Honig, Wachs, Holz und andere Rohstoffe. Ebenso wurden Zölle gezahlt für „Weiber und Knechte, so zum Verkauf geführt wurden“. Es handelt sich hier wahrscheinlich um Leibeigene, die ja damals wie eine Ware verkauft werden durften. Darauf läßt die Festsetzung der Zölle („1 Scot“, der vierundzwanzigste Teil einer Mark, je Mensch) schließen.

Herzog Heinrich der Bärtige hatte in dem nahen Dorfe Zarzitz ein Augustinerkloster gegründet. Nach seinem Tode wird Herzog Wladislaw von Oppeln als Besitzer von Rosenberg genannt. Er erbaute an Stelle der kleinen hölzernen Pfarrkirche die gemauerte St.-Michael-Kirche und schenkte diese samt dem Jagdschloßchen dem Augustinerkloster. Das Schloßchen wurde nun auch in ein Kloster umgewandelt und Wohnstätte der Mönche (1374).

Rosenberg hatte sich ein Jahrhundert später glänzend entwickelt. Ein großer Teil der Häuser war aus Bindewerk erbaut worden, einstöckig, mit zierlichen Balkons und bunten Malereien geschmückt. Die Stadt wurde ein Sammelort des umwohnenden Adels, der hier seine Feste feierte und die berühmten Pferdemärkte besuchte. Herzog Bernhard von Oppeln und Falkenberg gefiel die Stadt so gut, daß er sie zu seiner Residenz machen wollte. Er starb darüber, und es blieb alles beim alten (1450).

Doch blieben dem Städtchen die schweren Prüfungen, die so viele Städte Oberschlesiens trafen, auch nicht erspart. Krieg, Feuer, Seuchen, Hungersnot vernichteten sie wiederholt, so daß ihr ehemaliger Glanz zur Sage wurde. Zwar erholte sich Rosenberg immer wieder nach den schweren Zeiten, dank seiner guten Handelsverbindungen; aber es blieb sozusagen stecken in der Weiterentwicklung. Besonders gelitten hat die Stadt während des Dreißigjährigen Krieges. 1642 brannte sie infolge der Unvorsichtigkeit zweier kaiserlicher Soldaten völlig aus. Dabei gingen auch die Glocken der Kirchen verloren. (1486 war die hölzerne Corporis-Christi-Kirche erbaut worden.) Acht Jahre blieb die Stadt in Schutt und Asche liegen. In den Straßen wuchsen Brombeersträucher und Gras. Endlich, nach dem Westfälischen Frieden, suchte man auch Rosenberg neu zu beleben. Es wurden neue Ansiedler geworben, die Stadt aufs neue aufgebaut, die Kirchen ausgebessert, die fehlenden Glocken neu gegossen und zwar aus alten Ginnssärgen, die dem Propst von einer evangelisch gewordenen Familie geschenkt worden waren. Man schrieb diesen Glocken geheimnisvolle Kräfte zu. Kaum hatte sich die Stadt erholt, als ein neuer furchtbarer Gast sie heimsuchte. 1708 wurde die Pest von Polen aus eingeschleppt. Sie wütete furchtbar. In kurzer Zeit starben, wie die Chronik berichtet, von 1000 Einwohnern gegen 700. Der Rest flüchtete in die Wälder. Dragoner hielten die Stadt in weitem Umkreis umschlossen und ließen niemanden aus und ein. Wer in der Stadt blieb, war verloren. Einzelne Menschen, darunter der einzige überlebende Pater, verdankten ihre Rettung dem Verbot, die Stadt zu betreten.

Mit ängstlichen Sinnen warteten die erschreckten Menschen in den Wäldern auf ein Zeichen ihrer Erlösung. Endlich, um die Fronleichnamszeit, riefen die Glocken von Rosenberg die Verbannten heim. Sie fanden die Stadt gänzlich ausgestorben. Die Glocken hatten, der Sage nach, von selbst geläutet. Nun gingen die Menschen daran, die Toten, die dort lagen, wo sie erkrankt waren, zu begraben. Die Seuche schien erloschen; aber einzelne der Bürger starben noch.

Zum Danke für ihre Rettung erbauten die Rosenberger das Rochuskirchlein auf dem Hügel. Sie schleppten zur Sühne und zum Opfer die schweren Balken auf ihren Schultern hinauf, anstatt sie anzufahren. Um das Kirchlein herum liegt ein Friedhof, der heute noch benutzt wird.

Auch die Schlesiſchen Kriege brachten Rosenberg viel Leid und bittere Not. Erst nach dem Friedensſchluß des Siebenjährigen Krieges kam Ruhe in die Stadt, und dieſe begann wieder aufzublühen. Der König ſchenkte ihr die Wälle und Ringmauern zum Aufbau neuer, gemauerter Häuser und bezeugte ihr auch ſonſt beſonderes Wohlwollen. Er iſt wiederholt in Rosenberg geweſen. Aus jener Zeit ſtammen die ſpißen und barocken Giebel der Häuser, die uns ſo bekannt vorkommen, weil wir ſie in allen alten Städten Oberſchleſiens, außer in dem früher ſo armen Industriegebiet, und ihre Vorbilder im deutſchen Weſten wiederfinden. So hat ſich die Stadt langſam gewandelt. Das Auguſtinerkloſter iſt nicht mehr; es mag in den Kriegswirren vergeſſen worden ſein. An ſeiner Stelle ſteht ein ſchmuckes Pfarrhaus. Die Pfarrkirche St. Michael wurde 1782 umgebaut. Das Andenken ihrer Gründer — Heinrich der Bärtige und die Hl. Hedwig — iſt der Nachwelt erhalten in einer Statue des Herzogs, die auf dem linken Seitenaltar ſteht und den Herzog als Kirchenbauer zeigt, und einem Relief aus Sandſtein, welches die Hl. Hedwig kniend vor dem Kreuze wiedergibt. Die Legende erzählt uns auch, daß in einem der Hügel nahe Schönwald das Heer der Hl. Hedwig der Auferſtehung entgegenharrt. Die Corporis-Chriſti-Kirche hatte ſich bis in unſere Zeit hinein in ihrer urſprünglichen, hölzernen Bauart erhalten. Im Jahre 1911 wurde ſie umgebaut, das heißt eigentlich im Jeſuitenſtil (barock) ganz neu erbaut. Auch die Deckenmalereien fehlen nicht. Die evangeliſche Kirche erhebt ſich nahe der Promenade, und die Synagoge blickt ernſt aus dem Gewirr der Häuser auf.

Die Stadtanlage iſt die bei uns übliche, aus der Zeit der deutſchen Städtegründung. Der viereckige geräumige Markt iſt mit den Säulen der Hl. Maria und des Hl. Johannes von Nepomuk geſchmückt und von Häuſern umſäumt, unter denen nächſt der alten Giebel das 1820 erbaute Rathaus auffällt. Seine Säulenfront blickt uns fremd an in der Umgebung barocker und auch neuzeitlicher Bauten. Hansabank, Ständehaus und andere neue Gebäude und Einrichtungen zeigen uns den Fortſchritt der Stadt, die etwa 5300 Einwohner hat und ihr Gedeihen heute noch aus derſelben Quelle ſchöpft, wie vor 700 Jahren: Handel, Gewerbe, Ackerbau. Durch den Krieg iſt der ſo wichtige Handel nach Polen geſtört und immer noch nicht im früheren Umfange wieder-

hergestellt worden. Auch auf geistigem Gebiete ist Rosenberg mit der Zeit fortgeschritten. Besonders hervorgehoben seien die katholische Präparandie, das katholische Lehrerseminar, die Fortbildungsschule und die Landwirtschaftliche Winterschule.

Rosenberg hat in der Putzzeit besonders viel zu leiden gehabt. Unter anderem war auch der Bahnhof zerstört worden. Alle Bahnhofseinrichtungen, Güterboden, Rassen waren zersprengt, beraubt und angezündet worden. Heute ist davon nichts mehr zu sehen. Der neue Bahnhof ist eine Zierde für die Stadt. Am Abend fand ich die Hallen mit Menschen überfüllt. Menschen, aus tiefster Armut stammend, all ihre Habe mit sich führend. Männer, Frauen, Kinder jeglichen Alters. Auf nackten Steinen lagen sie, den Morgen erwartend, der sie weiterführen sollte nach Hamburg, Mecklenburg, Hannover. Arme Menschen, die aus Wielun, aus Lodz und anderen Gegenden zu Tausenden kommen, aus dem „gesegneten Polen“, um Arbeit zu finden bei den Deutschen. „Meine zehn Finger sind alles, was ich habe. Wir verhungern zu Hause; die Fabriken stehen . . .“, erzählte mir eine Lodzger Frau im gebrochenen Deutsch. Hoffnung leuchtete aus den Augen der Menschen. Sie erarbeiteten sich im Sommer auf deutschem Boden ihren Lebensunterhalt für den Winter. Denn im Herbst müssen sie wieder zurück. Hübsche junge Mädchen waren darunter. Ich traf sie am Morgen, wie sie ihr Haar kämmt. „Wir sind kräftig“, rief mir eine in deutscher Sprache zu. „Kräftig!“ So erhält der Agent zehn Mark für sie. „Menschenhandel wie vor 700 Jahren!“, dachte ich und schickte mich an, die Sankt Annenkirche zu besuchen.

Der Weg führt nördlich von Rosenberg dahin. Die dunkle Waldgrenze liegt etwa eine Viertelftunde weit vom Bahnhof entfernt. Ich hatte Zeit, mich in Gedanken mit St. Anna zu beschäftigen, mir alles zu vergegenwärtigen, was zur Gründung des Kirchleins geführt hatte. Ein schlichtes Begebnis war es und doch ein wunderbares. Zur Zeit, da in den „dicken“ Wäldern Rosenbergs das Räuberhandwerk blühte, wurde ein Mädchen von lusternen Vagabunden verfolgt. In furchtbarer Angst klammerte sich die Jungfrau um den Stamm einer dicken Kiefer und flehte die Hl. Anna um Hilfe an. Plötzlich stieg ein dichter Nebel auf und verbarg den Räubern das Mädchen. Es ward errettet und hing zum Danke für den Schutz der Hl. Anna ein Holzbildnis in den Zweigen der Kiefer auf. Bald geschahen Wunder in der Nähe des Bildes. In Not und Leid pilgerte man zu ihm, das mitten im Walde einsam in der Kiefer hing. Niemand, der hier gläubig betete, ging ungetröstet fort.

Und mancher Kranke fand hier seine Genesung. Da aber jeder der Pilger ein Spänchen von dem Holze mit sich nahm, war es notwendig, den Baum und das Bild zu schützen. Es wurde ein kleines Kapellchen darüber gebaut: ein Schrotholzbau, der sich heute noch aus der Baugruppe der Kirche heraushebt. Später bekam die Kapelle einen Anbau mit Turm. Eine Begräbnisstätte wurde darum angelegt, und die St. Annen-Tage wurden besonders gefeiert. Nun strömten die Menschen zu Tausenden aus allen Himmelsgegenden herbei. Und es wurde nötig, die Kirche zu erweitern. Im Jahre 1668 erhielt sie die heutige Gestalt in dem Anbau von fünf Kapellen und hat nun die Form einer fünfblättrigen Rose. Auch dieses Kirchlein ist aus Holz erbaut, aber auf gemauertem Fundament. Eigenartig wirkt der silbergraue Bau inmitten des grünen Friedhofs. Die zahlreichen Bäume rundum sind fast ausnahmslos von wuchernden Mistelbüschen gekrönt. Außer einem kleinen, nahen Gehöft ist kein Haus, keine menschliche Siedlung in der Nähe zu finden, nur Feld und dieses umsäumt vom Walde. Diese Einsamkeit packt uns, besonders zur Zeit des Vorfrühlings. Überall drängt das sprossende Leben zum Licht. Die Zweiglein und Knospen der Bäume scheinen durchzittert vom hoffenden Sehnen nach Sonne. So mag der Müde und Trostsuchende hinauspilgern zu dem Kirchlein, zitternd vor Hoffnung und Sehnsucht nach der Gnade, die das gläubige Herz hier finden kann. Die Verehrung von St. Anna ist sehr groß. Kein guter Katholik geht an dem Heiligtum vorüber ohne frommes Gedekten. Die Fuhrleute lassen ihre Pferde langsam gehen, ziehen den Hut ab und beten, solange sie im Umkreis von St. Anna sind. Die Annenfeste sind zahlreich besucht. Noch immer hängt das alte Bild am Stamme der alten Kiefer. Sie selbst ist dürr geworden und hat im Dienste der Heiligen ihr Herzblut hergegeben. Zahllose Wunden, die nicht mehr bluten, reden von dem Übereifer frommer Pilger, die, wenn es irgend möglich ist, heute noch ein Spänchen mitnehmen von dem jahrhundertealten Baum. Die Macht des heiligen Ortes gibt uns nicht mehr frei. Die Sehnsucht, die uns hergeführt, sie bleibt in unserer Seele, wenn wir St. Anna verlassen. Sie geht mit uns zurück in die Welt; aber geklärt und hoffnungsfroh lebt sie in uns, wie ein Juwel, das uns beglückt, wenn wir nur seiner gedenken. Mit dieser Sehnsucht hält uns St. Anna fest. Wir kommen nicht mehr los von ihr, pilgern immer wieder hinaus zu dem Kirchlein, das seit Jahrhunderten einsam unter dem Himmel steht, ein frommes Wunder, das Frieden bringt.

Aus dem Oberschlesischen Lesebuch: Deutschland, du mein Vaterland.

An der Malapane.

Von Walter Tiz.

Wer den Kohlen und Erz verschlingenden Götzen der Hüttenwerke und den nie rastenden Förderrädern der Bergwerke im oberschlesischen Industriebezirke entflohen ist und nordwärts wandert, dem zeigt die Erde auf Tarnowitz zu noch einmal ihren zerwühlten, aufgerissenen Leib. Wohl gibt sie geduldig ihre Schätze her — hier Salmei, Zink und Blei, dort eisenschüssigen Dolomit und Kohle —, aber ihre Oberfläche ist voller Furchen und Runzeln. Halben hier und Halben dort, dazwischen Salmeigruben und in die Tiefe gesunkene Schollen.

Es ist ein fahlgelbes, zerstörtes Gesicht, in das wir blicken, das auch durch die ziegelroten Häuser der armseligen, langgestreckten Dörfer nicht aufgeheitert wird.

Erst nördlich von Tarnowitz umhüllt der Wald in weiten Flächen seine ihn nährenden Mutter: die Erde. Und es ist, als wollte die Natur hier am Rande des Muscheltalkes zeigen, was sie selbst aus den Bodenschätzen zu schaffen vermag. Unter dem lichtgrünen Laub der Bäume schwellen moosige Polster, und üppiges Unterholz säumt die Waldränder. Wo aber Lichtungen sich ausbreiten und die Sonne am Hang der Blumen Fülle zu wecken vermag, da ragt neben den Himbeer- und Brombeerhecken die Türkenbundlilie auf. Da blühen Wiesenraute und Teufelskralle neben braunfarbigen Geranien. Falter flattern auf und nieder. In den handgroßen Blütendolden sitzen dickleibige Rosenkäfer, um träge den süßen Blütenstaub zu schlürfen.

Aber bald wird der Wald einsamer. Laubbäume und Fichten werden seltener und überlassen der Kiefer den sandig werdenden Boden.

Wir sind in das Reich der Malapane gekommen, die aus den Kalkhügeln von Woischnit und den weiter westlich gelegenen Wäldern und Sümpfen ihre Wasser sammelt.

In einsam-wilder Waldschönheit sind hier die Jagdgründe gefürsteter Herren, die neben dem Edelhirsch in umhegten Tiergärten Damwild halten.

An heißen Sommertagen, wenn über den mit Schlacken beschütteten Wegen die Luft aufkräufelt, wenn das Leben ringsum schweigt, erfüllt man in Einsamkeit die stille Größe dieser Forsten. Hier wird der Raum weit. Und wie Gestalten aus Märchen und Sage erscheinen die wenigen Menschen, die ihn beleben. Da setzt der Köhler noch seinen Meißel;

da hallt die Art des Holzfällers in der Runde, und Kinder suchen die Früchte des Waldes, und der grünberockte Jäger erscheint als Herr und Gebieter.

Alle diese Wälder umschließen in den Ufern der Malapane ein Märchenland, das im Mai und Juni ein Frühlingsfest von seltener Schönheit feiert.

Wohl hat der Frühling erst spät im Jahre seinen Weg hierher gefunden, aber nun schafft er mit Sonnenschein und lauer Luft von Tag zu Tag in raschem Wechsel und kleidet die Wiesen in Rot und Blau, die noch vor kurzem sich mit weißen und gelben Blüten schmückten. Mitten durch die Wiesenpracht windet sich der Fluß, zu dem an zahlreichen Krümmungen lichte Sandbänke hinabführen.

Drunten am Strombett mühen sich die Wasser, um aus dem Sande eine längst vergrabene, alte Eiche bloßzulegen. Am unterwühlten Ufer aber murmeln die Wellen seltsam weiche Melodien, die sie im Wiesental erlauschten. Sangen doch an ihren Quellen Rosaken und Escherkessen, zur Grenz wacht bestellt, einst alte Weisen aus fernen Steppen.

Noch heute klingen slawische Marienlieder vom nahen Dorf herüber. Und bunt wie der Wiesen grund ist der Pilgerzug, der mit Kirchenfahnen und eintönigem Gebet vorüberwallt zur heiligen Mutter auf dem Annaberge.

So sehnsuchtsvoll und ahnungsweit ein Sommertag an der Malapane auch sein kann, ein Winterabend, wenn die Erde verschneit ruht und oben am Himmel die unendlichen Gestirne von Osten heraufziehen, macht uns erdenfreier. Da führen die Wiesen, mit Eis oder Schnee bedeckt, zwischen den dunklen Waldrändern hinauf zum grauen Horizont. Unbeweglich hoßt im Erlenstrauch, vom letzten schwachen Licht der Sonne beschienen, der Eisvogel. Die bunten Farben seines Federrückleins leuchten. Ist es ein Traum in der schneeigen Einsamkeit? Da huscht er unter die herabhängenden Eiszapfen am Rande des Wassers. Hart gefrorene Erde löst sich; dann ist es wieder still.

Diese Einsamkeit wird auch nicht unterbrochen, wenn einige Stunden später, im Schatten der Nacht, Iltis und Mar der spä hend nach Beute ziehen. Von Holzfallen und Tellereisen reden indessen die Förster und sehnen sich nach der Zeit, wenn das Eis im Flusse bricht und der Schnepfenstrich beginnt.

Bleistiftskizzen aus dem abseitigen Oberschlesien.

Von Alfred Hein.

Wallfahrtsort.

Alle Kirchen ertranken in dem Dufte von Städten, rauchbewimpelten Schloten und grellen Werken. Da suchte Maria (mit dem blutenden Herzen inmitten der hermelinbehangenen Brust) sich einen Berg an der Grenze aus. Und um das Wunder ihres Mutterwesens bauten die Anwohner Kirchen und Kapellen. Zum ersten und einzigen Male wurden hier die Schloten überragt, und ihre Rauchschnangen krochen wahrhaft zu Füßen der unbefleckten Maria auf dem Berge. Wie sollte so Einzigstes nicht Wallfahrten mit Sang und Trompetenschall hervorrufen? Wie sollte der Brunnen auf diesem allein hierzulande in den reinen Himmel ragenden Andachtsberge nicht wunderbar heilen? Ihr bunten Prozessionen, die ihr zu Mariä Himmelfahrt von allen vier Wegen zum alle Glocken läutenden Dom emporwogt! O bunter Feststaat der Frauen in meiner Heimat! Ihr weißen Helmbüsche der schwarz gewandeten, goldknöpfigen, lederbeschnittenen Bergleute, überschwebt vom Banner mit der Hl. Barbara, und ihr lustig roten Helmbüsche voran! Denn diese gehören den Bergmannsmusikanten — —. O, wenn das Volk meiner Heimat aus dem Dufte der tosenden Werke in den reinen Himmel zur lichtdurchfunkelten Hochamtsmesse emporflutete! Meine Jugend ruht auf dieser Flut aus.



Graf v. Brühl-Renardsches Schloss (Groß-Strehlitz)

Der Park.

Er ist auf dem schwärenden Körper des immer in Krämpfen liegenden Industrielandes wie letzter Schönheit Leuchten einer runzlig oder krank gewordenen Frau anzusehen. Aber wie sich in diesem Schönheitspünktchen, das nur noch im Winkel der Augen aufflammt, alles versammelt hat, was einst die alte Frau prächtig machte (denn es vergeht nichts auf dieser Erde; je wüster die Umwelt der Dinge, um so größer das übriggebliebene Schöne), also blühte auch der Park zwischen Mietskolosß und Werkmammuth zart und zitternd wie nirgends sonstwo. Einsamste, vereinsamteste Natur — und schon wühlt's in den Stollen unter dir. Kohlenblöcke erschüttern manchmal deine Stille, wild herniedertrachend. Der Schwan auf dem sanften Teich ist so undenkbar seltsam in dem unwirrschen Land: er gibt das tiefste Märchen schon mit seinem Dasein. Eine Holzkirche aus alter Zeit wird dem fressenden Moloch Industrie von wundermilden Kirschbäumen verheimlicht. Die maschinengehehten Menschen bewahren an Fliedersträuchen hier ihre Träume auf und kommen, diese, vom roten Abend in die Sänfte eines duftschwingenden Windes getan, lächelnd vor der kargen Nacht noch schnell abholen.

Karlsruhe, ein obereschlesischer Fürstenth.

Von Jorg Baeder.

Oberschlesien — ein Gemälde von häßlicher Pracht! Schwarze qualmende Inseln in einem Meer von Nebel und Rauch. Ein grotesker Wirrwarr von schmutzigen Schornsteinwäldern, geduckten Schuppen, lauernden Gruben, öden Halben, verrenkten Wegen. Ein Land voll Achzen, Knurren, Klirren und Kreischen. Aber ein Land ohne blauen Himmel und Vogelsang. Das ist das Oberschlesien, wie es viele kennen oder sich auch nur vorstellen.

Doch ich weiß noch ein anderes Oberschlesien. Ein Land voll meilenweiter duftender Forste, die wie dämmernde Geheimnisse locken. Voll verwunschener Waldwiesen, um die die Stille wie eine gläserne Mauer steht. Und darüber ein seidener Himmel, auf dem leichtsinnige Sommerwolken schwimmen. Und mitten drin in diesem stillen Lande schläft ein Schloß unter Rosengerank und Klematisblau. Karlsruhe heißt es. Und es scheint, als ob eine entschwundene abgelebte Zeit es hier vergessen hätte.

Bad Karlsruhe an der Bahn Breslau—Namslau—Oppeln verdankt seine Entstehung nicht dem Zwange natürlicher Bedürfnisse. Endlose, undurchdringliche Wälder lagen einst hier, in denen Herzog Karl Christian Erdmann von Württemberg-Oels gern dem Weidwerk oblag. Im



„Die zwölf Apostel“ in Kreuzburg O/S.

Nach einer Zeichnung von Georg Rasel

Jahre 1748 verirrt sich der Fürst in seinen unermesslichen Jagdgründen und schlief erschöpft mitten im Walde ein. An der Stelle, wo ihn seine Hofleute schlummernd fanden, baute er im folgenden Jahre ein Tempelchen, den Erdmannstern, der noch erhalten ist. In dessen Nähe ließ er dann ein Jagdschloß errichten, das nach seiner Gemahlin benannte Sophienschloß. Es wurde der Mittelpunkt des werdenden Marktfleckens, der nach jenem Jagderlebnis den Namen „Karlsruhe“ bekam. Zweimal wurde es ein Raub der Flammen, bis es 1798 vom Herzog Friedrich Eugen seine jetzige Gestalt erhielt.

Unser schlesisches Karlsruhe gehört also, ebenso wie seine größere gleichnamige Schwester in Baden, zu den Zufalls- oder Willkürstädten. Denn die süddeutsche Stadt entstand auf ähnliche Weise. Markgraf Wilhelm nämlich erbaute sich, auf seine Residenz Durlach erzürnt und ein Freund der Einsamkeit, 1715 mitten im Hardtwalde ein Jagdschloß. Nach dem Strich der Windrose wurden zweiunddreißig Alleen, vom Schloß auslaufend, durch den Wald gehauen und Aufforderung zur Ansiedlung erlassen. Ganz ähnlich ist das obereschlesische Schloß angelegt. Strahlenförmig gehen sieben — ursprünglich waren es acht — Alleen von einem kreisrunden Platze aus, auf dem das hohe, würfelförmige Schloß mit den runden Ecktürmen steht. Ringsum ist es von acht ganz gleichartigen Häusern, den früheren Kavaliershäusern, und dem Theater umgeben. In diesem Bühnenhause wirkte einst Karl Maria von Weber. Nachdem er im Mai 1806 seine Stelle als Theaterkapellmeister in Breslau aufgegeben hatte, geriet er in große Not, aus der ihn Herzog Eugen durch seine Berufung als Musikintendant nach Karlsruhe befreite. Freilich sah sich der Herzog in Folge der Kriegsereignisse schon im Februar 1807 genötigt, Theater und Kapelle aufzulösen. Das Weberhäuschen steht noch heute an der Kirchstraße, und an der alten Bibliothek, wo Weber seine Arbeitsstätte hatte, hängt eine Gedenktafel.

Den Raum zwischen der Oppelner und der Luisenallee füllen herrliche Garten- und Parkanlagen aus. Bevor sich dieser Park in die endlosen Waldungen verliert, beleben sieben große Seen, aus denen verträumte Inseln emporwachsen, das Landschaftsbild. Und vom jenseitigen Ufer grüßen „die Berge“ herüber. Diese Teiche und Hügel sind keine natürlichen Gebilde, sondern Schöpfungen von Menschenhand. Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Bevölkerung der Karlsruher Gegend von schwerer Not heimgesucht wurde, da es ihr an Arbeit fehlte, ließ Herzog Eugen Erdmann, der im Volksmunde als „der gute Herzog“ weiterlebt, weite Sumpf- und Wiesenniederungen zu Seen umgestalten.

Aus dem ausgeschachteten Erdreich ließ er ein kleines Gebirge auf-
führen, genau nach dem Vorbilde des Siebengebirges am Rhein.

Noch hundert andere Wunder birgt der Park. Die alten Bäume
tuscheln sich kinderunschuldig unverschämte Kokotoanekdoten zu. Die
Venusinsel träumt von galanten Abenteuern, von Reifrock und Puder-
zopf. Im chinesischen Vogelhaus singen gläserne Glöcklein im Winde;
und auf dem Dache hockt ein gelber Chinamann mit ausgespanntem
Sonnenschirm. Durch die finsternen, feuchten Gänge des Labyrinths tastet
unser Fuß. Dann stehen wir auf einem freien Plage, umschlossen von
einer ruinenartigen Mauer. Eine Bildsäule Friedrichs des Großen er-
blicken wir und im Hintergrunde ein Gemälde der Langenburg, des
Stammeschlosses der württembergischen Herzöge. Auf der Königsinsel
stehen die Marmordentmäler Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II.
einsam, als gedächten sie alter Zeiten. Und auf der Spitze des Apollo-
berges ragt der Mathildentempel und taucht seine Zinkuppel tief
in die gläsernen Fluten des reglosen Weihers. Die rosenumkränzten
Ufer der Taubeninsel lassen im Sommer ihre Düfte durch den Wald
laufen, und in der einsamen Lindenlaube geben sich verliebte Bienen
ein Stelldichein. Über und über ist sie mit rahmweißen Blüten bedeckt,
so daß es aussieht, als wäre sie mit flandrischen Spitzen umspinnen.
Und in den honigduftenden Kelchen webt und summt es wie Musik.
Hinter verschwiegene Fichtenhecken verbirgt sich die Einsiedelei. Be-
grüßend erhebt sich der künstliche Einsiedelmann, wenn man die Schwelle
betritt. Ein Löwendenkmal erinnert an den Kriegshelden Herzog Eugen
von Württemberg, den Sieger von Rulm.

Nachdem die männliche Linie Württemberg in Oberschlesien mit
Herzog Nikolaus im Jahre 1903 ausgestorben war, fiel Karlsruhe an
König Wilhelm II. von Württemberg, der alle Jahre ein paar Tage
hierher kam, um zu ruhen und zu jagen. Waldbörner tönten, und Schüsse
sprangen durch den Forst. Dann ein schmetterndes Halali! Und wieder
vermummte sich das Schloß in Rosengerank und Klematisblau und
sank in seinen Märchenschlaf zurück.

Vor wenigen Jahren aber kam ein junger Prinz und erweckte das
oberschlesische Dornröschen zu neuem Leben. Herzog Albrecht Eugen,
der Sohn des bekannten Heerführers Albrecht von Württemberg,
hat mit seiner anmutigen Gemahlin, der Prinzessin Nadejda von Bulga-
rien, 1924 hier Einzug gehalten. Ihr kleiner leutseliger Hofhalt umgibt
nun wieder unser östliches waldvergrabenes Karlsruhe mit dem freundlich
blaffen Schimmer einer kleinen Residenz.



Holzirche in Burgdorf bei Kreuzburg

L. v. D. 1871

Neu-Tillowitz.

Von Kurt Bimler.

Es gibt immer überraschte Gesichter, wenn man gutes Porzellan-
geschir von reinem, feinem Material in geschmackvollen Formen
sieht und hört, daß es aus einer Fabrik in Oberschlesien stammt, die so
abseits von unseren Kulturmittelpunkten, im allerdings landschaftlich
reizvollen Falkenberger Seen- und Waldgebiet liegt. Und noch spaßiger
ist die Beobachtung des Erstaunens, wenn gar Prachtgerät und Figürchen
und Figuren bis zu ansehnlichen Größen in technisch vollendeter Aus-
führung mit dem weit angesehenen Fabrikstempel „Tillowitz“ in den Ge-
sichtskreis treten. Weiß man doch, daß wir in Ostdeutschland, das heißt:
östlich der Linie Meissen—Berlin, keine Porzellanfabrik haben, die sich
in ihren künstlerischen Zielen so hoch versteigt. Und doch ist sie da,
sogar in unserem Oberschlesien. Und die wenigsten Oberschlesier kennen
sie, trauen kaum ihren Augen und Ohren, daß so zierliches Rippes-
geschlecht von vornehmen Damen und beweglichen Tieren dort im
Abseits feinplastisches Dasein erhält.

Zwar war der Name Tillowitz schon einmal recht klangvoll, so vor
siebzig bis hundert Jahren. Die alte Tillowitzer Fayence- und Steingut-
fabrik gehörte zu den fünf keramischen Kunstwerkstätten, die unter der
Nachwirkung friderizianischer Fürsorge im verachteten Oberschlesien
entstanden waren. Degotschon, ein bekannter Künstler der 1753 ge-
gründeten Proskauer Fayencefabrik, hatte sie zu Beginn des neunzehnten
Jahrhunderts auf gräflich Praschmaschem Besitz ins Leben gerufen.
Sie hatte zunächst keine besondere, das heißt keine von der unserer
vier anderen obererschlesischen Fayence- und Steingutfabriken (Proskau,
Glinik, Wirsbie und Ratibor) abweichende Rolle gespielt, wie es bei der
Prägung ihres Charakters durch den Proskauer Modelleur und Maler
Degotschon nicht anders hätte sein können. Sie hatte, wie jene, ihre Teller
und Tassen mit Streublumen und Tierbildern in den üblichen Farben
herausgebracht und hatte bei ihrem verhältnismäßig kleinen Betriebe
den genannten Mitbewerberinnen wenig Abbruch getan. Ihr Fabrik-
stempel war ein T oder das „Tillowitz bei Falkenberg“, ausgeschrieben
oder nur in den Anfangsbuchstaben T. b. F. gewesen. Erst in den
vierziger bis sechziger Jahren trat sie unter dem neuen Besitzer, dem
Grafen Frankenberg, mit Geschir in einer eigenartigen Steingutmasse
mit leuchtender dunkelbrauner oder schwarzer Glasur und typischem
Silberdekor und rottonigem, scharfgebranntem Scherben vor der Kon-

kurrenz hervor. Diese glänzend dunklen Leuchter, Vasen, Tassen, Schüsseln usw. wurden irrthümlicherweise als schwarzes Porzellan bezeichnet. Sie haben jedoch mit Porzellan nichts zu tun; denn der dazu verwendete Ton wurde aus der Umgegend von Tillowitz, aus Ellguth, bzw. einer Kolonie Ruttken genommen. Unser Porzellan verlangt einen anderen weißen Ton, das Kaolin, das sich weiter entfernt, in Thüringen und Böhmen, findet.

Zwischen der Periode jener alten gräflichen Fayence- und Steingutfabrik und der neuzeitlichen Unternehmung, die unmittelbar am Bahnhof Tillowitz steht und den ehrenvollen Gründernamen Schlegelmilch an der Stirn trägt, liegt — entwicklungsgeschichtlich bemerkenswert — noch die bedeutungslose Epoche der ersten Porzellanfabrikation, die von dem gräflichen Besitzer bzw. ihrem Pächter bei der fortgeschrittenen Verdrängung des Steinguts durch Umstellung der Fayence- und Steingut- in Porzellanerzeugung durchgeführt wurde und von 1860 bis fast gegen Ende des Jahrhunderts einen wenig rühmlichen Abschnitt der Tillowitzer keramischen Industrie bedeutet. Eine besondere Qualität haben die gräflich Frankenbergischen Porzellane nie erreicht. Dazu fehlten die maschinellen und sonstigen technischen und persönlichen Vorbedingungen. Der Umsatz war daher auf die Umgegend beschränkt. Die niederschlesischen Porzellanfabriken übertrafen ihre oberschlesische Wettbewerberin bei weitem. Krister in Waldenburg schwang sich damals sogar zu einer nur bis zu einem gewissen Grade gelungenen Nachahmung der Erzeugnisse der Königl. Berliner Porzellanmanufaktur auf und prägte seinen Vasen, Tassen und Tellern sein R P M (soll heißen: Krister Porzellan-Manufaktur) mit einem Stab darüber, in Vertauschung der Berliner Fabrikmarke R P M (Königl. Porzellan-Manufaktur) mit dem Bepter darüber, zur Irreführung der Kauf Lustigen auf — und zum Leidwesen so mancher Porzellansammler, die noch heute auf die Fälschung hineinfallen. Ebenso verfuhr auch Thielsch in Altwasser. Trotz der Imitationsversuche sind beide niederschlesischen Fabriken bei ihren renaissancisierenden und rokokoisierenden Formgebungen nie über die Mittelmäßigkeit hinausgekommen, auch in ihren figürlichen Erzeugnissen nicht, die als bessere Marktware noch in vielen älteren Haushalten anzutreffen ist.

Der Umschwung zur größeren Vollendung ist in Tillowitz geschehen durch das jugendfrische, hochstrebige Eingreifen dreier aus Thüringen eingewanderter Brüder, der Herren Otto, Erhard und Arnold Schlegelmilch, Söhnen des Porzellanfabrikbesizers Reinhold Schlegelmilch in

Suhl. Kurze Zeit war Erhard Schlegelmilch Pächter der kleinen gräflichen Fabrik in Tillowitz, sah aber bald die Unzulänglichkeit und das Weniglohnende des dortigen veralteten Betriebes ein und ging 1891 an die Neuerrichtung der großen Fabrik am Bahnhof, die in allmählichem Ausbau zu der heutigen Größe angewachsen ist. Die Finanzierung des Neubaus war Angelegenheit seines Vaters. Darum ist dessen Name Reinhold Schlegelmilch zu dem dauernden Fabrikzeichen R. S. bestimmt worden. Während des Weltkrieges mußte der Betrieb der Mutterfabrik in Suhl aufgelöst werden, und die Ausstattung wurde nach Tillowitz überführt.

Das Bedeutungsvolle in dem Leben der neu begründeten ober-schlesischen Porzellanfabrik liegt in der Güte ihrer Erzeugnisse. Die Herren Erhard und Arnold Schlegelmilch erstrebten in dem allmählichen Ausbau der Manufaktur vor allem die Erzielung eines vorzüglichen Formstoffes, also eines rein weißen Scherbens und die Veredlung der Formen des hergestellten Geschirrs. Auf diesen beiden Dingen: Material- und Formengüte, beruht der Wert der Tillowitzer Porzellane, darauf auch ihre Ausfuhrfähigkeit in die benachbarten und überseeischen Länder, insbesondere die Schweiz, Holland, den Balkan, Vorderasien und Amerika.

Leicht begreiflich ist, daß zur Herstellung von Qualitätswaren in größerem Umfange ein bedeutender technischer Apparat nötig ist, daß also der Weg des Werdens, zum Beispiel einer Tasse, vom rohen Porzellanton, dem Kaolin, bis zur Versandfähigkeit ein weiter und umständlicher ist, der bei der Herstellung von Figuren noch weit umständlicher wird.

Oberschlesien ist das ausgesprochene Land einer vergangenen großartigen Fayencenerzeugung. Hier gilt es, das Verständnis für die Unterschiede zwischen Fayence und Porzellan zu erwecken.

Die Fayencefabrikation arbeitete mit dem einheimischen Ton. Friedrich der Große hatte für Gründungszwecke eigens die schlesischen Tonlager auf ihre Verwendungsfähigkeit durch Vermittlung der Landräte untersuchen lassen, worüber ein umfangreiches Aktenstück im Breslauer Staatsarchiv Aufschluß gibt. Der aus diesem heimischen Ton gewonnene Scherben ist porös, durchlässig, wassersaugend — nicht glasig wie beim Porzellan —, weil er bei verhältnismäßig niedriger Brenntemperatur erzielt wird. Er ist an der Oberfläche unscheinbar und erhält die alle Fayencen auszeichnende Schönheit erst durch die deckende Glasur: eine farbige Glasur, in welche die aufgemalten Blumen und Ornamente im Brande mit hineingeschmolzen werden. Daher die

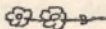
ausgezeichnete Leuchtkraft der dekorierten Fayence. Würde man auf die Glasur nach dem Brande die farbigen Muster aufsetzen und dann erst brennen, so würden die Farben verhältnismäßig stumpf und ohne Feuer bleiben, wie man das bei der vielfach üblichen Porzellanmalerei beobachtet, wo die auf die Glasur aufgetragenen und dann schwach eingebrannten Farben ohne die Leuchtkraft und den Schmelz bleiben, welche die Fayencen hatten, oder die heute am Kopenhagener Porzellan zu beobachten sind. Das ist der fortschrittliche Vorzug der Kopenhagener Porzellanfabrik, daß man dort die Scharffeuerfarbentechnik zuerst in größerem Umfange ausgebildet und angewandt hat.

Was die Kopenhagener Porzellanfabrik vermag und was auch der Fayencemanufaktur gelang: die in die Glasur eingeschmolzene Farbigeit, ist ein Gebiet, mit dem sich Tilloviß noch nicht beschäftigt hat. Mithin scheidet das künstlerische Moment nach der farbigen Seite in gewissem Sinne hier vorläufig aus.

Der Ausfall der hochwertigen Farbigeit kann aber auf linearflächig-plastischem Gebiete eingeholt werden: in der Form. Die Voraussetzungen für die lohnende Vereblung der Form, des plastischen Körpers, sind in Tilloviß gegeben: Untadelhafte weiße Porzellanmasse, dünnwandig verarbeitet, mit vollendeter Verteilung einer einfachen, klaren Glasur. Gerade die Vollkommenheit des Glasurauftrages spielt bei figürlichen Arbeiten eine wichtige Rolle.

Am feinsten wirken gute Formen undekoriert, rein weiß. Ein leichter Goldstreifen unterhalb der Kante, ein farbiger, ornamentierter Brandstreifen können den Eindruck auch heben. Für die große Kundschaft ist ja bekanntlich ein möglichst reichlich angelegter farbiger Dekor maßgebend. Und wie eine Technik auch dem farbenfreudigen Verlangen der Abnehmer Rechnung tragen muß, so liefert hier eine eigene Malerabteilung, mit allen technischen Hilfsmitteln eines modernen Großbetriebes ausgestattet, die farbige Ausstattung des Porzellans, in Anpassung an die Geschmacksrichtungen der so verschiedenartigen Kunden in drei Erdteilen besonders in Amerika. Für den gebildeten Europäer liefern Künstler sorgfältig abgewogene moderne und modernste Dekorierungen, die alljährlich auf der Leipziger Messe zur Schau kommen.

Aus: Der Oberschlesier. 6. Jahrg. 1924. Breslau u. Oppeln, Verlag Priebatsch.



Volkswesen und Volkstum.

Lied des Oberschlesiens.

Von Friedrich Feldhuß.

Du, meine Heimat, bist verachtet,
Du wirst geschmäht und viel verkannt;
Man hat als Stiefkind dich betrachtet
Im lieben deutschen Vaterland!
Mag sprechen so, wem es gefällt!
Uns wird die Heimat nicht vergällt!
Sie gleicht der Perle tief im Meere,
Die nur ein Kenner holt heraus.
Ein Kenner nur wahrt deine Ehre, —
Mein Oberschlesien, dir Glückauf!

Wir kennen keine Felsenkanten
In wilder, stolzer Bergespracht;
Wir graben schwarze Diamanten
Tief in der Erde ew'ger Nacht.
Wie Pappeln, die am Wege stehn,
Kannst du die Essen ragen sehn.
Es hemmen schwerbeladne Wagen
Des Dampfroß' fluggewohnten Lauf,
In alle Welt die Last zu tragen:
Mein Oberschlesien, dir Glückauf!

Rein Nordseeleuchten, Alpenglühen
Ist uns bekannt zur Abendzeit;
Doch Hüttenfeuerfunken sprühen,
Und blutig glänzt der Himmel weit.
Die Halde gleicht — sie flimmt und brennt —
Dem sternbesäten Firmament.
In dem Getriebe der Maschinen
Hat jedes Rädchen seinen Lauf.
Es dröhnt wie Brandung, wie Lawinen:
Mein Oberschlesien, dir Glückauf!

Zwei Sprachen hört man bei uns sprechen;
Wie oft, daß jemand radebricht,
Doch gelte dies nicht als Verbrechen;
Denn doppelzüngig sind wir nicht!

Hier an der fernsten Landesmark,
Da wohnt ein Volk, so fromm und stark.
Verdächtig nimmermehr sein Streben!
Es nimmt den Schimpf nicht in den Kauf.
Die treue Arbeit ziert sein Leben.
Mein Oberschlesien, dir Glückauf!

Das höchste Gut der Heimatgauen,
Dem unser Schutz gilt allezeit,
Sind unsre Mädchen, unsre Frauen,
An Tugend reich und Sittsamkeit.
Sie stärken uns in Not und Kampf
Und fürchten nicht den Kohlendampf.
Im dunklen Auge glänzt die Treue;
Des Mannes Glück hält ihre Hand.
Begeistert tönt der Ruf aufs neue:
Glückauf, mein Oberschlesierland!

Und wo auf weiter Erdenrunde
Ein oberschlesisch Herze schlägt:
Es fleht in letzter, banger Stunde,
Daß man es in die Heimat trägt.
Vom Kampf ums Dasein ruht es aus
Am rauchgeschwärzten Gotteshaus,
Vom Heimweh in die Gruft getrieben.
Man pflanzt ein schlichtes Kreuz darauf,
Und auf dem Querholz steht geschrieben:
Zur letzten Schicht, du Freund, Glückauf!



Das oberschlesische Volk.

Von Robert Kurpiun.

Durch die Abstimmung und die Zeit, die ihr voranging und nachfolgte, ist das Volk Oberschlesiens stark in den Mittelpunkt des Interesses gerückt worden. Nicht immer zu seinen Gunsten. Viel umworben und viel befehdet, sind zahllose falsche Urteile über dasselbe in die Weite gelangt und wirken noch heute nach.

Es ist nicht mein Zweck, das Schwarze weiß zu waschen. Ein schwer und undankbar Geschäft überhaupt, ein ganzes Volk beurteilen zu wollen. Der Leichtfertige fährt durchs Land und schreibt nach acht Tagen eine tiefgründige Kritik. Mag er auch noch so scharf blicken, sein Tun bleibt ein Unterfangen, wenn nicht ein Verbrechen. Wer aber länger denn dreißig Jahre mitten unter ihm gelebt, Freud' und Leid mit ihm geteilt, die Augen aufgetan und den Sinn zum Verstehen geöffnet hat, darf es vielleicht wagen, der Wahrheit nachgehen zu wollen.

Die Oberschlesier sind ein slawogermanisches Mischvolk, mitten in der Entwicklung und Lösung nach der vorteilhafteren deutschen Seite hin. Die germanische Urbevölkerung Oberschlesiens zog zur Zeit der Völkerwanderung nach Süden und Westen ab. Ein geringer zurückbleibender Rest wurde von den zahlreicheren slawischen Scharen, die von Osten in die entvölkerten Gebiete vorrückten, aufgesogen. Die erste Blutmischung, die Spaltung des rein Völkischen, trat ein und macht sich in dem Wesen der Schlesier, wie überhaupt bei dem der gesamten ostdeutschen Bevölkerung, noch heute bemerkbar. Die Blutmischung wurde verstärkt durch den im zwölften Jahrhundert beginnenden Rückstrom zahlreicher deutscher Ansiedler, in erster Linie Bauern, Handwerker und Kaufleute; aber auch Angehörige des Adels fanden sich ein. Sie kamen als friedliche Siedler, herbeigerufen durch den freien Entschluß der schlesischen Pfastenherzöge, die sich von den deutschen Zuwanderern eine Hebung der Wirtschaft und Kultur ihres Landes versprochen. Sie täuschten sich darin nicht.

Namentlich nach dem Mongoleneinfall 1240, der Polen außerordentlich verwüstete, wurden weit über die Grenzen des heutigen Schlesiens bis tief nach Polen hinein deutsche Kolonisten herbeigerufen. Sie bauten unter anderem das vollständig niedergebrannte Krakau wieder auf und füllten es mit deutschem Leben, dessen Spuren heute noch in den Bauwerken der Städte erkennbar sind. Die meisten Städte und Dörfer Schlesiens sind um die Wende des Jahres 1300 zu deutschem Recht be-

gründet worden, wenn auch vielfach angelehnt an schon bestehende slawische Siedlungen. In Oberschlesien entstanden unter anderem in jener Zeit die heute noch zum Reiche gehörigen beiden Industriestädte Beuthen und Gleiwitz, das erste als Mittelpunkt eines aufblühenden Erzbergbaues, der von mitteldeutschen Knappen eingeführt wurde.

Die friedliche Arbeit der deutschen Siedler errang im Laufe der Jahrhunderte vollen Erfolg. Nicht nur, daß sie ihr Volkstum behaupteten, sie brachten es durch ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Kultur und Wirtschaft zur Herrschaft und führten, was am meisten anerkannt werden muß, auch die slawische Bevölkerung aus dem Zustande der Unkultur und Hörigkeit zu Wohlhabenheit, Freiheit und höherer Lebensauffassung empor. Immer mehr nahmen Land und Volk deutsches Gepräge an; immer weniger unterschieden sich die schlesischen Lande von den angrenzenden des Reiches. Diese Entwicklung wurde dadurch aufs stärkste unterstützt, daß ganz Schlesien um 1325 zu einem Lehnsländ der Krone Böhmen wurde, die damals ein deutscher Luxemburger trug und sich damit auch politisch zu einem Gliede des deutschen Volksganzen herausbildete.

Die deutsche Welle bewegte sich in der Richtung von Nordwest nach Südost. In natürlicher Folge verstärkten sich auch das deutsche Leben und sein Einfluß in der gleichen Richtung. Darin liegt die Hauptursache, daß namentlich Oberschlesien rechts der Oder zuletzt von der Welle erfaßt wurde. Während heute in der Provinz Niederschlesien überall reindeutsches Leben herrscht, ist namentlich im östlichen Oberschlesien die slawisch-polnische Sprache und Art zum Teil noch erhalten geblieben. Ein weiterer Grund lag in der geringen Fruchtbarkeit der rechten Oderseite. Sie zog den deutschen Bauern, den eigentlichen Kulturträger, nicht in dem Maße an, wie die äußerst fruchtbaren Landstrecken in Niederschlesien und bei Neustadt und Leobschütz auf der linken Oderseite Oberschlesiens. Von dem ungeheuren Mineralreichtum der Tiefe Südosterschlesiens ahnte die alte Zeit nur wenig. Sie ließ den Bauern kalt, rief wohl den deutschen Bergmann herbei, der auch einige Erfolge erzielte, aber infolge untätiger Schwierigkeiten, politischer, völkischer und konfessioneller Gegensätze zweimal die begonnene Arbeit aufgeben mußte. Er war auch zahlenmäßig nicht stark genug, um sich durchzusetzen. Erst nachdem zur Zeit Friedrichs des Großen unter preussischer Herrschaft die Bodenschätze erschlossen worden waren, begann auch nach dem Südosten Oberschlesiens ein starker Strom deutschen Blutes zu fließen, namentlich von Männern der Industrie, die im Laufe der letzten hundert-

fünfzig Jahre Hervorragendes in diesem Lande geleistet haben. Im Laufe eines weiteren Jahrhunderts wäre trotz des künstlich von außerhalb hierher verpflanzten großpolnischen Nationalismus auch in Oberschlesien die restlose Verdeutschung zu Ende geführt worden, wenn nicht die traurigen Ereignisse der letzten Zeit den wertvollsten Teil des industriellen Oberschlesien dem Reiche entrissen hätten. Die Ergebnisse der deutschen Bewegung wären zweifelsohne vorher durchdringender gewesen, wenn nicht die verkehrte Politik gewisser Parteien die Staatsregierung immer wieder zum Nachgeben und damit zu einem Zickzackkurs gezwungen hätte. Das ist gerade für eine slawische, namentlich die polnische Bevölkerung das Verkehrteste, was getan werden kann. Sie vermisst die feste Hand und nimmt Nachgeben stets als Schwäche.

Von polnischer Seite wird immer wieder behauptet, das Festhalten der Oberschlesier an der polnischen Sprache während der „siebenhundert-jährigen Knechtschaft“ sei das glänzendste Zeugnis für die echt polnische Seele dieses Volkes. Ich stehe nicht an, im Gegenteil zu behaupten: es ist das glänzendste Zeugnis für die überaus milde und humane Behandlung, deren sich die obereschlesischen Polen die Jahrhunderte hindurch von der deutschen Landesherrschaft erfreut haben. Wäre von den Deutschen in Oberschlesien auch nur der zehnte Teil der Gewaltmaßnahmen angewandt worden, die heute die Polen gegen die obereschlesischen Deutschen anwenden, kein Mensch spräche seit Jahrhunderten in Oberschlesien mehr polnisch.

Vielleicht bedeutete diese Milde einen Fehler. Der größte Nachteil ist aber ohne Zweifel, daß es seinerzeit nicht mehr gelang, den deutschen Bauern auch in Oberschlesien festhaft zu machen, der im ganzen Schlesien das Ferment der deutschen Durchdringung bildete. Wo er bei Leobschütz-Neustadt angesetzt wurde, leistete er volle Arbeit. Auf der rechten Oberseite glaubte man sie dem deutschen Grundbesitz allein übertragen zu können und schuf Einzelbesitze von ungeheurer Ausdehnung, dem nur unselbständige Zwergbesitzungen der ländlichen, polnisch sprechenden Bevölkerung gegenüberstanden.

Nicht, daß der Großgrundbesitzer in Oberschlesien national versagt hätte. Er ist unzweifelhaft deutsch und wird es auch unter polnischer Herrschaft bleiben. Aber es fehlte zwischen ihm und dem Zwergbesitz das unentbehrliche Verbindungsglied, der spannkraftige und selbständige mittlere Bauernstand. Es fehlte die Fühlung zwischen oben und unten. So blieb der Kleinbesitz nicht nur wirtschaftlich und kulturell, sondern leider auch völkisch hinter anderen Gebieten zurück.

Zum Teil wurde der angeführte Mangel ausgeglichen durch die Städte und die Industrie, die sich in ihren maßgebenden und führenden Kreisen vollkommen deutsch eingestellt hatten. Eine polnische Intelligenz gab es in Oberschlesien nicht, abgesehen von den vereinzelt polnischen Agitatoren, die von Posen aus als Priester, Ärzte, Anwälte, Redakteure und Bankleiter systematisch vorgebildet und über das Land verteilt wurden. Wenngleich ihnen Erfolge nicht versagt blieben, konnten sie den Verdeutschungsprozeß doch nicht verhindern, höchstens verzögern. Trotz widersprechender Behauptung politisch gegnerischer Kreise war dem aufmerksamen Beobachter der Vorgänge vollkommen klar, daß eine wenn auch langsame, so doch um so sicherere Entwicklung nach der deutschen Seite hin vor sich ging, vorzugsweise in den von der Industrie berührten Kreisen. Dort entfielen 1890 auf 100 Deutsche noch 234 Polen, im Jahre 1910 dagegen nur 125 Polen. In der ganzen Provinz stieg in derselben Zeit die Zahl der deutschsprechenden Bewohner von 359 auf 400 vom Tausend, die Zahl der polnischsprechenden sank von 582 auf 529 vom Tausend. Die am Tausend Fehlenden sind zweisprachig oder fremd. Dabei muß man sich vor dem schweren Fehler hüten, jeden, der polnisch spricht, auch als polnisch gesinnt einzuschätzen.

Aus den Arbeiter- und Handwerkerkreisen mit polnischer Umgangssprache steigt dauernd ein deutschgesinnter und dann auch deutschsprechender Mittelstand empor. Sobald der Sohn eine gehobene Schul- und Berufsbildung empfangen hat und selbständig wird, heiratet er eine deutsche Frau, und seine Nachkommenschaft wird und bleibt deutsch. Der Übergang zur deutschen Bildung wird von der Verwandtschaft nicht als nationaler Abfall, sondern als soziale Hebung beurteilt. Eine Umwendung zum Polnischen wurde als Rückschritt angesehen. Die Bezeichnung „Polak“ galt vor noch nicht zu langer Zeit als Schimpfwort. Noch vor dreißig Jahren erklärten großpolnische Zeitungen, daß das oberschlesische Volk garnicht mehr als polnisch angesprochen werden dürfte.

Es kann nicht wundernehmen, daß unter diesen zwiespältigen Einflüssen der geschichtlichen Entwicklung sich nur schwer ein fest bestimmter Volkscharakter herausbilden konnte. Es fehlte ihm das klar Ausgeprägte, Bodenständige. Mit der Blut- und Sprachmischung ist auch eine solche verschiedenster Charaktereigenschaften Hand in Hand gegangen. Es liegt noch viel Unfertiges darin.

Sein Preußentum hat der alte Oberschlesier stets hochgehalten und in Krieg und Frieden an dem Aufbau und Wohlergehen seines Staates mitgearbeitet. Der Bauer auf der linken Oderseite sitzt wie ein Herr

auf seinem Hofe. Trotzdem er treu am Alten hängt, ist er nicht blind gegen das gute Neue und weiß es mit Vorteil zu nützen. Dem Bauern rechts der Oder geht es auf seinem mageren Acker nicht so gut. Er muß weit sparsamer und bescheidener leben als jener. Dafür bietet sich ihm Gelegenheit, auf Hütten und Gruben seinen Verdienst erheblich zu vermehren. Das besorgt er mit Geschick und Eifer. Er ist froh, willig, faßt leicht auf und findet sich bei angeborener Anstelligkeit auch in schwierige Arbeiten. Durch deutsches Beispiel und Vorbild ist er ein brauchbarer Industrie- und Bergarbeiter geworden und überragt bei weitem den „Pöler“ von jenseits der Grenze.

Seinem Wesen nach ist der Oberschlesier oft wie ein Kind harmlos, naiv, leichtgläubig. Er prüft zu wenig, glaubt alles, was ihm vorgeredet wird, besonders von Leuten, die ihm zu Munde reden und goldene Berge versprechen. So leicht er glaubt, so leicht wirtschaftet er oft auch. Er hat eine leichte Ader, ist nicht immer sparsam, und namentlich die Frauen und Jünglinge geben das Geld zu leicht aus. Auch spricht mancher zu gern dem Alkohol zu und kommt dann in Widerspruch mit dem Strafgesetz. Die Kriminalität, namentlich auf dem Gebiete der Körperverletzung und der Eigentumsvergehen, wird kaum von einem anderen Reichsteil übertroffen.

Und nun kam die unselige Abstimmung. Sie hätte in einem Vierteljahr erledigt sein können. Aber das paßte nicht in den französisch-polnischen Raubplan. In dieser Zeit wäre das obereschlesische Volk auch mit allem Gelde der Welt nicht zu kaufen gewesen. Zwei Jahre lang hat man die Schleusen von Gift und Galle, von Lug und Trug und schmutzigem Gelde weit geöffnet, um ein kindliches, wenn auch nicht immer artiges Volk zu Bestien umzustempeln. Bei manchen ist's leider gelungen. Davon zeugen die furchtbaren Vorfälle in den drei polnischen Aufständen. Die dieses schmähliche Spiel trieben oder es duldeten, haben eine Schuld vor der Weltgeschichte auf sich geladen, die nie gesühnt werden kann. Die traurigen Folgen dieses Verbrechens, die versuchte Entfittlichung eines ganzen Volkes, werden in Generationen nicht ausgelöscht werden können.

Die Seele des Oberschlesiens.

Von Alfred Hein.

Stellen wir gleich folgendes fest: Oberschlesien ist vielleicht eine Provinz in regierungstechnischer Beziehung, in natürlicher hat sich die „Provinzialgrenze“ noch nicht zu einer Land- und Stammgrenze geformt. Wer weiß, ob sie sich je gestalten läßt, ob nicht die natürliche

Hauptstadt Oberschlesiens, vielmehr eben ganz Schlesiens, Breslau bleibt, in das hinein doch schließlich alle bedeutsamen Kulturströme aus Oberschlesien gipfelnd zusammengefloßen sind. Suchen wir doch schnell die natürliche Hauptstadt Oberschlesiens. Von Oppeln schweigt jeder gleich — eine ganz nette Beamtenstadt. Die gesichtslose Melancholie der Industriestädte bereitet höchstens Fluchtgefühle (denn unter der Hauptstadt eines Landes stellt man sich immer eine Anhäufung von schönen und heiteren Dingen verschiedenster Art vor). Bleibt — Reife.

Reife ist schön, wunderschön — ist es aber nicht ganz niederschlesisch schon? Alle Industriestädte werden das „Landstädtchen“ Reife als Hauptstadt ablehnen. Ja, und statt Reife ist auch mir Breslau lieber; denn ein bißchen mehr Erhabenheit bietet es doch.

Oberschlesien ist demnach ein Land ohne natürliche Hauptstadt. Aber noch mehr will ich, muß ich leider meinen lieben Landsleuten, meiner lieben Heimat absprechen. Sie sind

gezwungen, über die Grenzen zu wandern, wenn sie wirklich Naturschönheit genießen wollen. Zum mindesten muß das Oberschlesien rechts der Oder — und das ist heute das tonangebende Industrieoberschlesien — über den zwischen wenig Schönheit bietenden Ufern düstere Rähne schleppenden Strom hinweg, um das sich ein bißchen freundlicher und leuchtender auftuende Vorgebirgsland (wieder einmal ist die Reifer Gegend Trumf) zu erblicken.



Ruine Chudow

Die großen Wälder von Groß-Strehlitz, Pleß, Tarnowitz (ich denke selbstverständlich, da ich eine natürliche Gestaltung des Landes mir vorstelle, nicht an die widernatürlichste Landesgrenze, die je existiert und die der Völkerbund geschaffen hat) sind gewiß namenloser, unheimlich-weltverlorener, aber doch nur für den gegenfänglich zu den betonten Naturberühmtheiten Genießenden der Schönheit voll. Der Mann der Masse sieht als Naturschönheit Berge und Meere. Und allenfalls den seltenen Laubwald: in den Raudener Forsten besitzt Oberschlesien wirklich ein Kleinod. Der Herbst in Rauden ist alljährlich das einzige große seltene Naturereignis in Oberschlesien.

Ich spüre schon den Born hunderter ober Schlesischer Heimatfanatiker über mir. Aber es hilft nichts. Jeder, der aus Oberschlesien heraustritt, muß das gestehen, was ich gesagt habe, wenn er Sinn für Naturschönheit hat und nicht blindlings die Heimat über alles stellt. Es geht uns Oberschlesiern mit unserer Heimat eben so, daß sie uns als Mutter trotz ihres unschönen Gesichts doch am liebsten ist.

Warum erzähle ich dies alles aber, wenn ich auf die Volksseele zu sprechen kommen will? Weil ich Seele und Landschaft eines Volkes in engstem Zusammenhange sehe! Und weil ich gleich eines behaupten will: der Oberschlesier ist in seiner Natur- und Schönheitssehnsucht noch immer mehr Schlesier als Nur-Oberschlesier, obwohl zugegeben sei, daß der Unterschied so groß oder so klein ist wie zwischen denen vom Oberrhein und denen vom Niederrhein. Aber Hand aufs Herz! Wenn der Oberschlesier seine Hauptstadt, die Stadt seiner eben schlesischen Sehnsucht verlangt, fährt er nicht nach Oppeln; er fährt schon eher, wenn er eine nüchterne, lediglich auf Gemütlichkeit und Vergnügen ausgehende Natur ist, nach Beuthen — —. Aber am schönsten bleibt doch Breslau, Groß-Brassell — — —. O, mein Gott! Was für ein Märchenwunder steckt von Kind an noch immer für jeden, der aus dem verräucherten Oberschlesien kommt, in dem Namen!

In den letzten Jahren hört man immer wieder von Oberschlesiern: „Was brauchen wir Breslau! Das ist ja eine Kleinstadt gegen Beuthen! Seht euch einmal die Bahnhofstraße in Beuthen an mit ihrem Verkehr!“

Ich gebe zu: der Verkehr ist hier größer als in Berlin auf der Leipziger Straße! Und es ist ein überwältigender Anblick, in diesen Kleinstadtstraßen einen Millionenverkehr sich vollziehen zu sehen. Wer aber behauptet, daß Beuthen dadurch zur Großstadt wird, der hat eben nicht den Begriff der Großstadt in sich — —. Daß sich der Verkehr staut, ist doch eine unangenehme Seite der Großstadt. Und Berlin wirkt auf dem

weit ausladenden Kurfürstendam, wo sich der Verkehr nicht so drängt, entschieden vornehm-großstädtischer als auf dem Potsdamer Platz.

Breslau bleibt schöner und in einem seelischen Sinne größer als alles andere.

Ich will also, daß Oberschlesien wieder Schlesien und der Oberschlesier wieder Schlesier werde?

Nein! Ich will es nicht! Ich möchte ein Land Oberschlesien und eine oberschlesische Volksseele aufblühen sehen. Darum habe ich getadelt und gesagt, was fehlt. Denn es gibt nicht weniger, als in allen deutschen Ländern leider etliche, die von ihrer oberschlesischen Eigenart so überzeugt sind, daß für sie „zu tun fast nichts mehr übrigbleibt“. Da heißt es: Oberschlesien voran — in der Kunst, in der Religiosität, in der Naturschönheit, in der Technik, in der Arbeitsamkeit usw.!

Oh, Oberschlesien geht in vielem voran! Ja, in der Religiosität, ja, in der Arbeitsamkeit, ja, im Wissensdurst, in der Ansammlung von Persönlichkeits- und von Massenenergie. Und das sind so gute Grundlagen, wie sie nicht viele Stämme heutzutage aufzählen können. Aber andere können anderes. Gerade weil wir Oberschlesier schon soviel können, vor allem so zeitgemäß, so amerikanisch im Grunde schon arbeiten, wollen wir das in aller Ruhe und Reidlosigkeit feststellen.

Nun aber ein neuer Zwiespalt! Gibt es einen echten oberschlesischen Stamm? Das ist ja hundertmal in den Abstimmungszeiten durchforscht worden. Und es blieb die Prägung: Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur. Auf deutsch: eine Musterkolonie, die so gut kolonisiert vor Jahrhunderten wurde, daß sie dem Mutterlande ähnelte.

Nie aber ist Oberschlesien ein „westlerisches“ Land geworden. Es blieb Ostland. Es ist heute das, was ich poetisch „Länder europäischer Liebe“ nenne, nämlich Gebiet, wo sich östliche und westliche Kulturen befruchtend küssen.

Oberschlesien ist Land der Mitte.

Noch mehr: Es ist geographischer Mittelpunkt von Europa geworden. Es liegt fast gleich entfernt von London, Paris, Moskau, Stockholm, Rom, Konstantinopel, Petersburg und Athen.

Soll das ewig nur Zufall bleiben?

Nun wird schon klar, daß es ziemlich müßig ist, hierzulande festzustellen, welcher Stamm diese Durchgangsebene der Mitte an der alten römischen Bernsteinstraße bevölkert. Wir können nur noch fragen: in der Hauptsache was für Menschen?

Zwei Worte sagen im Großen alles: katholische Arbeiter!

Auch die Arbeiter, die sozialdemokratisch denken, sind noch ganz von katholischer Wesensart! Und auch die, die mehr als Häuer und Schlepper sind, selbst die Gelehrten und Künstler, haben das unermüdliche, sprengende und sengende Tempo der Arbeit an sich, vor allem auch der obereschlesische Kaufmann.

Alle Andersdenkenden treiben sich zufällig in Oberschlesien herum.

Und für diesen Volksbegriff haben wir auch gleich die landschaftlichen Symbole: der Sankt Anna-Berg und das Industriedreieck. Der Annaberg: Gipfeligkeit der katholischen Gefühle; das Industriedreieck: Begriff einer meerhaften Endlosigkeit schwerster Arbeit.

Wir müssen heute schon in größeren Komplexen sehen. Wir müssen gleichsam als obereschlesisches Wahrzeichen die Nacht-D-Zug-Fahrt von Randzin nach Beuthen genießen: zunächst die wilde Düsternis der dicken Wälder, dann die in Drähte, Schlote, Schienen und Hüttenstahlbauten aufgeteilte Welt der Industriegegend, wie ich sie nicht besser in dem nachfolgenden Gedicht ausdrücken kann:

Im Nacht-D-Zug Gleiwitz—Beuthen.

Myriaden Sterne sind im Glanz zerstoben,
Der hundert hohen Öfen wüßt enttanzt.
Rauchwolken wälzen ausgefranst,
Vom Wind dann jach emporgehoben.
Myriaden Sterne sind (Demant, Smaragd, Rubinen!)
Gleichsam im Faschingtaumel hingestreut,
Umraunt — Sphärenmusik! — vom Stahlgeläut,
Entflammt als Lampen rings auf Werk und Schienen.
Bahnhöfe kreisen güldenlicht vorüber.
Auf dunklen Gruben surrt das Förderrad.
Wie siebentstiebend säen Schlote rote Funkenfaat
In bogenlampenblaue Städte sacht hinüber.
Strahlende Schächte, tun sich auf die Straßen
Und führen mitten auf den lichten „Ring“,
Wo wilder Menschenstrom noch nie zerging,
Der gleich Konfetti hierzulande mischt die Rassen.
Da flaggt die Halde glühend wirre Wimpel.
Die Nacht zerbricht vor all dem grellen Licht.
Sie wird nie ruhig, und sie dunkelt nicht,
Sie äugt nur schräg aus glas'gem Grubentümpel.

„Sie wird nie ruhig, und sie dunkelt nicht...“ Jeder Industri-
oberschlesier kann mir das nachempfinden. Der Schein der Hochöfen
steht immer zwischen Beuthen und Gleiwitz am Nachthimmel. Und diese
Unruhe, selbst in der Nacht, überträgt sich auch auf die Menschen. Ihr
Schlaf ist mehr Erschlaffung. Und fast alle sind bleich. Um so greller aber
leuchtet aus den Augen der tief in der Seele angesammelte Arbeits-
fanatismus. Mir ist noch niemand begegnet, der arbeitsamer wäre als
der obereschlesische Bergmann. Er liebt diese furchtbare Grubenarbeit,
diese düstere, naturferne — als ein echter Sohn dieser trostlos harten
Zeit. Sollte er für diese Zeit keine Sendung haben?

Sieht man aber näher hin, so ist an natürlichem oder künstlerischem
Ausdruck dieser Wesensarten „Katholizismus“ und „Industrieenergie“
noch fast garnichts getan. Die Kirchen sind fast durchweg farblos. Wo
ist der obereschlesische Dom? Wo ist das „Bauhaus der Industrie“ als
Sinnbild und Museum dieser gigantischen Arbeit?

Oberschlesien kann die Bestiden nicht in den Beuthener Stadtwald
schieben und das Kloster Grüssau nicht auf den Annaberg verpflanzen.
Es soll aber endlich, nachdem es fünfundsiebzig Jahre lang sich in
rasendstem Tempo blindlings und wüst aufwärtsentwickelt hat, endlich,
trotz der Unruhe ringsumher, sich die Ruhe nehmen und endlich, endlich
nachdenken, was es bedeutet und wie es Stil in das Ganze bringt!
Wie es die beiden großartigsten Dinge des Jahrhunderts, einmal immer
noch den Katholizismus, dann aber das Wirbelwesen der modernen
Industrie zu einem Breslau und das Riesengebirge übertrumpfenden
Ausdruck bringt. Das muß dem Oberschlesier doch leicht fallen!

Aber bisher ist er geistig müßig gewesen. Er hat gelernt, viel gelernt;
aber er ging, um zu lernen, hinaus ins Reich und kehrte zurück als
Kolonist seiner Heimat. Der Weg muß umgekehrt werden! Schafft
technische Hochschulen und katholische Kathedralen, die großartiger sind
als anderswo, wo sie garnicht so hingehören! Laßt euch euere Werte
von jungen Künstlern aufbauen! Und wir werden bald einen ober-
schlesischen Peter Behrens und Hans Poelzig haben. Werbt auch um
die anderen, um die Gelehrten, Schriftsteller und Musiker! Denn was
nicht an natürlicher Schönheit im Lande ist, muß an künstlicher hervor-
gerufen werden. Aber das Künstliche muß naturhaft beseelt sein, aus
der Natur des Volkes wachsen. Werbt um die, die das Land gewöhnlich
für immer, nach der frühesten Jugend verlassen, indem ihr Akademien
schafft, die die tüchtigsten Söhne ehren! Diese Akademien werden bald
ebenso gründlich und kraftvoll für die Heimat arbeiten, wie die Gruben.

Oberschlesien, werde das Land der europäischen Mitte! Werde das Musterland für die beiden vollkommensten Ideen, die heute die Welt beherrschen!

Dann wird die Provinzgrenze bald eine natürliche sein; dann wird der Oberschlesier Breslau nicht so nötig haben und nicht im stillen noch immer ersehnen, wie heute. Er wird nicht nach Breslau fahren, um wieder einmal gutes Theater zu sehen, um Kunstschätze zu genießen. Die werden bald, wenn das Land das, was es selbst besitzt, kunstvoll stilisiert, ebenfalls dahin finden. Heute aber hält noch kein Mensch in der ganzen Welt Oppeln, Gleiwitz oder Beuthen für wert, Museumschätze zu bergen, große Theaterspiele zu geben. Vielleicht schien das einmal in der Abstimmungszeit schon so. Das ist aber vorbei. Und nicht mit Unrecht, sondern mit Recht. Denn die anderen haben auch ihre Sorgen.

Und noch eine seelische Schönheit möge Oberschlesien pflegen: Eichendorff! Er sei das süßeste Märchen der Vergangenheit für jeden Oberschlesier, das liebliche, zarte, ach, für immer verflogene Gestern! Der Wald bei Lubowitz muß Wallfahrtort mit bewußtem Gedenken an diesen größten Oberschlesier der Vergangenheit werden! Und die Ruine Tost sei fest geprägt zu seinem Wahrzeichen!

Viele werden sagen, wenn sie dies lesen: das ist ja alles ganz schön! Das kann man aber noch nicht den obereschlesischen Arbeitern zumuten! — Ich behaupte, daß man es ihnen schlankweg von heute auf morgen zumuten kann. Ich habe im Beuthener Gymnasium neben Arbeiter-söhnen auf der Schulbank gesessen und habe mich mehr als einmal von dem Wissensdurst und der Bildungsfähigkeit des einfachen Oberschlesiens überzeugen können. Ich erinnere an den beispiellosen Erfolg der Raifigschen Volksbüchereien. Nie würde ich einer anderen östlichen Provinz zu diesen Wagnissen zureden. In Ostpreußen zum Beispiel wäre alles in dieser Hinsicht verlorene Liebesmüh'. Hier will der Landarbeiter am liebsten gar nichts wissen. Von Natur aus.

Wie bald wird es der Oberschlesier aus dem Volke in seiner Bescheidenheit und Arbeitsfreudigkeit seinen Führern danken! Besonders wenn man ihn auch noch äußerlich vervollkommnete, etwa dadurch, daß auf den Schulen bereits Sinn für Geschmack und vor allem gute deutsche Aussprache systematisch gelehrt werden. Denn nicht wenige Oberschlesier, die sonst mit ihrer Tüchtigkeit eine Bleibe im Reich gefunden hätten, sind aus diesem zurück in ihre Heimat getrieben worden, weil sie mit mancher Geschmacksverirrung und mit ihrer Aussprache die westlichen Deutschen lachen machten. Der Mensch ist von Natur aus leicht schadenfroh.

Würde so, wie ich es mir träume, oder auch noch besser, wie es Männer



Oberschlesischer Bettler

vom Fach fürs Spezielle systematisieren: die geistige Haltung Oberschlesiens gehoben werden, indem es eine Hochburg der Arbeit, eine erhabene Weihestätte des neuen Katholizismus, ein geistiges Pflegeland der Eichendorffschen Tradition wird und indem es ganz bewußt in dem allzu gewohnten heißen Schnelltempo das an Kultur und Zivilisation nachholt, wozu andere deutsche Stämme Jahrhunderte brauchten, dann wird es bald als wahrhaftes „Land der Europamitte“ einen großen Eindruck hervorrufen. — Sorgen wir dafür, daß dieser Hochflug ober Schlesischen Geistes von Deutschland ausgeht, damit die deutsche Republik binnen kurzem wieder ein geistiges und natürliches Recht an dem gesamten Oberschlesien hat, das ihr auch bestimmt werden wird, wenn nur endlich die Menschen von gestern die Vernunft von morgen überall Einzug halten lassen.

Aus: Erich Köhler, Oberschlesien, seine Entwicklung und seine Zukunft.
Deutsche Verlagsanstalt, Berlin W 9.

Volkstrachten aus Oberschlesien.

Von E. Grabowski.



Alle Volkstracht, auch dort, wo sie irrthümlicherweise in Oberschlesien als polnische Nationaltracht angesprochen wird, ist in Oberschlesien deutschen Ursprungs. Das konnte ich in mühevolem Studium, bei dem mir Dr. Döge vom Berliner Völkermuseum in liebenswürdigster Weise entgegenkam, unanfechtbar nachweisen.

Ich kann mich hier nicht eingehend darüber aussprechen; es ist und wird dies noch anderweit geschehen. Aber zum Verständnis dieser Behauptung sei noch gesagt, daß die Kulturverhältnisse der früheren Zeit in Oberschlesien

solche Trachten weder erfinden, noch selbst herstellen lassen konnten; dazu fehlte jede Bedingung.

Der Ursprung der Rosberger Tracht zum Beispiel (auf die richtige Fährte gekommen) ist leicht nachzuweisen, da diese Tracht eine sehr große Verbreitung gefunden hat. Im Jahre 1870 wurde sie noch in Fürth (Mittelfranken) auf den großen Märkten gesehen. Heute finden wir sie zum Beispiel auch in Böhmen in Gebieten, die den Bergbau betrieben haben.

Die Tracht nach ihrer ober Schlesischen Quelle Rosberg so genannt, beherrscht nur bestimmte Gebiete des Industriebezirks. Sie wird heute noch getragen, an allen hohen Festtagen und Familienfesten. Doch ist sie nicht mehr ganz rein. Persönlicher Geschmack sowie das Fehlen alter

Bezugsquellen bringen kleine Veränderungen mit, auch der Geldbeutel; denn die Urtracht war und ist kostbar. Hat sie doch hohe Ahnen. Sie stammt aus dem Rokokó. Hat dann über Bürgerkreise ihren Weg zur Zeit der hohen Bauernkultur in Volkskreise genommen und war hier anfänglich nur Kirchentracht.

Zur echten Rößberger Männertracht gehören weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Die hat der Rößberger Bauer aber nie getragen. Er wählte statt dessen den hohen Stiefel, in dessen Schaft die gelbe Lederhose endete. Dann zog er den Bruschlik (altdeutsches Wort), auch Armjack oder Rockweste genannt, über das Hemd, darüber das Ramisölka. Bruschlik und Ramisölka sind ganz gleich gearbeitet. Der einzige Unterschied der beiden Kleidungsstücke ist der, daß der Bruschlik keine Ärmel hat. Ein schmales, weißes gesticktes Krägelchen und ein grünrot kariertes, seidenes Halstuch vervollständigen den Anzug. Die Iltismütze oder der (früher flache) Bauernhut gehören dazu. Die dunkelblauen Tuchröcke sind heute immer rot ausgestattet. Früher waren sie, je nach der Dorf Farbe, grün, blau, weiß und anders vorgestoßen gefüttert und bestickt.

Glittersträuße und viel Bandschmuck werden von den Burschen zu Hochzeiten getragen oder anlässlich hoher kirchlicher Feste, zum Beispiel zur Einholung eines Bischofes.

Die Frauentracht ist innerlich mit der Männertracht aufs engste verbunden. Das Leibchen heißt auch hier: Bruschlik (Brustflak). Weiße Strümpfe und Schnallen- oder ausgeschnittene Samtschuhe gehören dazu, blaues Tuch für Rock und Leibchen, Seide zur Schürze, die breit und lang sein muß, Spizentrausen um den Hals und sehr viele prachtvolle Bänder. Sie werden zum Schluß der Perlenketten, der Schürzen, der Kränze und Bandhauben verwendet. Manches Mädchen braucht zur Festtracht mehr als 20 m Band. Perlen sollen immer echt sein, Bernstein oder Korallen, die, aus dem Wasser kommend, Abwehrzauber gegen Hexerei und Krankheiten sind. Die Frauen tragen rote Tücher um den Kopf oder weiße Leinenhauben mit breitem Spizenschirm. Die Haube ist ein genaues Abbild der Dachauer Abendmahlhaube; nur ist diese schwarz.

Nächst dieser Tracht ist die auffallendste noch voll entwickelte Tracht die Schönwalder (bei Gleiwitz).

Dieses rein deutsche, siebenhundert Jahre alte Dorf ist außerordentlich konservativ. Frauen und Kinder gehen gleichartig gekleidet. Erst in allerneuester Zeit kommt es vor, daß sich einzelne Bäuerinnen „verkleiden“, wie das Übernehmen städtischer Trachten heißt. In diesem großen, eine halbe Meile langen Dorfe wurde bisher die Tracht immer

nach vorangegangener Beratung unter den Frauen sprunghaft geändert. So zum Beispiel im Jahre 1905. Da wurden die lichtgrünen und lichtroten Rocksäume verworfen, die kurz getragenen Röcke durch schwarze Sammetstreifen verlängert, die mit Pelz gefütterten, kardinalroten Tuchjacken in die Truhen gelegt, statt des weißen Kopfstuches ein schwarzes gewählt, statt der bis dahin weißen Trauer die lila Trauer eingeführt und anderes mehr.

Der Raum ist zu kurz, um ausführlicher zu sein. Es sei nur gesagt, daß die auch von Historikern vertretene Annahme, die Schönwalder hätten ihre eigene Tracht schon vor siebenhundert Jahren mitgebracht, eine Legende ist, die ein einfaches Studium der Kostümkunde widerlegt.

Die Schönwalder tragen heute noch ihre Tracht täglich und sind in dieser überall als Schönwalder kenntlich, auch im Gewühl der fernsten Großstadt. Haben sie in der grünen Kante ihres Kopfstuches lila Blümchen eingestickt, tragen sie Trauer.

Trotz greller Farben, lichtgrün und lichtrot, als Dorffarbe in ihren Randgarnituren, macht die Schönwalder Kleidung einen ernsten Eindruck. Die Ober Röcke sind immer schwarz; die seidenen oder Plüschschürzen haben einen dunklen Grund. Sie sind schmal, aber lang. Da alle Schönwalder — Kind, Mädchen, Frau — gleichen Schnitt und gleichen Stoff zu ihrer Kleidung wählen, macht die ganze Tracht einen Eindruck, der an die Gemeinde der Herrnhuter erinnert. Farbenunterschiede geben die verschiedenen Altersstufen an. Auch ist die Haube, von Seiden- oder Goldstoff mit Pelz oder Spitzen besetzt, nur den Frauen eigen, ebenso das leinene Stirnband, das in den Farben lichtgrün und rot sowie mit Glittern bestickt ist. Es wird heute nur noch am Hochzeitstage von der jungen Braut anlässlich der Haubung angelegt, vielleicht auch nach alter Sitte von Greisinnen getragen.

Die alte Männertracht ist heute verschwunden; sie ist nur noch in Truhen zu finden und in Bildern festgehalten worden. Sie weicht von der Roßberger völlig ab. Eigen waren ihr die kurze Jacke, der hohe Fuhrmannshut, wie man ihn auf alten deutschen Stichen zur Zeit der Poesie der Postkutsche verewigt hat und ein blauer Kragenmantel, eines der wertvollsten Kleidungsstücke im oberschlesischen Bauerntum; auch eine runde hohe Pudelmütze war beliebt.

Die Schönwalder Gemeinde, heute stattlich entwickelt, hat sich nur durch Inzucht aus dem einst von dem Raudener Kloster herbeigerufenen Kolonisten vor siebenhundert Jahren vergrößert. (Schönwalder wie Roßberger haben ursprünglich Fuhrmannsgeschäfte betrieben. Sie



Ein Arbeitsveteran

Nach einer Originalradierung von Bruno Zwiener

sonst eine Nation manchmal fünf, sechs und mehr Nationaltrachten haben." In Oberschlesien ist alle Tracht, wo sie auch vorkommt, im Ursprung deutsch — in neuester Zeit vom slawischen Geschmack beeinflusst, aber im Kern auch da noch deutsch, grunddeutsch.

Ich selbst war lange Zeit beeinflusst und glaubte an den polnischen Charakter der Tracht, weil die Polen die Tracht sehr bevorzugten. Aber bei meinen Studien machte ich Schritt für Schritt die Entdeckung, daß jedes Bändchen der schönen Tracht, jede Ausschmückung nebst der Grundform deutschen Ursprungs ist. Echt oberschlesisch ist nur die hohe Myrtenkrone, die hier und da statt der Flitterkrone als Kopfschmuck auf der Bandhaube getragen wird.

Alle unsere Volkstrachten stammen von der bürgerlichen Tracht ab. Der Bauer entlehnt von dieser, was ihm gefällt und passend erscheint. Das läßt sich leicht beweisen. Gewöhnlich hat sich die alte Tracht über die dritte Generation hinaus erhalten, dank ihrer kostbaren Stoffe. Heute geht sie schneller dahin. Im Augenblick hat sich eine Bauerntracht aus Rock und Jacke entwickelt, die viel von der Bürgermode der siebziger Jahre entlehnt.

Viel Farbenpracht, viel malerische Eigenheit schwindet mit den alten Trachten dahin für immer. Sie lassen sich dauernd nicht erhalten, weil sie nicht mehr zweckentsprechend sind und weil durch das Ineinanderfließen der Städte und Dorfgrenzen der Sinn für das Neue auch in Bauernkreisen rascher Eingang findet.



Rosberger Bauern
im
Sonntagsstaat



Heiducker Bauer

Von oberschlesischen Bauern und meinen Vorfahren.

Von Gustav Freytag.

Der Grenzwald wurde gelichtet und durch deutsche Dörfer besetzt. Nahe bei Konstadt entstand Schönfeld, mitten im Walde Schönwald. Es wurde ein ansehnliches Dorf mit zwei Scholtiseien.

Dort lebte der älteste meiner Vorfahren, von welchem Kunde erhalten ist: Simon Freytag (geb. 1578), ein Freibauer, wie die Besitzer des Hofes sich nannten. Er und seine Nachkommen saßen auf Höfen mit fränkischen langen Ackerbeeten. Sie bauten die Scholle unter wohlwollenden Landesherren: den Herzögen von Brieg, und erlitten, was die Kriege der Fürsten und die Einbrüche fremder Haufen dem Landmann zu bereiten pflegten. Wie ihre Landesherren, waren sie seit der Reformation evangelisch geworden. Überall standen in den Dörfern neben den Kirchtürmen die Pfarrhäuser, mit ihren Familien als Stützpunkte des deutschen Wesens. Die Vorfahren hielten unter slawischem Volk auf die deutsche Art, wie man aus den Namen ihrer Frauen schließen darf, die bis zu meiner Mutter sämtlich deutsch sind. Als Johann Freytag, der Sohn des Simon, eine Anna Wüterich — althochdeutsch Wuotanerich — heiratete, wurden auf einem Bauernhofe die Namen unserer beiden großen Heidengötter Frija und Wuotan nach den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges zu christlicher Ehe verbunden.

Um 1700 heiratete Adam, ein Enkel jenes Simon, die Erbtöchter einer Scholtisei von Schönwald: Marie Anna Victor. Durch sie kam die Scholzenhof 1 des Dorfes in das Geschlecht. Eine Erinnerung an die Ahnmutter erhielt sich bis in meine Kinderzeit. Sie soll eine kleine, kluge Frau gewesen sein, die bei den Geschlechtsgenossen in hohem Ansehen stand. Die Männer des Geschlechts aber sind in der Mehrzahl hochgewachsen, mit rundem Kopf, blondem Haare, starken Knien und großer Faust. Der Kindersegen der Höfe pflegte reichlich zu sein.

Die Scholtisei und die freien Bauernhöfe waren nach altem Herkommen Minorate. Der jüngste Sohn erbte den Hof; die älteren Söhne wurden vom Vater ausgestattet, soweit die Mittel reichten. Sie heirateten in andere Höfe, suchten ihr Glück in der Fremde oder blieben als Knechte auf dem Hof des jüngsten Bruders. Es war Brauch in den Grenzdörfern, ältere Söhne in Städte oder Dörfer, welche im Deutschen lagen, „auf Wechsel“ zu geben. Dann erhielten die Knaben in einem befreundeten Hause Unterkunft, Kost und deutschen Unterricht. Auch die Bürger

schickten im Tausch ihre Söhne bisweilen in das Bauernhaus zum gründlichen Erlernen des Landbaues. Denn noch brachte die Landwirtschaft den Städten einen großen Teil der Nahrung.

Aus: Gustav Freytag, Erinnerungen. Leipzig, Verlag E. Hirzel.

Polnische Sprichwörter der Oberschlesier.

Gesammelt von Joseph Lompa.

Zu spät ist es, im Alter zu wandern.

Nicht die ist die Mutter, die geboren, sondern, die erzogen.

Nicht Zeit ist es zur Buße, wenn der Tod die Grüße kaltmacht.

Der Teufel holt den Bösen nicht; denn er ist seiner sicher.

Berkleinere nicht den Mohn; denn er ist ohnedies klein!

Es ist nicht nötig, Dummköpfe säen; sie werden von selbst geboren.

Der Teufel ist nicht so häßlich, wie er gemalt wird!

Rede den Teufel nicht, wenn er schläft!

Reize den Teufel nicht, denn er ist sowieso böse!

Nichts nützt mir die Ehre, wenn in der Kammer die Leere.

Die Natur zieht den Wolf nach dem Walde.

Es schickt sich dies nicht: das Schwein auf gleicher Stufe mit dem Hirten.

Mancher stochert am Fenster Fleisch aus den Zähnen und hat nicht einmal eine Suppe gesehen.

Nicht dessen ist der Vogel, der ihn weiß, sondern dessen, der ihn ißt.

Gegen Eigensinn gibt's keine Medizin.

Sprich nicht „hop!“ bis du hinübergesprungen!

Nicht jeder schläft, wer schnarcht.

Blehe den Hund nicht am Schwanz, und er wird dich nicht beißen!

Laß kein Holz auf dir hauen!

Das Hündchen nimmt nichts, ohne zu knurren.

Es ist nicht gut, mit Wölfen pflügen.

Nicht bloß ein Loch zur Höhle hat das Kaninchen.

Bergleute.

Von Alfred Heine.

Aus Kohlen, Qualmen, Schutten und Funken
Steigen wir Bergleute lechzend empor.
Landen nur tiefer: in wilden Spelunken,
Vor kinderdurchwinkelter Stuben Thor.
Im dumpfigen Lager bald nachtertrunken,
Löst sich die Faust nicht, die lang' verlor
Sehnsucht nach Schönheit. Das ist versunken,
Seit uns der Grube Wurlen umgor.

Morgen, der frisch meererträumt an Molen,
Schaut schräg durch tausender Rauchwolken Duf.
Wieder heißt es: hinab in die Kohlen!
Scharen sammeln sich stumm. Nur Gehuf.
Jeder spürt langsam sein Herz mit verkohlen;
Todharrend hängt's in zerfallener Brust.
Welt ätzen sich Wälder, wo unsere Sohlen
Schreiten, und bleich wird der Blumen Luft.

Das Schmugglermädchen.

Von Gustav Freytag.

Die Kräh' fliegt über die Bäume	Ihm trieft von dem spitzen Gute
Zum Nest auf der roten	Der Tau auf die bleiche Wange;
Buche;	Die andern verhüllen sich bange;
Der Nebel quillt aus dem Bruche;	Er lacht in trozigem Mute.
Mich quälen Angst und Träume.	
Die Lichter im Moore flattern	Die andern kriechen im Dampfe;
Und drehn sich um die Wette;	Sein Haupt ragt über dem
Dort schwanken in langer Kette	Schwarmer;
Die Brüder und Gevattern.	Er regt die Lippen und Arme
	Und ballt die Faust zum Kampfe.
Die dunkeln Gestalten wie	Ihm leuchten die Augen wie Kohlen
Füchse	Und brennen durch Busch und
Mit blinzendem Auge schleichen.	Steine.
Der Vater gibt die Zeichen;	Er hat mit dem heißen Scheine
Mein Liebster trägt die Büchse.	Auch mir den Frieden gestohlen.



Smuggler an der Grenze

Mit dem Krüge tanzt das Wasser,
Spüllicht mit dem Besen dann;
Kommt ihr Leutchen! Schaut das Wunder,
Wie der Besen tanzen kann!

U n e n d l i c h e L i e b e .

V öglein, deine Schwingen,	Flieget, Vöglein, flieget!
Wären sie doch mein!	Flattert auf und ab!
Liebt' ich noch so innig,	Liebe überdauert
Würd' ich hier nicht sein.	Todesgraun und Grab.

Vat dich oft um Liebe;	Wie die eig'ne Seele,
Ruhlos war mein Fleh'n.	Ach, so liebt' ich dich!
Ach, hätt' ich doch niemals,	Habe keine Schätze —
Niemals dich gesehn!	Und muß lassen dich.

Nahmest mir die Ruhe.	Warum ist der Liebe
Was gilt's Leben mir?	Dieser Fluch gesellt?
Niemand kennt mein Leiden,	Keine Liebe weilet
Niemand, außer dir!	Nirgends auf der Welt.

Wieviel Stern' am Himmel,
Tröpflein in dem See,
Sovielmal ich liebe
Dich in Lust und Weh!

S e h n s u c h t .

Wie lieblich dort im Haine
Das Vöglein fröhlich singt!
Der Hirsch schlüpft leise ins Dickicht,
Und Bächleins Rauschen klingt.

Und dort, wo Vöglein singet,
Wo Bächlein rauschend geht,
Verborg'n in dem Wäldchen
Des Liebchens Häuschen steht.

Möcht' mit dem Vöglein fliegen,
Möcht' mit dem Bächlein gehn
Und unter Liebchens Fenster
Gern heimlich lauschend stehn!

Am Morgen.

Die Lerche fliegt himmelan, himmelan;
 Sie kündet uns jubelnd den Morgen an.
 Sie will uns lehren,
 Den Herrn zu ehren,
 Zu preisen die göttliche Macht,
 Die treu uns gehütet bei Nacht.

In Haus und in Feld ist schon alles erwacht;
 Es krähen die Hähne mit Macht, horch, horch!
 Zur Arbeit ist's Zeit;
 Auch ich bin bereit;
 Nur du willst noch säumen und schlafen?

Die Lerche fliegt himmelan, himmelan;
 Sie kündet uns jauchzend die Sonne an.
 Es schwinden Sorgen
 Am hellen Morgen;
 Dem Sonnengold weicht die Nacht;
 Es naht der Morgen mit Pracht.

In Haus und in Feld ist schon alles erwacht;
 Es krähen die Hähne mit Macht, horch, horch!
 Zur Arbeit ist's Zeit;
 Auch ich bin bereit;
 Nur du willst noch säumen und schlafen?

Die Lerche fliegt himmelan, himmelan;
 Sie flattert hernieder zum Neste dann,
 Sucht Halm' und Flocken
 Mit Sang und Loden,
 Will bauen mit Fleiß und mit Hast
 Ein Nestchen zu friedlicher Rast.

In Haus und in Feld ist schon alles erwacht;
 Es krähen die Hähne mit Macht, horch, horch!
 Zur Arbeit ist's Zeit;
 Auch ich bin bereit;
 Nur du willst noch säumen und schlafen?

Das verlassene Kind.

Ach, ich armes Mädchen!
Mutter lieb, o Mutter,
Was hast du getan?
Du hast mich verstoßen,
Hast es streng verboten,
Jemals dir zu nah'n!

Werde mich verwandeln
In ein kleines Vöglein.
Eil' zur Mutter dann.
Vor ihr Fenster flieg' ich
Auf die weiße Lilie, —
Schau' lieb' Mutter an!

Schwesterchen, mein kleines,
Wird mich wohl verschrecken
Von dem Fensterlein:
„Husch! Klein Vöglein, fliege,
Fliege! Du zerbrichst mir
Ja die Lilie mein!

Vöglein, hast das Blümchen
Nicht gepflanzt, gepflegt,
Brichst es nicht zum Kranz!
Ich hab' es gepflanzt,
Hab' es treu gewartet,
Pflück' es auch zum Kranz!“ —

Wohl ist dir, du liebes
Schwesterchen! Du weilest
Stets beim Mütterlein.
Aber ach, unglücklich
Bin ich, stets zu irren
In der Fern' allein!

Aus: Straduna, Polnische Volkslieder der Oberschlesier (Verlag J. May & Co., Breslau) und: Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier (Verlag F. Gebhardt, Breslau 1869).

Nur sie ist tot.

Polnisch-oberschlesisches Volkslied.

Weit ist's in die Welt hinaus,
Weiter nach der Liebsten
Haus.

Mutter sieht den Reitersmann:
„Steig' vom Pferd und komm
heran!“

Sattelt mir mein Pferd wohlan,
Daß ich zu ihr reiten kann! —

„Von dem Pferde steig' ich nicht!
Seh' ich doch die Liebste nicht!“

Und gesattelt wird's im Nu, —
Und er eilt der Liebsten zu.

„Deine Liebste siehst du nie;
In der Erde schlummert sie!“

Als er kommt zum Hof hinein,
Stehet fest das Pferd wie Stein.

Wußt' ich doch das Grab! Sofort
Ritt ich nach dem Kirchhof dort.“ —

Und als er das Grab erschaut,
Betet er gar lang und laut.

„Mariannchen, Herzchen mein,
Sprich ein einzig Wort allein!

Ach, wie ist das möglich, wie?
Reden doch die Toten nie!

Alle Mädchen tanzen nun;
Meins nur muß im Grabe ruh'n!

Alle geh'n bekränzt gar fein,
Meins nur ruht im Totenschrein.

Alle freut des Frühlings Pracht,
Meins nur schläft in Grabesnacht.

Wallfahrt zur Heimat.

Aus den Tagen der oberschlesischen Volksabstimmung.

Von Alfons Hayduk.

Eisenbahnfahrt.



In Erwartung des Zuges

Das Lied der Deutschen übertönt das Räderfauchen des Zuges, zittert wie ein Segen durch die Nachmittagsstille des leuchtenden Frühlingstages.

Wir im letzten Wagen schauen nicht fremd aneinander vorüber. Wir kennen uns, wer weiß, wie lange schon. Und doch trafen wir uns alle erst in diesem Eisenbahnwagen. Niemand scheint darob verwundert zu sein. Lächeln letzten Verstehens spielt um aller Lippen.

Mein Gegenüber erzählt. Es ist immer dasselbe Gespräch, das Menschen führen, die zur Heimat reisen. Doch ich horche hin. Nicht, weil mich der

Alzant des Elsässers aufmerksam machte, nein, weit mehr!

Ich habe in ein Antlitz geschaut, das mich im Augenblick die Geschichte eines Daseins durchleben ließ. Der Mann mag 65 Jahre alt sein. Daß Frau Sorge graue Fäden durch sein Haar spann und seine Hände harter Arbeit Schwielen hatten, war nichts Außergewöhnliches. Was mich innerst erfaßte, war der Ausdruck seines Gesichtes. Ich mußte, da sich meine Menschenkenntnis hilflos vorkam, unwillkürlich an Tolstoj'sche Bauerngestalten denken.

Der Mann erzählte, wie er unter den größten Schwierigkeiten aus dem französischen Elsaß seit dreißig Jahren, langen Jahren, erstmals in die Heimat reise. Die Franzosen hätten es ihm nicht leicht gemacht. Er lachte, daß seine urgefunden Zähne blühten. (Ungewollt kam mir die Liebe Dostojewstischer Menschen zur Scholle in den Sinn.)

Er hatte zwei Söhne im Kriege verloren. Das sagte er wie eine Selbstverständlichkeit. Und ebenso selbstverständlich war es ihm, daß er sich trotz aller Schikanen nicht französieren lasse und daß er jetzt, ein Deutscher, nach der Heimat fahre, sein Stimmrecht auszuüben.

Das machte ihn froh. Er erzählte wie einer, dem das Herz zum Überfließen voll ist.

Mähschlich versiegte doch der Rede Fluß.

In Bries erwachte er aus seiner stillen Beschaulichkeit. Ein besaggtter Zug deutscher Soldaten, auf dem Wege zum Truppenübungsplatz, fuhr an uns vorbei.

Der alte Mann aus dem Elsaß stand am Fenster und winkte...

Und während mähschlich die beiden Züge auseinanderstrebten, trug uns ein eilfertiges Vorfrühlingslüftchen bekannte Weisen herüber:

Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit...
... ja mit Herz und Hand
fürs Vaterland!

In der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiedersehen!

Alles war still im Wagen. Mein Gegenüber sagte nur:

„Seit November 1918 hab ich keinen deutschen Soldaten mehr gesehen — —.“

Raum achtete jemand auf seine Worte. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Als ich unversehens in der Stille aufschaute, sah ich, daß über die gefurchten Wangen des Alten verhaltene Tränen perlten, die, so oft er sie auch fortwischen mochte, nicht versiegen wollten.

Wir alle schwiegen im Bewußtsein seltener Ergriffenheit. Und diese Augenblicke waren Gottesdienst im Gedächtnis jener beiden Söhne unseres greisen Landsmannes, die früh und fern in fremder Erde ein kühles Grab gefunden.

In Oppeln mußte alles den Zug verlassen. Ich trug den Koffer des Alten, bis sich unsere Wege trennten. Er reichte mir, wie zum Danke, seine schwielige Hand und sagte: „Auf Wiedersehen!“

Ich glaube kaum, daß ich ihn jemals wiedersehen werde. Doch ich werde ihn kaum vergessen können. Und seinetwegen bin ich stolz, ein Oberschlesier, sein Landsmann zu sein.

H e i m a t s t a d t.

Im letzten Glanz der Abendsonne gleißten schon fern die Türme und Dächer der Stadt. Der Zug fuhr langsamer. Alles stand an den Fenstern und blickte hinaus. Am Wegrain hockten französische Soldaten. Sie rauchten und schwiegen. Dachten vielleicht heiterer Vorfrühlingstage in der Gascogne oder Bretagne, indes sie hier die Schwermut des Ostens verspürten. Sie schauten dem Landmann zu, der säend über harte Schollen schritt. Das heisere Geträchz der Krähen, die ihn umschwärmten, zerstörte die Andacht abendlichen Glockengetöns der Stadt...

Ich durchmaß die alten, engen Straßen und fühlte, wie der Engel meiner Jugend unsichtbar neben mir ging. Ich schritt an Fenstern vorbei und an Türen, die mir so seltsam leer erschienen.

Und leer schritt ich an fremden Menschen vorüber.

Mein Engel führte mich in düstern Kirchenraum. Vor dem Bilde der Schwarzen Gottesmutter hatte ich einstens mit zitternder Kinderhand wächserne Opferkerzen aufgesteckt. Heut brachte ich nichts; doch drinnen, tief in meinem Herzen, brannte ein Licht...

Als ich wieder durch die Straßen schritt, schien mir nichts fremd. Und meine Augen müssen geleuchtet haben.

A b s t i m m u n g s a b e n d.

Im Antlitz jedes einzelnen war fiebernde Erwartung zu lesen. Letzte Nervenspannung duldete niemanden in den Häusern. Straßauf, straßab wogte erregtes Stimmengewirr.

Je näher der Abend kam, desto voller wurden die Straßen. Gast- und Kaffeehäuser strotzten vor Fülle.

In einem kleinen Kreise guter Menschen durchschütterte mich Hans Christoph Raergel, der schlesische Landsmann, durch die Wiedergabe einer bannenden Dichtung. Das geschah nachmittags. Zu Beginn der Dunkelheit schieden wir.

Abends saß ich beim müden Schein der Petroleumlampe in einem Wandervogelstübchen, und wir, zwei junge Menschen, sprachen vom Weg, Sehnen und Ringen deutscher Jugend...

Von der Straße herauf quoll das Murren wartenden Volkes. So nach der zehnten Stunde drängten wir uns durch die lebhaft Menge.

Da. — Was ist? — Alles eilt. — In der Tiefe der Straße irren Rufe. — Vom Regierungsgebäude her erheben sich Stimmen. — Alles fragt. — Was ist?

Da! — Man hört singen. — Ungewollt sind Reihenspalten gebildet. — Was gibt's? — Abstimmungsergebnis:

Hurra! Oppeln über neunzig Prozent deutsch! geht es von Mund zu Mund.

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! . . .“

Wer singt nicht mit? — Durch die Interalliierten verboten?! — Wer lacht nicht! — Heil der Heimat!

Wie hoher Lavaström schäumt das Lied durch alle Straßen und Gassen. Fenster öffnen sich; Tücherschwenken, Heilrufen ohne Ende . . .

Straßauf. Straßab.

Vor dem Regierungsgebäude steht eine Kompanie französischer Soldaten mit aufgezogenem Bajonett. Laßt sie stehen und staunen! Und die fremden stolzen Fahnen, laßt sie nur wehen! Bald ist's wie ein böser Traum vorbei . . .

Ungeheure Begeisterung, wie ich sie nur einmal in meinem Dasein durchlebte — damals in den Augusttagen 1914 —, umbrandet mich zum zweiten Male.

Fortgerissen von der unhaltbaren Woge, gelange ich zum Rathause, wo sich die Menge staut. Wie einst, als Bub, da ich weder Taschentuch, noch Hosenträger kannte, kletterte ich auf die Brüstung. Neben mir flammen Fackeln auf. Einer aus der Menge, bald zwei, drei reden. Man versteht sie kaum; doch jeder weiß, was sie sagen. Entblößten Hauptes singt alles.

Es sind immer die gleichen Lieder, die ohne Aufhören gesungen werden. Die erste Stunde des neuen Tages ist längst vorbei, da verebbt mählich der Gesang, verliert sich mählich der wogende Strom.

Bald schnarcht die ganze Stadt im wohlverdienten Siegeschlummer. Die Straßen liegen sanft im Mond- und Sternenschein, und die plätschernden Brunnen werden nicht müde, sich immer wieder von den leuchtenden Fackeln des Oppelner Abstimmungsabends zu erzählen.

Heimweh.

Novelle von Alfred Hein.

Der graue Rauch am Tage, der rote Feuerschein bei Nacht, dieser Wechsel überwog jede andere Veränderung im Industriegebiet: Frühling, Sommer, Herbst und Winter vollzogen sich matter, von diesen beiden Grundtönen überflutet; Dämmerungen verblieben, Regentage

unterschieden sich in schmalerm Abstand von den (immer noch qualmgetrübten) heitersten Sommerwochen. So kam es, daß Paul zum erstenmal in seinem neunten Lebensjahr einen Stern durch den Dunst, der um die Schlotenwälder der Städte lagerte, mühsam erblickte, daß er — denn es schien, als presse der Dunst noch alles zusammen: was hier Stadt, Werk, Grube und ach, schmaler Wald hieß! — mit dreizehn Jahren so weit wandern konnte, bis keine Mietskasernen häßlich und verräuchert den Horizont mit ihrem langweiligen geraden First und ihren gleich einem strengen Einmaleins genau gerichteten Fensterreihen überschatteten, bis diese nicht sofort die Schlacken und Kohlenhalben ebenso schnurgeraden Rückens in ihrer öden Steinernheit ablösten, bis nicht dazwischen sich schon die krächzenden, lärmenden, mit tausend Bogenlampen Augen lila glohenden, glutbrausenden Hallen der Hütten, die dunkel ins Erdreich verkreisenden Gruben anschlossen, bis auch der karge Wald wich und er das Abendrot erlebte, so ganz und tief es in anderen Ländern alltäglich möglich war. Die Verzerrung des Anblicks der Welt: des Himmels Verschleierung und das Verkümmern der Erde (denn wo sah das Auge im Frühling ergrünende Wiesen, im Sommer Ähren und Rosen, im Herbst bunte Alleen, im Winter reine weiße Flächen und silberne Seen?), erkannte er nun, der bisher ahnungslos in dem Entsetzlichen gelebt hatte, als sollte es so sein auf diesem Planeten und als sei alle Schönheit nur jenseitig in die Kirchen der heiligen Dreifaltigkeit und der unbefleckten Empfängnis Mariä gebannt. Und die Sehnsucht überkam ihn, nach fremden Ländern zu ziehen, deren Schönheiten im Geist zu gestalten, ihm ja die elementarsten Begriffe, wie: Sonnenglanz, Blumen, Anmut der Täler, Stolz der Berge, Einsamkeit verschneiten Winters, fehlten.

Einsamkeit! Tröstlichkeit? Überall schrien die Sirenen; überall rasten die Förderräder; überall rumorte es unter der Erde; überall schlüpfen die Schlangen der Schote und vergifteten den Atem der Städte und der stadtdrohen, nur um ihren tieferen Grad an Häßlichkeit also benannten Dörfer. Da zerbrach etwas in Paul. Er taumelte von nun an durch das Chaos des Landes; er sehnte sich nach Schönheit, haßte die Heimat.

Der Knabe sprach mit seinem Vater, einem in all dem Lärm still gewordenen reifen Mann über die Grausamkeit des Daseins hierzulande. Der aber sagte, daß die Hauptsache sei, satt zu essen und warm zu haben, daß dies aber nur hier in dieser Stadt für ihn und seine Familie möglich wäre. „Doch die Seele, Vater?“ „Die sucht sich schon Freudenträume

im Ödesten und Gräßlichsten. Und dann ist hier deine Heimat! Ich bin hier geboren; ich will hier sterben, auch wenn es zehn Jahre früher sein sollte, als wenn ich im Gebirge wohnte.“

„Warst du schon im Gebirge, Vater?“

„Ja, mein Junge!“

„Erzähle!“

Und der Knabe lauschte: Bergwasser rauschten, Schneegipfel silberten auf, der Wind trug pure Luft, nicht qualmvermischt, die Nächte waren schwarz und die Sterne blank wie Goldstücke, kurz: der Schleier der Heimat zerriß: es war alles, wie es in der Natur sein sollte.

Der Vater sah das Glühen des Knaben. Am nächsten Tag sagte er: „Wir werden vielleicht, wenn ich vom Herrn Hönig die Rechnung für die Kammerscheinrichtung — der Vater war Kunsttischler — bezahlt erhalte, ins Gebirge fahren.“

Sie fuhren.

Es gab keine traurigere Heimkehr als die Paul Stegbruchs. Der Gegensatz war zu groß. Der Vater hatte den Sohn zu trösten geglaubt. Der aber wurde krank vor lauter Sehnsucht heraus aus der nur noch wütend betrachteten Heimat. Er fieberte eines Nachts. Am nächsten Morgen stellte der Arzt eine leichte Gehirnhautentzündung fest. Drei Wochen im dunklen Zimmer umdämmerten ihn. In diese Dämmerung leuchtete das Bunt des Berglandes. Er genas, blieb aber schwächlich und unlustig. Trotzdem, aber gerade deshalb vielleicht, lernte er, sich so ablenkend, gut und viel in der Schule; Mathematik, Physik und Chemie waren seine Lieblingsfächer. Und als er die Abgangsprüfung des Gymnasiums gut bestanden hatte, bat er, die Technische Hochschule besuchen zu dürfen, um Ingenieur zu werden. Leise fügte er an die Bitte: „In Rarburg?“ Der Ort lag in jenen Bergen.

„Dazu reicht das Geld nicht, lieber Junge!“

Die Mutter, eine von Frömmigkeit verklärte, in dieser Wüste mild und gütig lebende Frau, streichelte ihn trostesvoll.

So kamen abermals Jahre im Lande des nagenden Qualms und der hochofenlobernden Nächte, da er an der Technischen Hochschule der Vaterstadt studierte.

* * *

Aber dann nahte der Tag des siegesgewiß erwarteten Examens; er bestand. Und nun konnte ihn nichts mehr halten. Selbst das Angebot der größten Hütte, als Ingenieur mit glänzendem Gehalt in den Betrieb Oberschleffen.

einzutreten, vermochte nicht, ihn zu locken; er wollte mit aller Kraft und Sehnsucht hinaus, hinaus! Und es gab keinen herrlicheren Tag in seinem Leben, als jenen, der ihm die Nachricht brachte, daß die Werft in der Stadt am Meer ihn anstellen wollte. Das Gehalt war viel geringer, die Stellung viel untergeordneter; er griff mit beiden heißen Händen zu und jubelte, daß es der Mutter ankam, zu sagen: „Sind wir dir so wenig?“

Aber er küßte sie in seinem Glück. Da wußte die alte Frau, daß er zwar wehmütig an den Abschied dachte, diese Wehmut aber von einer außer Rand und Band geratenen übermütigen Seligkeit immer wieder zerstrahlt wurde, wie eine Wetterwolke von der siegenden Sonne.

Er reiste ab. Ihm geschah das Entfliehen aus dem Ortus des Industriegebietes; ihm geschah der Anblick des Frühlings, der über die Felder zittert und lichtgrün zu blühen beginnt; ihm geschah die Überfahrt eines lustigen Flusses, das Bunt der Dörfer, der Traum abenddämmeriger Wiesen, die klare Nacht der einsam-stillen Ebene. Am andern Morgen langte er in der Stadt am Meere an. Vom Bahnhof sah man den Hafen. Dies Wort, tot bis jetzt in den Büchern starrend, gewann angesichts der Wirklichkeit entzückendste Erfüllung. Es lebte mit ihm: Schiff und Wimpel, Welle und Kran, Speicher und Leuchtturm.

Das Meer aber, als es in sein Gesicht trat, war wortlos für ihn; es gab keinen Ausdruck für das Überwältigende, das bis an den Rand des Himmels Uferlose solcher Großartigkeit.

Er lebte sich mit Begeisterung in Brauch und Gebärde des nordischen Volkes ein, obwohl es sich ganz anders gab, als die bleichen, heißblütigen Heimatbewohner. Bald fand er Freunde. Es kamen Abende auf blumenumschlungenen Veranden, in Gärten am Strand, auf den Dünen. Frauen traten in sein leicht gewordenen Leben, eine von ihnen, blond, groß und voller Blüte, liebte er: Irene Solthaupt.

Er heiratete sie. Die Eltern baten Sohn und Schwiegertochter um ihren Besuch; aber Paul schauderte zusammen, wenn er an die dunstige Heimat dachte. Er flehte die Eltern an, hin zu ihnen ans reine Meer zu kommen, in das gartenumträumte Giebelhaus, das sie in seliger, junger Liebe bewohnten. Die Eltern erfüllten die Bitte.

Und so kam es, da sich Paul immer wieder wehrte, heimzukehren, daß die Jahre dahinglitten, daß schließlich ein Jahrzehnt fast vergangen war, ohne Paul ein einziges Mal in der Heimat zu sehen.

Er lebte als angesehener Obergeringenieur in der Stadt am Meer. Das stiller gewordene Glück der Gatten verranste sich mit der leuchtenden Elternliebe zu einem blonden Mädchen, das wie die Mutter war und

nichts von den bleichen Menschen des Industriegebietes an sich hatte. Auch Pauls Wangen waren längst gebräunt. Er kleidete sich vorliegend in jenes seemannische Zivil mit blauer Schirmmütze, hochgeschlossenen blauen Anzug und weiten Hosen, unterbewußt von dem Oranje beseelt, als ein ganzer Landsmann des nordischen Stammes zu gelten. Er zügelte sein südliches Temperament, spielte den kühlen, klaren Kopf, straffte forsch seinen Körper und sprach die Mundart des Landes.

* * *

Eines Tages kam ein Brief an. Er war aus der Heimat. Ein Brief, der Paul auf den höchsten Posten berief, den er in seinem Beruf erreichen konnte; er sollte die Gesamtleitung des Ingenieurwesens in der industriellen Verwaltung übernehmen.

Er warf den „Wisch“, wie er das mit vieler Umständlichkeit und Würde verfaßte amtliche Schreiben nannte, in den Papierkorb. Das war am Morgen. Den Tag verbrachte er heiter und guter Dinge auf der Werft und daheim, lachte mit seinem Kinde, umarmte seine Frau. Und doch lag in dieser Fröhlichkeit und heiteren Aufschließung seines Wesens etwas Bedeutsames, das er aber nicht zu deuten wußte.

Am Abend saß er allein am Schreibtisch. Frau und Kind schliefen schon, da erinnerte er sich des Schreibens. Und was ihn nun überfiel, wollte er abwehren, zertreten, ins Meer versenken. Es stieg aber immer wieder empor und sagte: Heimweh.

Seine Hand wurde in den Papierkorb hineingezwungen. Das Schreiben lag plötzlich weiß vor seinen starrenden Augen. Der Name der Vaterstadt neben dem Datum wurde lebendig: er sah Elternhaus, Schornsteine, Hochöfen, Qualm, Feuerschein, hörte das ewige Gelärm der Arbeit dortzulande. Er lauschte den Glocken der Vaterstadt: sie schwebten und schwebten um ihn. „Nein!“ schrie er auf. „Hier ist meine Heimat!“ Aber das Herz pochte: Dort, dort, dort! Am nächsten Morgen sah er die Sache nüchterner an. Dich lockt nur der hohe Posten, schmächte er sich selbst.

Aber die Nacht darauf wurde schlaflos.

Da sprach er mit seinem Weibe. Sie streichelte ihn sanft, wie es ihre geruhlsame Art und sprach: „Es kommt alles, wie es kommen muß.“ Zum ersten Male hatte seine Seele etwas anderes von ihr erwartet: sie sollte ihn an sich reißen und an ihrer kühlen, reinen Blondheit festhalten. Ja, aber paßte das zu ihrer blonden Kühle? Im Südosten, wo seine Heimat lag, da waren die Mädchen, die solches taten.

Er spielte mit seinem achtjährigen Töchterchen, um sich abzulenken; er ertappte sich aber immer dabei, wie er im Traum das Kind im Rauch der Heimat blühen ließ.

Sie würde mir hinwelken, das Kleine! Es wäre ein Verbrechen, dachte er. Aber das Blut drängte fort von allem hier, woran er schon unzerreißbar fest zu haften glaubte.

Er hatte nicht mehr die Kraft, den Brief wegzzuwerfen, geschweige zu zerreißen. Und das Schreiben umkreiste ihn, langsam, aber sicher wie ein herabzielender Geier.

Die Fänge des Heimwehs umklammerten sein Herz. Er wurde jetzt schon bleich, wie er einst in der Heimat war. Er ging zerrissenen Sinnes durch die nächsten Tage, bis er zum zweiten Male in seinem Leben erkrankte, fieberte. Und abermals ließ ihn eine wieder nur leicht auftretende Gehirnhautentzündung in Träume versinken: diesmal leuchtete ihm die Heimat freudig entgegen.

Genesen, lag er fremd in seines Weibes Arm: „Ich werde heimkehren. Kommst du mit?“ Er wunderte sich, wie auf unerklärliche Weise wenig Werbung in seinen Worten lag; er fühlte, wie tief er die Frau noch immer liebte und wie sie doch etwas Fremdes für ihn erhielt.

Sie sprach: „Ja!“

Er schrieb an die Industrieverwaltung — die inzwischen höflich gemahnt hatte — sich mit der Krankheit entschuldigend, seine Zusage.

Einen Monat später — es war wieder Frühling — reiste er südwärts. Mit ihm Weib und Kind, beide kaum unruhiger als sonst. In ihm aber kochte es voll zitternder Erwartung. Bei Nacht kamen sie in der Vaterstadt an. Große Feuerscheine überstrichen den Himmel; Hämmern und Fauchen drang aus den Hütten, Donnern der Kohlenblöcke aus den Gruben; lähmend legte sich der Rauch auf die Lungen. Das Weib wurde scheu. Das Kind zitterte. Paul Stegbruch aber ging strahlenden Gesichtes am Arm seiner Mutter durch die alten, düsteren Straßen. Der Großvater nahm das kleine blonde Mädchen auf den Arm. Und es wurde ruhiger. Auch Irene faßte sich, und als man in der elterlichen Wohnung am Imbißtiisch unter gemüthlicher Lampe saß, konnte sie freundlich zu den Worten der Wiedersehensfreude lächeln.

* * *

Aber in der Dauer der Tage, der Monde blieb das Unausbleibliche nicht aus. Es war noch kein Jahr unter den veränderten Verhältnissen dahingegangen, als das Wehevollste in dem Leben Pauls eintrat. Er

hatte seine Heimat lieb gewonnen, wie sich nur Freunde lieben, die anfangs um irgendeiner Außerlichkeit willen sich gemieden oder gar gehaßt haben. Ganz ging er in seiner Arbeit auf: er hatte das Gefühl, ans Herz der Erde zu greifen, wenn er mit festen Händen Taten für seine Heimat vollbrachte. Nun wurde er straff aus seiner Innerlichkeit heraus. Auch sein Blut blieb rot in den Wangen trotz der dunstigen Luft; denn sein im Norden gehemmtes Temperament konnte sich hier unauffällig, ja, verdichtet und gestützt durch das Glühen der ganz vertrauten, gleich glühenden Herzen der vielen Heimatfreunde, wieder ausleben! Das tat gut.

Weib und Kind aber wurden still. Und eine große Traurigkeit tauchte aus ihren Augen hervor.

Und eines Tages, als der Mann auf einer Inspektionsreise sich befand, packte die Frau, ohne auf die erstaunten Worte des Dienstmädchens zu achten, zwei Koffer, zog sich und das Kind an, schrieb einige Zeilen für ihren Mann und legte sie auf seinen Schreibtisch.

Am andern Morgen, als sie schon wieder Meerluft in die seit Geschlechtern nur dafür durchbluteten Lungen einatmete, las der erschütterte Gatte:

„Ich muß fort; denn ich bin vom Meer! Heimat scheint mehr als Liebe zu bedeuten; das wußte ich nicht. Es ging nicht anders. Weil ich dich liebe, verlasse ich dich; denn eines Tages hättest du mich weit in den Armen hängen, und dann müßtest du dir Vorwürfe machen. Nur um eines bitte ich dich: Besuche uns niemals! Das würde mich unruhig machen. Ich bin aber ganz aus Stille. Die Kleine grüßt dich sehr. Ich habe ihr gesagt, du hast uns die Stadt am Meer wieder geschenkt, damit wir darin wohnen können. Sie läßt dir dafür sehr danken! Grüße uns manchmal, wenn die Sterne durch den Nebel deiner Heimat leuchten — das ist ja nicht sooft — mit dem hellsten von ihnen. Es küßt dich deine in der Ferne treubleibende Irene.“

Und er schrieb zurück:

„Daß du von mir gegangen bist, wird mir immer der größte Schmerz sein. Und mein Kind — — Aber es ist mir, als müßte ich diesen Schmerz in das harte schwarze Gestein meiner Heimat einsäen, um Früchte der Beglückung einstmals aus ihnen zu ernten. Denn siehe, es mußte wohl so kommen, daß ich aus dem krassesten Gegensatz die häßliche Heimat lieben und schön finden lernte. Nun kenne ich ihr Wesen. Es ist: dunkelster und glühendster Kampf heißester Arbeit. Und dasselbe lockt mein Wesen an. Wir gehören zusammen: die Heimat und ich. Das scheint Naturgesetz

zu sein. Daß du mir zum Opfer darüber wurdest, daß ich zu dieser Erkenntnis so spät gelangte, du, die ich über alles liebe, wird mich oft aufschluchzen lassen. Aber inmitten der Arbeit für die Heimat werde ich heiter sein. Und mein Leben wird davon durchstäht bleiben. Sooft der Schein des Hochofens vor meinem Fenster kirchturmhoch zum Himmel schlägt, denke ich an dich und das Kind.

Dein treuer Paul.“

W. Die Eltern lassen grüßen. Mutter ist ganz fassungslos, möchte euch zurückholen. Aber sie wird sich schon wieder beruhigen.

Fasching in Oberschlesien.

Von Emil Marx.

Das Wort: „Man muß die Feste feiern, wie sie fallen“, gilt in Oberschlesien weit mehr als anderwärts. Hier läßt eben die hastende, unermüdlche Arbeit das Verlangen nach einer angenehmen Unterbrechung leichter aufkommen. Auch der Fasching bietet erwünschte Gelegenheit, die Hände ruhen zu lassen und sich den Freuden des Lebens hinzugeben.

Die rauschende Faschingsfreude, wie sie etwa dem West- oder Süddeutschen eigen ist, geht dem Oberschlesier ab. Er feiert die Fastnacht mehr mit innerer Anteilnahme. Wie beliebt der Fasching aber ist, zeigt folgende Anekdote, deren Schlußvers in Oberschlesien sprichwörtliche Bedeutung besitzt:

Ein junges Mädchen kommt in angeregter Stimmung zur Großmutter auf Besuch. Die Alte liegt seit Jahren halbgelähmt zu Bett. Auf ihre erstaunte Frage, warum das Enkelkind so fröhlich sei, gibt dieses zur Antwort: „S'ist Fastnacht heut.“ Da geht ein Leuchten über die verwitterten Züge der Frau. Mühsam erhebt sie sich vom Lager. Und sich am Bettpfosten anklammernd, hüpfst sie einen längstvergessenen Ländler, wobei sie mit zitternder Stimme singt:

„Auch die alten Weiblein springen,
Wenn die Fastnachtlieder klingen.“

Unerläßliche Voraussetzung für jede Feier ist ein gefüllter Magen. Im Fasching übt der Pfannkuchen seine Herrschaft aus. Jede Familie vertilgt in den drei Tagen, die dem Aschermittwoch vorausgehen, unheimliche Mengen dieser würzig-duftenden Gebilde häuslicher oder gewerblicher Backkunst. Recht beliebt ist ferner ein Gericht, dem man

wohl zu allen Jahreszeiten begegnen kann, das aber gerade die Kühle der winterlichen Temperatur gebieterisch verlangt, um während seiner Zubereitung den Geruchsnerve nicht allzu sehr zu behelligen. Ich meine Flädi. Kennt ihr es? Der echte Oberschlesier wird schmunzeln. Wie Sparta seine schwarze Suppe besaß, so rühmt sich Oberschlesien dieses Gerichtes. Es ist auch eine Art Suppe, aber nicht von Blut, sondern dick und breiig, weil ihr Hauptbestandteil feingeschnittene Teile des Ruhmagens sind. Flädi ist eine Delikatesse, die man nur in Oberschlesien zu bereiten und zu würdigen versteht.

Auch manches quiekende Rüsseltier muß jetzt daran glauben und spielt eine höchst leidende Rolle beim Schlachtfest, das oft den Höhepunkt des Faschings bildet. Jetzt gilt es ja, den inneren Menschen ordentlich auszulustern; denn es beginnt sogleich „die fleischlose, die schreckliche Zeit“, um mit dem Dichter zu reden. Und sie nimmt erst ihr Ende, wenn am Ostersonnabend der Schinken in rosiger Pracht dem dampfenden Kessel entsteigt. Und da nun alles, was der Magen braucht, in Hülle und Fülle beisammen ist, wird auch schnell eine Hochzeit gefeiert, wenn die dazu notwendigen Brautleute sich finden und einen entsprechenden Willen bekunden; denn die folgenden sechs Wochen sind die „stille Zeit“, die keine lärmenden Hochzeitsfeste duldet.

Sage und Volksbrauch bemächtigen sich des Faschings ebenfalls. Der Wilde Jäger braust jetzt auf dreibeinigem Hengst mit kläffender Hundemeute durch Busch und Wald. Wenn der Wandersmann sich vor ihm retten will, muß er sich platt zu Boden werfen, das Gesicht nach unten gekehrt. Das Ungetüm klopft an die Fenster und wirft eine Pferdekeule in die Stube, wo man unbedachterweise öffnet. Auf der linken Oberseite, etwa zwischen Leobschütz und Reize, gilt als Faschingsgespenst der Grüne Jäger, der mit dem Kopf unter dem Arm durch die Straßen rast. Wer ihn erblickt, hat schweres Unheil zu gewärtigen.

Die bekannteste Sagenform der Faschingszeit ist aber die Marzana, die Todesgöttin. Alljährlich am Lätaresonntag wird das Tодаustragen begangen, das man wohl als eine besondere Art des Faschingsumzuges bezeichnen darf. Eine phantastisch geschmückte Strohfigur wird von den Burschen und Mädchen des Dorfes mit vielem Hallo nach dem nächsten Teich getragen, um dort versenkt zu werden. Im Augenblick, wo der Popanz auf das Wasser klatscht, macht alles feiert und rennt in größter Hast dem Dorfe zu; denn der letzte, der zu Haus ankommt, wird unweigerlich im Laufe des nächsten Jahres an einer schweren Krankheit sterben.

So lösen Festlichkeit und Volksgebrauch sich in der Faschingszeit ab, bis der Aschermittwoch mit ernster Kirchenfeier auf den wahren Sinn des Lebens hinweist.

Aus: Oberschlesien, Zentralorgan des Oberschlesischen Hilfsbundes und der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier. Verlag Bernard & Graefe, Berlin-Charlottenburg 1.

Das St. Annafest (26. Juli).

Von Wolfgang Wienke.

Liegt ein Berg in unserm Ländchen, mit freundlichem Gesicht: ein Kunstwerk Gottes. Als wäre er aus einem Märchen genommen, so sieht er aus. Mitten in das Ländchen hinein hat der liebe Gott ihn gedichtet. Er wußte nicht, wo er ihn hätte besser aufstellen können.

Sonne und Wind scheinen ihn gern zu haben. Die Sonne umlächelt ihn, und der Wind küßt ihn. Und ein wenig überirdisch sieht er aus. Trägt einen heimlichen Sonnenmantel um seine Schultern und einen Heiligenschein.

Wie eine Schildwache Gottes steht er da, wie einer, der etwas zu sagen hat; zeigt feierlich mit dem Zeigefinger nach oben, heilig, schweigsam, stumm, beredt. Er kann ordentlich predigen: „Menschen, ich kenne euren heiligsten Traum, euren tiefsten Traum!“ Und die Dörfer, die im Grunde hocken, hören dem Frommen zu.

Nirgends predigt wer so schön und rein. Es kommt ein Trost und Glück von dort. Ewig, ewig liebt das Volk den Berg; denn alle Geheimnisse seiner Seele, seine stillsten Heiligtümer trägt er. Ist alles heilig dort. Schon sein Name ist ein Heiligenbildchen: St. Annaberg.

Dort oben steht ein Kirchlein. Da ist es still. Und an einem Tag im Jahr, da läuten die Glocken dort von selbst. Da ist St. Annatag. Feierlich weihen die Glocken den Morgen; noch ist es so morgenstumm, kein Hall im Morgenheiligum. „Hört, wie wunderbar St. Annas Glocken läuten!“ so sprechen die Menschen heute, so sprachen sie vor hundert Jahren schon. Und sie eilen hinauf im farbenfreudigen Festtagskleid. Sie wollen die heilige Stunde nicht verschlafen. Denn vor Tag und Tau — ist's noch Mond, ist's Sonne schon — da geht die Heilige des Berges durch das Land. Die Ähren küssen ihr das grüne Gewand; sie segnet sie mit heiliger Hand.

Es schweigt das Land heute von der Arbeit, schweigt so weit, soweit St. Annas Grenzen reichen. Die Sensen hängen unberührt.

Aus jedem Dorf, jung und alt: im langen Zuge kommen dem Kreuz sie nachgewallt. Sie kennen Pfade und Stege. Ihre Gedanken fliegen zu St. Anna. Dort ist der Hafen, wo ihre Segel heute still schlafen sollen.

Jetzt schwimmt ein Lied durch die Luft, ein uraltes Pilgerlied. Die Heilige hat die Noten selbst dazu geschrieben. Ohne zu wollen, formen die



Wallfahrt zum Annaberg

Lippen immer die Worte: Heilige Mutter Anna! Immer wieder, immer wieder.

Das Lied vermählt sich mit dem Kerzenglanz ringsum. Sie bringen der Mutter Gruß auf Gruß. Der Wind hört es und die Bäume und die Wolken, die rastlosen Himmelspilger.

Ein solches Lied fliegt weit, weit bis in den Himmel. Und ein Widerhall ist in den Hügeln und vergeht.

Ein Kreuz heiligt den Weg. Da bleiben sie stehen, beten mit Herz und Mund. Es ist immer derselbe Weg, den sie alle Jahre durchwandern, ohne müde zu werden. Die bunten Kirchenfahnen sind auch dieselben, ihr Herz dazu. Die Farben knallen und heben sich deutlich von dem Gold und Grün der Landschaft ab.

Eben fängt die Morgensonne an, den Berg mit Purpur und Gold zu malen. Morgenblank leuchtet der Berg. Stolz zeigt er das Schönste, was er hat: St. Annakirchlein und Franziskuskloster. Hundert Fenster gleißen so sonnenbunt. Unten sind die Häuser neu aus der Schachtel genommen.

Das Silberhaar der Greise ist verklärt; es ist ein Jauchzen in ihrer Seele. Auf ihrem Antlitz liegt ein verwittertes Kinderlächeln.

Auch die Knaben mit ihren faltenlosen Stirnen verstehen, daß heute etwas Besonderes sei. Einige Schmetterlinge wehen über den Weg. Hundert fliegen durch die Seele dieser Knaben. Buntbewimpelt sind ihre Gedanken. Dort der Knirps: stolz dreht er ein Zehnspfennigstück in seiner Hand. Er weiß, was er sich dafür kaufen wird.

Und die Mädchen wissen sich heute viel. Sie tragen die Mutter Gottes. Die frisch-gestärkten Kleider stehen starr ab. Wie Anemonen am Waldrand, so schimmern sie hell, so weiß und züchtig. Und im Gebetbuch hat jedes ein Marienblatt, ein duftendes Marienblatt.

Manche Frauen pflücken weiße Sternblumen, rote Raden, blaue Kornblumen und was sie sonst an stillen Blumen am Feldweg finden. So haben sie ihren Feststrauß. Sie bringen der Mutter Blumen, Sonnenglanz und Grüße.

Überall im Grunde klingt Musik, Trompetenmusik, die aus vollen Backen bläst. Heilige Menschenheere ziehen den Berg hinauf. Es ist ein Aufzug, wie ihn noch kein König sah. Die Stunden, in die sie hinaufsteigen, sind so schön. Sie tragen goldene Kronen.

Nun werden Lied und Musik zum Glockenläuten. Da lauschen die Menschen. Ihre Seele bebt so wunderbar. Das sind die Glocken des Heimatberges, die Glocken der Heimat, treu und schlicht. Heimlich färbt der Ton das Rauschen der Bäume, heimlich färbt er das Morgengebet der Lerche. Alles Heimweh läutet, lange und gütevoll. Klang nicht der Mutter Lied so einmal?

In dem Kirchlein teilt die Heilige Audienzen aus, ruft jeden gütig mit Namen, lächelt und grüßt den lieben Gott von allen. Zu ihren Füßen knien, weinen sie. Eine Krone hat die heilige Mutter, ist eine Königin. Weißt du, daß jede Mutter eine Königin ist? Oder sahst du es nie?

Auf dem Paradieshof stehen neue Prozessionen, wie unbeschenkte Engel, die noch warten. Klosterpoesie unwittert den stillen, frommen Platz. Girlanden von Finkensstrophen empfangen die Prozessionen, „Gegrüßt seist du, St. Anna!“ schlagen die Finken hier, über den Prozessionen, vor ihnen, hinter ihnen, immer von neuem, unablässig, unermüdlich.

An der Grotte wird dann das Gewirr zum Gottesdienst. Ein brauner Franziskaner kommt. Das Echo seiner Sandalen klappt nach. Sein Schritt hat ein Gleichmaß, einen Takt, von keiner Welle dieser Welt berührt. Wo sein Fuß tritt, ist heiliger Boden. Dort oben im Kloster hat er eine Zelle, nicht viel größer, als die der Bienen: eine Zelle flüchtiger Unterkunft.

Noch liegt Gespräch über der Menge. Da — „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ — es wird still. Nur eine Vogelstimme klingt noch betend durch den Raum. Der Franziskaner beginnt seine Predigt. Er bietet den Menschen Schätze, die nicht Rost und Motten verzehren. Er weiß um eine Menschenseele Bescheid. Da lauschen sie ganz verückt. Das Schale und Alltägliche, die Zeit fällt von ihnen ab. Die Seele Gottes fliegt durch den Raum. Tränen des Glückes sind in ihren Augen. Mancher verschluckt eine Träne.

Machtvoll rauschen jetzt die Fluten des Gesanges, der die heilige Handlung am Grottenaltar begleitet. Was allen Zeiten gemeinsam, was tief als Gemeingut in der Seele des Volkes wurzelt, ringt sich hier im Gesange los, als gläubige Zuversicht, als inbrünstiges Verlangen nach dem Ewigen. Und rings die Stille, ergriffen vom Schauer der Andacht, wird mitbetend, mitsingend, haucht das reine Entzücken der Menschen in ihren frommen Gesängen aus, die Himmel und Erde zu schöner Gottesgemeinschaft verbinden.

Wenn die Menschen den Platz verlassen, kommen sie aus anderem Land. Die weihervolle Stimmung dieser Feier begleitet sie.

Jeder träumt einen goldenen himmlischen Traum. Und die Seele, die den Traum ersonnen, ist des Glaubens an seine Erfüllung voll.

Am Nachmittag zieht der Prozessionen Lied ins Tal hinab. Die Menschen kehren heim zu ihren Dingen und sind voll Sehnsucht bis zum nächsten Jahr.

Mir aber ist's so wehmütig, wie wenn in der Ferne hundert Leiern spielten.

Eine erhabene Feier, die Feier einer Gemeinschaft, eines ganzen Gaues. Dazu gehört die erhabene Natur, der heilige Berg. Diese Gemeinschaft erlebte sich selbst in dieser religiösen Feier. Wo eine solche Feier nicht als ein tiefes Bedürfnis aus der Volksseele quillt, da ist keine Gemeinschaft mehr. Wir Heimatmenschen empfinden die Schönheit, die Kraft, die in einer solchen Feier, in einer solchen Poesie steckt. Es gibt Verbildete, die sich dazu für zu gebildet halten. Nun, „die wahrhaft gebildete Mutter findet die wunderbaren Herzenstöne des einfachen Wiegenliedchens schön, die verbildete singt ihrem Kinde einen Gassenhauer!“

Aus: Der Oberschlesier. Monatschrift für das gesamte Kulturleben. Herausgeg. von Karl Sczobroff. Breslau u. Oppeln, Verlag Priebatsch.

Oberschlesische Hochzeit.

Von Leo Roszella.

Eschingdera, tschingdera, bumdera, bumderassa! So klingt es plötzlich irgendwoher. Neugierige Nasen strecken sich in die staubige Straßenluft; alle Fenster sind auf einmal besetzt; Menschen eilen auf die Straße; Passanten wenden ihre Köpfe, und Kinder halten beim Spiel inne. All die griesgrämigen Gesichter übergoldet nun ein froher Schein. Die schlappen Schritte werden fester, energischer, lebenswilliger. Ach, man ist ja für das geringste so dankbar und empfänglich! Noch weiß man nicht, was für Musik das ist; noch hört man sie erst aus der Ferne, und schon sind die Menschen wie verwandelt.

Eschingdera, tschingdera, bumdera, bumderassa! Nun kommt's immer näher und näher. Und wenn auch die Klänge etwas mißlungen ertönen, so voll von Dissonanzen und Unebenheiten, man hört nicht auf die einzelnen Töne. Nur das eine nimmt man wahr: es ist Musik. Es sind festlich-frohe Klänge, die da herüberklingen, Träger einer dem grauen Alltag entgegengesetzten Stimmung, Sieger über Sorgen und Beschwerden, Runder eines frohen Festes. Denn schon geht es von Mund zu Mund: Hochzeit! Und was an Kinderbeinen noch nicht dabei ist, läuft flink wie die Wiesel hin. Die Erwachsenen rücken sich in den Fenstern zurecht. Und unten auf der Straße fassen die Leute vor den Häusern Posto, um sich ja nichts entgehen zu lassen. Ein dichter Menschenschwarm schiebt sich allmählich näher.

Eschingdera, tschingdera, bumdera, bumderassa! Spitz und scharf dringen bereits die Töne in die Ohren. Als Führer des Festzuges tänzelt und springt eine Horde übermütiger Bengels und nimmt die gesamte

Straßenbreite ein. Dann erblickt das sensationslüsterne Auge die Musikanten. Sieben an der Zahl. Sieben groteske Gestalten, die einem Jean Paulschen Roman entsprungen zu sein scheinen. Jeder ein Typ für sich. Noch ein wenig Regiearbeit und diesen Sieben wäre der größte Lacherfolg in einer Nestroyschen Komödie beschieden. Schon der erste. Als einziger seiner Kollegen hat er ein Festgewand angelegt. Den obligaten Bratenrock, weiße Binde und Steiffhut. Vielleicht fühlt er sich als Dirigent des Ganzen. Vielleicht ist er ein Verwandter, der es seiner Familie schuldig ist, so luxuriös gekleidet zu erscheinen. Vielleicht gedenkt er, ein Solo zu liefern. Vielleicht erhofft er aber auch dafür eine Bevorzugung beim Braten und Kuchen und Schnaps. Vielleicht . . .

Die anderen haben es nicht für nötig erachtet, die Hochzeitsuniform anzulegen, wenn man von den drei Steiffhüten absieht, die sich neben den drei restlichen, ziemlich altertümlichen Filzhüten sehr festlich ausnehmen. Der eine hat eine grüne Jacke und eine braune Hose, der andere eine blaue Jacke und eine graue Hose. Natürlich durchweg Korkenzieherbügelfalten. Und wie wichtig kommen sie sich alle vor. Ihr Motto ist: Je lauter, desto besser!

Dann kommen drei Ehrenjungfrauen im Alter von fünf bis sieben Jahren. Und hinter ihnen das Brautpaar. Ein junges, sympathisches Paar, das inmitten dieser neugierig glohenden Menschen auf den Wolken des Glückes zu schweben scheint. Er blickt ernst zu Boden, und ihre Augen scheinen mit der Zukunft Zwiesprache zu halten. Dann noch drei Zylinder, drei weiße Binden, drei Bratenröcke, drei lilarosa-weiße Kleinstadtfefttoiletten und drei Blumensträuße der drei städtisch gekleideten Kränzelpaare. Den Übergang bilden die zylinderlosen Hochzeitsgäste und den Abschluß die interessantesten Paare, die bäuerlichen, d. h. nur die Frauen in ihren knallroten, in Kugelform gebundenen Kopftüchern, den türkischen Umhängen und unzähligen, schweren dunklen Röcken; denn die Männer sind verstädticht.

Ach, wie schön wäre der ganze Zug, wie einheitlich, wie stilvoll, wenn alles bäuerlich farbenfroh daherkäme! Das Ganze ist ja noch eine bäuerliche Angelegenheit, ein traditionelles Überbleibsel aus der noch nicht allzufernen dörfischen Vergangenheit. Heut' von ungewollter, unbeabsichtigter komischer Wirkung. Heut' muß dieses Durcheinander von Stadt und Land, von industrieller Hast und ländlicher Gemütlichkeit grotesk anmuten. Und ist zugleich ein Beweis dafür, wie schwer es den Oberschlesiern wird, sich umzustellen, mitzugehen mit der Zeit und ihren gewandelten Sitten.

Jetzt geht es mit Tschingdera zur Kirche. Und wieder ebenso zurück, begleitet auf beiden Seiten von der schaulustigen Menge. Und in den Abendstunden klingt wieder das Tschingdera-Tschingdera-Bumdera-Bumderassa durch die stillen Straßen. Nun geht es zum Tanz in den größten Saal des Ortes. Die Rangfolge ist die gleiche. Nur die bäuerischen Damen haben sich umgezogen. Die türkischen Tücher sind abgelegt, und samtne Mieder und riesige schwerseidene, blumig-bunte Schürzen prangen auf den Rockmassen. Nackte Arme spielen mit dem Festtags-schmuck. Und das Brautpaar fehlt.

Etwas später sieht man Braut und Bräutigam durch eine holprige, dunkle, schmutzige Straße, auf stillerem Umweg zum Saale gehen. Ob sie die Ragenbuckel des Pflasters spüren? Ob sie die Rosen auf diesem einmaligen Wege vermissen? Ob sie die symbolhafte Bedeutung dieser Stunde und ihrer Begleitumstände erfassen? Im Brautstaat mitten durch die gleichgültigen, von der Bahn in die Wohnungen hastenden Menschen, zu Fuß durch den Schmutz des Alltags, ausgesetzt dem abtastenden Blick der oft so gedankenlosen, lieblosen Menschen.

O, häßliche Zeit, die du zwei Menschen an ihrem schönsten Tage zu solcher Entsagung zwingst!

Aus: Der Oberschlesier. Hrg. von Karl Sczodrok.
Breslau u. Oppeln. Verlag Priebatsch,

Alte obereschlesische Sitten und Bräuche bei Saat und Ernte.

(Betrachtung aus dem Jahre 1865.)

In vielen Kreisen Oberschlesiens — z. B. in Pleß, Rybnik, Beuthen, Tost, Gleiwitz, Groß-Strehlitz, Rosel, Leobschütz, Falkenberg — sind noch bei Saat und Ernte und bei andern Veranlassungen auf dem Lande verschiedene Sitten und Bräuche üblich, die man auch wohl in Niederschlesien mehr oder weniger antrifft.

Bei der Hirseausaat nimmt der Säemann in einigen Ortschaften des Kreises Rybnik ein paar Körnchen Hirse in den Mund, hält sie, während er sät, unter der Zunge und spuckt sie nach Beendigung des Geschäfts auf den Weg. Dadurch wird nach seiner Meinung bewirkt, daß die Sperlinge zur Zeit der Reife der Hirse sich höchstens bis an den Weg, nie aber in die Hirse selbst wagen, diese also verschonen. Wenn im Frühjahr die Knechte zum ersten Male gepflügt haben, werden sie in den Kreisen Leobschütz, Tost-Gleiwitz usw. bei der Heimkehr von den Mägden mit kaltem Wasser begossen, damit die Feldfrüchte bis zur Ernte nicht durch Trockenheit leiden. Sobald die Mägde die erste

Bürde Gras — sei es geschnitten oder aus dem Getreide gejätet — nach Hause bringen, geschieht ihnen von den Knechten dasselbe, auf daß den Gräsern die nötige Feuchtigkeit nicht fehle und das Vieh stets ausreichendes Futter habe.

Kommt der Gutsherr oder sein Inspektor (Verwalter) zur Erntezeit das erste Mal aufs Feld, so wird er in verschiedenen Ortschaften der Kreise Namslau, Falkenberg usw. mit einem Kornseil gebunden und mit dem Spruche angeredet:

Ich binde Sie zur Fehr (Ehre)!
 Bitte um eine Kanne Bier!
 Wär's eine Kanne Wein,
 Sollt' Ihre Fehr größer sein!

Zu Johanni werden in den Kreisen Leobschütz und Namslau aus Rosen oder Feld- und Wiesenblumen kleine Kränze — ein Viertel Fuß im Durchmesser — gewunden, sechs bis acht an einer Schnur gereiht und dann über den Kuhstalltüren oder über dem Eingang des Hoftores bei kurzem Gebet oder beim Sprechen eines frommen Verses aufgehängt, damit kein böser Geist einziehe. Bisweilen werden die Schnüre so lang gemacht und der Kränze so viele angehängt, daß eine Schnur über die Dorfstraße von einem Bauernhofstore bis zum andern reicht und dann über den Weg gezogen und an den beiden gegenüberliegenden Toren in einer Höhe befestigt wird, daß ein beladener Heuwagen bequem darunter hindurchfahren kann. Da diese über die Straße gezogenen und mit Kränzen behangenen Schnüre meist am Anfange eines Dorfes oder einer Gasse angebracht werden, so scheinen auch sie die oben erwähnte Bestimmung zu haben, daß nichts Böses eingehe. Diese mit Kränzen behangenen Schnüre werden Rosentöpfe genannt, wahrscheinlich, weil in ihrer Nähe am Johannistage auf die Fenster der Verschönerung wegen Töpfe mit blühenden Rosen gestellt wurden.

Das Abendessen besteht an diesem Tage in jedem Hause — namentlich in den Bauernhöfen — aus frischgebackenen Semmeln mit Milch. Nach demselben werden hier und da noch die Johannisfeuer — d. h. kleine Gebündchen Stroh oder Altholz — auf Anhöhen und Hügeln angezündet, welche Sitte aus den schlesischen Gebirgsdörfern entlehnt zu sein scheint.

Das reife Getreide wird durchweg von Männern mit der Sense gehauen. Nur bisweilen, wenn es, vom Platzregen, vom Hagel niedergeschlagen und verworren, auf der Erde liegt, wird es von den Mägden

und Weibern mit der Sichel geschnitten. Korn und Weizen werden gehauen, abgerafft und in Gelägen (Gleichen) regelmäßig hingelegt. Gerste, Hafer, Hirse, Erbsen, Wicken bleiben während des Trocknens in Schwaden liegen. Das Binden und Ernten wird gewöhnlich von denselben Personen, die beim Hauen und Abraffen beschäftigt waren, vorgenommen und richtet sich nach der Witterung, dem Boden usw. Ist das Wetter nämlich schön und das auf sandigem Boden gewachsene Getreide nicht grasreich, so wird es häufig — weil völlig trocken — bald hinter der Sense gebunden und eingeschauert, im entgegengesetzten Falle aber erst noch einige Tage in Garben gebunden und in einzelnen „Mandeln“ zu fünfzehn Garben im Kreuze aufgestellt, bis es aufgeladen und eingefahren wird. In manchen Gegenden wird es — nur in kleinen Gebünden (fünf bis zwei Garben) gebunden — in sog. Puppen reihenweis zum Trocknen aufgestellt und dann eingeerntet. Erbsen und Wicken werden nicht erst gebunden, sondern, sobald sie trocken sind, lose, wie das Heu, mit Heugabeln aufgeladen und eingeheimst. Nach vollständig beendigter Getreideernte wird von den reichen Gutsbesitzern, namentlich aber von den Staatsgütern, das Erntefest gefeiert, wobei es mit geringem Unterschiede fast überall folgendermaßen hergeht:

Von Mädchen wird eine Erntekrone (hier und da nur ein Erntekranz) aus Ähren aller Getreidesorten so verfertigt, daß der Erntekranz als Unterlage dient, von dem aus zwei halbkreisförmige Bogen kreuzweis übereinandergelegt und oben, wie unten befestigt werden. Außer den Getreideähren werden noch verschiedene Blumen, Äpfel, Mandeln, Rosinen, Bonbons, mit Flittergold belegt, hineingeflochten. Diese Krone wird auf einer weißen Schüssel oder in deren Ermangelung auf einem Tragbrett von mehreren nett gekleideten und mit Blumenkränzen in den Haaren geschmückten jungen Mädchen, unter Begleitung aller übrigen Arbeiter, auf das Schloß gebracht und der Herrschaft überreicht, wobei ein Mädchen einen polnischen, eine Mannsperson einen deutschen Segenswunsch hersagt. Während des Zuges auf das Schloß tragen die männlichen Arbeiter ihre mit Blumen umwundenen Sensen, die weiblichen ebenso umwundene Rechen hoch erhoben und singen in feierlicher Stimmung das Te Deum oder einen polnischen Choral, z. B. „Wer sich in Gottes Schutz begibt“ oder ein anderes zur Feier passendes Lied. Die Mädchen, die die Krone angefertigt und überreicht haben, erhalten von der Herrschaft ein bisweilen recht ansehnliches Geldgeschenk. Hierauf werden noch einige geeignete Volkslieder gesungen, von der schon im voraus besorgten Musik einige Tanzstücke gespielt und dann noch ent-

weder auf dem Schloßplatze oder auf der Tenne der nächsten herrschaftlichen Scheuer ein Tänzchen veranstaltet. Zum ersten Tanze — meist eine Polonaise — wird die gnädige Frau von dem Großknechte, der gnädige Herr oder der Inspektor von der Großmagd aufgefördert. Für kurze Zeit beteiligen sich auch die andern herrschaftlichen Beamten und die von dem Gutsherrn zu dem Feste etwa eingeladenen Gäste an dem Tanze. Hierauf ziehen sie sich zurück und überlassen die heitere Gesellschaft bis zu einbrechender Dunkelheit sich selbst, wo dann das Vergnügen entweder endigt oder bis zehn Uhr abends im Dorfkretscham fortgesetzt wird.

Aus: Schlesische Provinzialblätter 1865.

Erntefeiern in Oberschlesien.

Von E. Grabowski.

Fast überall wird hier das Erntefest in den bekannten Formen, wie wir sie aus ganz Schlesien kennen, abgehalten. Kleine Unterschiede von Ort zu Ort kommen natürlich vor. Auf großen Gütern, Gewerkschaften, Domänen trägt gewöhnlich der Gutsherr, Pächter oder Direktor die Kosten des Festes. In manchen Orten, z. B. in Tillowitz und Falkenberg, zahlen die Mädchen die Musik. Hier erhält das Erntefest eine Nachfeier, die sehr originell und wahrscheinlich uralten Ursprungs ist.

Am Sonntag nach dem Erntefest wird die Haferbraut durchs Dorf geführt, in feierlichem Umzug. Diese Feierlichkeit gleicht einer Faschingmaskerade. Nur Burschen sind an dem Umzuge beteiligt. Die Braut ist ein verkleideter Bursche. Sie ist fein angezogen, von einem Schleier umwallt, und ihr Haupt schmückt ein Haferkranz. Sie sitzt in einem Ochsenkarren, der mit Birkenreisern besteckt worden ist und von einem Ochsen gezogen wird. Die nie fehlenden Musikanten fahren gleichfalls auf einem solchen Karren. Ist darin noch Platz, so wird er von verummten Burschen eingenommen. Auch dieser Karren wird immer von einem Ochsen gezogen. Nun folgen allerlei verummte und verkleidete, auch mit Larven versehene Burschen diesem seltsamen Zuge. Es darf darin niemals der Erntebär fehlen. Er wird von einem Burschen dargestellt, der ganz in Stroh gehüllt wird. Ebenso unerlässlich ist der Doktor. Denn der Haferbraut wird öfter übel; sie fällt in Ohnmacht. Dann muß der Doktor rasch zur Stelle sein.

Eine dritte wichtige Person ist der Spaßmacher. Ihm fällt die Aufgabe eines Hochzeitsführers zu. Er hat die tollsten Späße und Vorträge sozusagen aus dem Ärmel zu schütteln. Je derber, desto lebhafter werden

sie aufgenommen. Der Volkshumor feiert hier seine urwüchsigsten Triumphe. Ein Heer von berittenen und maskierten Burschen begleitet den Zug. Die Pferde sind mit bunten Bändern geschmückt, viele Burschen als Frauen verkleidet. Heut' sind Radfahrer auch viel vertreten. Natürlich wird der Zug von der ganzen Dorfjugend begleitet. Er findet sein Ende im Gasthaus. Hier wird getanzt, geschmaust, getrunken und allerlei Scherz getrieben.

Die Braut muß sich die derbsten Späße gefallen lassen. Schließlich werden ihr Kranz und Schleier vom Kopfe gerissen, und ihr wahres Wesen wird offenbar.

Diese Erntefeier findet in verschiedenen Orten des Falkenberger Kreises statt. Was sie eigentlich bezweckt, ist heute dem Volke nicht mehr klar. Ursprünglich haben wir es hier mit einer Feier zu tun, die einstmals dem Austreiben böser, feindlicher Mächte galt, die am Schluß der eingebrachten Ernte so verspottet wurden.

Strohkränze, Haferkränze, Strohwische sind im Volksbrauch Zeichen der Unfruchtbarkeit und Schmach. Dem unsittlichen Mädchen werden statt des Maibaumes Strohwische vor das Kammerfenster gehangen. Das geschieht heute noch in vielen Dörfern.

Doch möchte ich es nicht unterlassen, auch an die Ernten der ganz Armen zu erinnern. In vielen Dörfern überläßt der Bauer gern das abgeerntete Feld den Ortsarmen, die manchmal mit dem Ährenlesen recht viel Glück haben und ansehnliche Gaben nach Hause tragen.

Auch auf dem Kartoffelacker dürfen diese Armen noch ihre Ernte suchen. Wohl ist die Arbeit mühsam; aber fast immer wird sie durch größeren oder kleineren Gewinn gelohnt.

Oberschlesische Dorfmusikanten.

Von Robert Sabel.

Die oberchlesischen Musikanten veranstalteten am Kirchmiesdienstag einen humoristischen Umzug um das Dorf. Alle waren maskiert, verumumt, verkleidet. Eine große Rolle spielten die mit der inneren Seite nach außen gekehrten Schafpelze. Die Gesichter waren durch falsche Bärte, Ruß und die greulichsten Larven entstellt. Als wichtigste Figuren durften nicht fehlen: der sogenannte „Synagogenvorsteher“, der „Handelsjude“, der „Bär“ (vom Kopf bis zum Fuß in Schotenstroh eingehüllt) und der sogenannte „Fantlamacher“ (Spaßmacher). Letzterer steckte in einem unbestimmbaren Phantasiekostüm, spielte den Anführer der wilden Bande und hatte die Zuhörer durch allerlei Späße zur

Lustigkeit und zum Lachen zu reizen. Die seltsame Gesellschaft zog von Bauernhof zu Bauernhof. In jedem Hofe stellte der Fantlamacher den Bewohnern die Bande als irgendeine berühmte Künstlergesellschaft aus China oder Amerika vor, worauf irgendein Tanzstück zum Besten gegeben wurde. Die Art desselben, ob Polka, Walzer, Rheinländer und dergleichen, hatte der Hofbesitzer zu bestimmen, der mit den Seinigen bald unter die Haustür getreten war und von dem Fantlamacher allertüchtigst um seine Befehle gebeten wurde. Jeder Hofbesitzer war auf den Besuch der lustigen Kirchenmusikanten schon vorbereitet und hätte es als empfindliche Beleidigung angesehen, wenn er übergangen worden wäre; denn die Musiker — sie waren Kirchen- und Tanzmusiker in einer Person — standen in einem gewissen Ansehen. Und jedermann, der im Dorfe was galt, wollte mit ihnen gut Freund bleiben. Nach dem Tanzstücke führten die einzelnen Masken allerlei Alk aus, wobei sich besonders der „Bär“ den etwaigen jungen Töchtern des Hauses gegenüber recht unbändig und wild benahm. Der Handelsjude hatte die wunderlichsten Altertümer und Seltenheiten zu verkaufen bzw. vorzuzeigen, z. B. Überreste der ägyptischen Finsternis in kleinen Fläschchen, das Feigenblatt der Eva, den letzten Seufzer von Lots Weib, einige Sprossen von Jakobs Himmelsleiter und dergleichen mehr. Hatte der Hofbesitzer endlich in eine riesige Sparbüchse, welche ihm vom Synagogenvorsteher unter die Nase gehalten wurde, einen Obolus entrichtet, so ging es weiter zum Nachbarhofe.

Während nun die Dorfbewohner vor ihren Türen standen und sich an dem seltenen Schauspiel ergöhten, ahnten sie nicht, was hinter ihren Häusern vorging. Einer oder zwei der Pfiffigsten und Listigsten vom Bunde schlichen nämlich hinter den Scheuern zu den Gärten herein und suchten durch Türen, Fenster, Bodenluken und dergleichen heimlich in die Speise- und Vorratskammer zu dringen und stibizten dort, was ihnen an Ekbarem in die Hände kam: Speck, Würste, Schinken, Pfannkuchen, Streuseltuchen, Brot und dergleichen mehr. Hinter der Scheuer lauerte ein anderer mit großem Sack. War dieser gefüllt, so wurde er einstweilen ins Wirtshaus geschleppt. Hier gab es nach Beendigung des Umzuges ein großes Gelage. Der Frau Gastwirtin wurde der Inhalt der Säcke zur Verfügung gestellt, und bald ging es an ein einfaches Kochen und Braten. Was übrigblieb, teilten die Musiker unter sich und schickten es dann meist bald nach Hause, ihren Weibern und Kindern zur Verwendung. Der Gastwirt aber erhielt die große Sparbüchse und hatte deren Inhalt in Bier und Schnaps umzusetzen.

Aus: Alte Bräuche aus dem Leben oberschlesischer Dorfmusikanten.

Allerseelen.

Von Alfons Hayduk.

Die Kranken bleiben trüb' zuhaus.
Die andern schreiten stumm hinaus
Vom Lebenslärm zur Totenstadt.

Von Bäumen sinkt ein letztes Blatt.
Des Abends Lichter glimmen matt,
Und Nebel schleicht im Dämmerlicht.

Da starrt so manches Angesicht
Ins Dunkelmeer und schaut das Leid,
Das Allerseelen kralit und bricht.

Armseelenterzen leuchten weit . . .
Sie schwelen in zerrissner Zeit
Und züngeln steil zur Ewigkeit.

Aus: Das Heilige Antlitz. Gedichte der oberschlesischen Heimat.
Breslau 1921, Verlag Priebatsch.

Der St. Andreastag und seine Bräuche in Oberschlesien.

Von Karl Mainka.

Herbst ist es draußen geworden. Kahle, des Blätterschmuckes beraubte Bäume, öde, von jeglichem Grün entkleidete Felder, weite, mit welkem Gras bestandene Wiesen bietet uns jetzt die Natur. Und über den sterbenden, welkenden Auen hängt ein wolkengrauer Himmel, der den anbrechenden Tag an seinem lichtpendenden Werke hindert, sein Scheiden mit einer trüben, oft in Nebelschleier gehüllten Dämmerung beschleunigt.

In diese Zeit fällt der St. Andreastag (30. November), in unserer oberschlesischen Heimat ein sogenannter Lostag, ein Tag, an welchem nach dem Glauben des Volkes es dem sterblichen Menschentinde vergönnt ist, einen Blick in die dunkle Zukunft zu tun. Auf unsere Vorfahren, die heidnischen Slawen, welche zur Zeit der Völkerwanderung hier zwischen Oder und Weichsel ansässig wurden, mag wohl diese geheimnisvolle Lichtstimmung, dieses durch sie bedingte Zwielficht, gerade wie auf uns, den leichtverständlichen Reiz, den Trieb nach einer lichtbelleren Zukunft, nach Glück ausgeübt und so die noch heute geübten Bräuche veranlaßt haben.

Zunächst den Brauch, am Abend des Andreastages Blei zu gießen und aus den entstandenen Figuren die Zukunft zu deuten. Schon etliche

Tage vorher besorgen sich die Burschen oder Mädchen das nötige Blei im alten Gerümpel des Hauses oder beim Dorfsträmer, welcher einen Laden für alles hat. Am Abend legt dann die Person, welche das Schicksal befragen will, das Blei auf einen eisernen Löffel und schmelzt das Metall über dem Herdfeuer. Das flüssige Blei gießt sie alsdann in eine mit Wasser gefüllte Schüssel, wo das Metall sofort erhärtet und die seltsamsten Figuren bildet. Da gewöhnlich dieser Brauch in Gesellschaft geübt wird, so fehlt es, da die Freunde und Freundinnen den gegossenen Figuren, je nach der Phantasie des Begutachtenden, die verschiedensten Deutungen geben, nicht an fröhlichen Scherzen und Neckereien, welche über den wißbegierigen Schicksalsbefrager hereinbrechen. Ein anderer Brauch ist das Zaunschütteln. Am Abend des Andreastages, wenn es im Dorfe still geworden ist, geht der Bursche oder das Mädchen an den Zaun des Nachbarn, schüttelt denselben dreimal und spricht nachstehende Verse:

Zäunchen, Zaun, ich schüttle dich!

Sage mir, wer freiet mich?

(Plotku, plotku trzęsa cie

Powiedz mi, kto weźnie mie!)

Nun muß der Frager horchen, von welcher Seite irgendein Hund laut wird oder ein Hahn kräht; denn von dieser Seite kommt der Freier oder die Braut.

Dieser Brauch forderte in einem Dorfe vor etlichen Jahren ein blühendes Menschenleben. Die Tochter eines wohlhabenden Bauern befragte auf den Rat einer Freundin auf die oben beschriebene Art die Zukunft. Ein hinter dem Zaune lauerner verschmähter Liebhaber jagte der Fragerin durch die Antwort:

„A jo Diobol hiera cie!“

(„Und ich Teufel freie dich!“)

einen derartigen Schrecken ein, daß die Schöne sich zu Bett legte und nach wenigen Tagen starb.

Ferner wird am St. Andreastage durch das „Kränzelschwimmen“ die Zukunft befragt. Das Mädchen nimmt zwei Myrtenzweige oder Kränzchen, legt sie auf einen mit Wasser gefüllten Teller auf das Wasser in einem Abstände. Nähern sich die Kränzchen oder Zweige ineinander, so werden die gedachten Personen ein Paar. Geht aber ein Zweig im Wasser unter, so stirbt die betreffende Person binnen Jahresfrist.

Aus: Der Oberschlesier. Hrg. von Karl Szjodrol.
Breslau u. Oppeln, Verlag Priebatsch.

Legende und Fest der Heiligen Barbara.

(Zum 4. Dezember.)

Von Alfred Hein.

1.

Der reiche Dioskur, Herrscher über unermessliche Güter in Nikomedeia in Kleinasien, Günstling des Kaisers Maximin, hatte eine bildschöne Tochter. Mit der Schönheit paarten sich Anmut und Klugheit der Seele, so daß der Traum des Vaters, sie einem kaiserlichen Prinzen oder wenigstens einem der Würdenträger bei Hofe anzuverloben, nicht als Vermessenheit auszulegen war, zumal in diesen Zeiten alles am kaiserlichen Hofe schon sehr in Schulden steckte. Dioskur plante, dem Kaiser ein Fest zu geben und dabei seine Tochter tanzen und singen zu lassen. Er versammelte die schönsten Sklavinnen um Barbara, die ihr die Künste des Tanzes und Gesanges beibringen sollten; aber schöner war Barbara, und ihre Stimme war wie das Singen der Schwalben.

Als sich der lüstern dreinblickende Vater mit dem Schwarm der die Schönste bewundernden Sklavinnen nahte, sagte Barbara nur ganz sanft: „Habe Geduld, Vater, ich muß eine kurze Stunde von dannen.“

Und sie entschwebte den heidnisch Weltsüchtigen nicht anders wie ein Engel, um einen frommen Einsiedler vor der Stadt aufzusuchen, der ihr von Jesus, Maria und Johannes, vom Wunder des Heiligen Geistes und der ewigen Gnade der allerheiligsten Eucharistie berichtete. In dieser Stunde, da sie vielleicht die Schönste und Herrlichste unter den Heidinnen werden konnte, ließ sie sich taufen im Namen des Herrn und wurde die demütigste, erdenfernste Christin.

Der Vater war ihr mit seinen Knechten nachgefahren, das Schwert in der zornigen Faust. Wehe, der prächtige Traum zerrinnt, für den er seiner Tochter den schönsten Leib gegeben! Der festlich-brausende Kaiserhof sollte ihre Welt werden, nicht diese Bettlerhütte.

Als sie heraustrat mit verklärtem Blick und gefalteten Händen über der keusch verhüllten Brust, da griff der Vater voll Wut nach ihr und schleuderte sie gegen den Fels, an den die Hütte des namenlosen heiligen Einsiedlers sich lehnte. Und siehe, Sankt Barbara öffnete sich der Fels, sog sie in sich hinein, öffnete sich auf der jenseitigen Wand wieder und entließ sie gottbegnadet in ein Leben der Qual, das nur noch zum Himmel emporblickte, um den himmlischen Bräutigam zu gewinnen.

Als ihr Vater sie in der Kammer wunderbar wiederfand und aus ihrem eigenen Munde erfuhr, daß sie eine Christin geworden sei, also für diese Welt verloren, da sank er vor Haß und Scham fast zu Boden. Der Kaiser wird den Vater einer so verblendeten Tochter ächten, seine Güter einziehen, des Landes verweisen. Dioskur jagte die Sklavinnen von dannen und ließ unter Führung des Prätors zwölf Henkersknechte kommen, die unschuldige schöne Heilige zu foltern und den Leib, der dieser Welt nicht dienen wollte, zu zerschlagen. Doch die Jungfrau Barbara faltete die schlanken Hände und betete zu ihrem einzigen Gott. Da spie der Vater auf diese Hände, die längst bluteten, packte sie an den seidenen Haaren und schleifte, der Vater das eigene Kind, vor allem Volk sie durch die Straßen. In größter Aufgebrachttheit über die Verpuschung seiner heidnischen Pläne ergriff er schließlich das Schwert und schlug der in Gott lächelnden Dulderin das Haupt ab.

Doch kaum deckte den Leichnam der Heiligen das Grab, fuhr ein Blick vom Himmel und erschlug Dioskur, den häßlichen, heidnischen, reichen Vater der jungfräulich-schönen heiligen Barbara.

2.

Weil sich in höchster Lebensgefahr Santt Barbara der Fels öffnete, feiern die Bergleute den 4. Dezember, den Tag der Heiligen Barbara, seit altersher als ihr ureigenes Fest. Wie oft schwebt über ihnen gleich dem Schwerte Dioskurs die Gefahr der Explosion und des Einsturzes. Ein Stoßgebet an die Heilige Barbara, vielleicht hilft es in solchem Augenblicke, wenn man auch sonst der Heiligen im Leben und im Wort nachgeeifert hat.

So gibt es denn im katholischen Industrieoberschlesien, wo ich in meiner Kindheit den Gedenktag jedes Jahr erlebte, kaum einen Bergmann, der das Fest der Heiligen Barbara, jener Heiligen deren Bild in jedem Gebetsraum der Gruben und Hütten hängt, nicht mitmachte. Und wie viele Barbarakirchen und Kapellen besitzt Oberschlesien! In Gleiwitz, Königshütte, Deutsch-Piekar, Groß-Strelitz und fast jeder Pfarrkirche ist ein Altar der Heiligen Barbara geweiht.

Zu diesen Stätten der Jungfrau, die Felsen zu öffnen vermag, pilgern am 4. Dezember in endlosem Zug die Bergknappen und Steiger in ihren eng geschlossenen schwarzen, goldbesehten und goldbeknopften Uniformen mit schwarzen und weißen Büschen auf dem von Schlegel und Hammer gezierten runden Helm. Und voran die Musikkapellen der einzelnen Belegschaften mit roten Helmbüscheln! Ein Volksfest!

Kinder und Frauen und alle, die nicht Vergleute sind, bilden an diesem Tage in Ehrfurcht den dunklen Kämpfern unter der Erde Spalier.

Großes Geläut dröhnt von den Kirchen, und die Altäre der Heiligen ertrinken trotz des Winters in einer Blumenflut und erstrahlen im Glanz von hundert Kerzen. Von den Kanzeln wird der Ruhm der Märtyrerin verkündet und die Gnade der Schutzpatronin auf die entblößten Häupter der unter der Erde Schaffenden herabgefleht, auf daß sie bei Gott Fürbitte einlege.

Der Nachmittag des 4. Dezember bringt dann das weltliche Fest. An diesem Tag sollen einmal die schwieligen Fäuste ausruhen, die Herzen nicht gefahrumbroht sich fühlen, und die Bergherren sind die Spendenden. Es gibt gewöhnlich in allen Werken freies Bier und Essen in den bekränzten Bezenhäusern. Freilich alle ruhen auch heute nicht aus. Manch einer steht am Hochofen, der nicht erlöschen darf, rückt die Hebel an den Maschinen, die nicht stillstehen, nicht einmal am Weihnachtsabend. Und etliche müssen mitten im heiteren Treiben das Fest verlassen, um einzufahren in den schwarzen Schacht. Doch das wiegt ja leicht an Mühen gegenüber den Qualen, die Sankt Barbara erlitt!

Der Heilige Abend im Bentheimer Lande.

Von Georg Soller.

Zu einem der größten Glanzpunkte des Jahres gehört der heilige Weihnachtsabend, auch Vigilienabend (vigilio, vilio) genannt. Er ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Familienfest, bei dem kein Familienmitglied fehlen darf, ein Fest der familiären Eintracht, die an jenem Abende durch kein böses Wort gestört werden darf. — Den ganzen Tag über wird strenge Faste geübt, und der hungrige Magen knurrt immer vernehmlicher. Die Herzen der Kinder schlagen immer heftiger in freudiger Erwartung, und ihre Augen blicken ungeduldig bald nach der Uhr, bald nach dem Himmelsbogen; denn mit Aufleuchten des Abendsternes geht es an das Mahl, das in folgender Zusammensetzung auf dem weißgedeckten Tische neben zwei neuen brennenden Kerzen aufgetragen wird: die berühmte „Hanssuppe“ — ein Abguß aus gestampftem, weich gekochtem Hanssamen und fein gemahlener Hirse und einigen Zwiebelscheiben, in welche Heidegrauen eingebrockt werden —, dann die aus Pfeffertuchen (sogenannter Fischkuchen), Bier, Backpflaumen, Mandeln und Rosinen bereitete „Fischtunke“ — in der einige Fischbrocken herumschwimmen — ferner „Sauerkohl mit Erbsen“, „Selleriesalat“, „Mohnklöße“ — bestehend aus würfelförmig

geschnittenen Semmeln, gekochtem Mohn, Rosinen, Mandeln, das nun alles mit gezuckerter Milch überbrüht wird (ein Gericht, auf das sich vor allem die Kinder freuen) — und zuletzt große Oblaten, auf denen die hl. Hostie, ein Kelch, Szenen aus dem Leiden Jesu u. a. abgebildet sind. — Schweigend setzt sich die Familie an den Tisch. Der Vater betet laut vor, die anderen leise mit. Am Schlusse des Gebetes wird aller derjenigen Familienangehörigen und nahen Verwandten gedacht, denen nicht mehr das Glück beschieden war, an dieser hehren Feier teilzunehmen. Wiederum schweigend, setzt sich alles nieder und wartet auf den Augenblick, da der Herr des Hauses zuerst den Löffel ergreift. Dann folgt ihm alles tonlos. All das wirkt so feierlich, so tief ergreifend.

Nach dem Dankgebet kommt nun Leben in die Familie. Die Mutter hat den im Nebenzimmer stehenden Christbaum angezündet und gibt mit einer Klingel das Zeichen zum Hereinkommen. Klopfenden Herzens betritt jung und alt die Weihnachtsstube, und die bekannten Lieder: „Ihr Kinderlein kommet“, „Stille Nacht, heilige Nacht“, „Es ist ein’ Ros’ entsprungen“ erklingen und bringen aus verjüngten Herzen hinauf in lichte Höhen. Nun erfolgt die Verteilung der unter dem Christbaume neben der Weihnachtskrippe aufgestapelten Geschenke, bei denen Nüsse Apfel und Pfeffertuchen selbstverständlich nicht fehlen dürfen. Mit dem Liede „O du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ wird die Feier im engsten Kreise beschloffen.

Man achtet streng darauf, daß die Tür abgeriegelt bleibt; denn unerwarteter Besuch während der Feier bedeutet einen Todesfall in der Familie oder nächsten Verwandtschaft. So bringt eine Frau stets den Tod für eine weibliche, ein Mann den Tod für eine männliche Person mit herein. Deshalb kommt es vor, daß beim Anklopfen oft die ganze Familie jäh zusammenschrückt und die Tür auch auf dringliches Pochen hin nicht geöffnet wird.

Auch ist man darauf bedacht, daß beim hl. Abendmahl niemand fehle, da sonst das ganze Jahr hindurch die Familie nie vollzählig speisen würde.

Mit dem Stroh und Heu, welches bei manchen Familien vor dem Abendmahle auf und unter dem Tische ausgebreitet wurde, werden die Obstbäume umwickelt, damit sie im folgenden Jahre reiche Ernte ergeben. — Zu demselben Zwecke schüttet man die Hanffchalen unter die Obstbäume. Die Fischgräten vergräbt man in die Erde. Daraus soll ein bitteres Heilkraut hervorwachsen.

Fischschuppen werden ins Geldtäschchen gelegt, damit man das ganze Jahr lang an Geld nicht Mangel leide.

Ist beim Aufknaden der ersten Ruß der Kern gesund, so bleibt man selbst das ganze Jahr gesund.

Besonders für das junge weibliche Geschlecht bringt der Heilige Abend in seinen Bräuchen viel Interessantes. — Da werden die Pflaumenkerne gezählt. Eine ungerade Zahl bedeutet, daß der Bräutigam ein Witwer sein werde.

Dann werden Stiefel nach der Tür geworfen. Weist die Spitze hinaus, so wird noch im nächsten Jahre das Mädchen als Braut über die Schwelle geführt werden.

Auch begeben sich die Mädchen an einen bestimmten Baum und schütteln ihn mit den Worten:

„Baum, ach Baum, ich schüttle dich!

Und ihr Teufel, holet mich!“

Wackelt der Baum auffallend, so ist die Hochzeit sicher nicht mehr fern.

Gleichfalls ist es Brauch, die Stube in umgekehrter Richtung, also von der Tür aus, zu fegen. Der Kehricht wird nun auf den Hof geschüttet, und es wird aufmerksam gehorcht, wo ein Hund zu bellen anfängt. Aus dieser Richtung kommt dann auch bestimmt der Freier.

Wollen sich die Mädchen an mißliebigen Nachbarn rächen, so fegen sie die Stube von den vier Ecken nach der Mitte zu, nehmen den Kehricht in die Schürze und schütten diesen der betreffenden Person mit den Worten in die Stube: „Hier bringe ich euch alle Flöhe!“ Und von der Zeit an können sich die so Beschenkten dieses Ungeziefers nicht erwehren.

Und die männliche Jugend? Die schießt und knallt, daß es tausendfach widerhallt; denn die üblen Geister, die „Mores“, müssen hinaus aus dem Haus; denn:

Frieden soll auf Erden
allen Menschen werden!

Aus: Der Oberschlesier. Hrg. von Karl Szjodrol.
Breslau u. Oppeln, Verlag Priebatsch.

Die Rolende.

Von Joseph Gregor.

Die alten Römer feierten Neujahr an den Kalenden des Januar, d. h. am ersten Tage dieses Monates. Und noch jetzt führt davon der Jahreszeitweiser den Namen Kalender. Auch der oberschlesische Neujahrsbrauch der Rolende hat von den römischen Kalenden seinen Namen bekommen. Die Slawen nannten nämlich, nachdem sie christliche

Kultur angenommen hatten, die Neujahrsgeschenke, mit denen sie sich zu Beginn des Januar beglückwünschten, Rolendy.

Die Rolende beginnt in manchen Pfarren bereits am zweiten Weihnachtsfeiertag, gewöhnlich aber erst an Epiphanie, dem alten hohen Feste, an welchem in den ersten christlichen Jahrhunderten Weihnachten, die Erscheinung des Herrn, gefeiert wurde. Die Haussegnung fand damals nur am Vorabend des Festtages statt. Heute dauert es in den meisten Gemeinden Oberschlesiens mehrere Tage, in großen Pfarren Wochen, bis der Geistliche den Rolendeumgang beendet hat.

Die Häuser und Wohnungen, in welche die Rolende kommt, werden vom Boden bis zum Keller sauber und blitzblank gemacht. Auf dem Tisch der guten Stube steht ein Kreuz zwischen Kerzen. Vor der Haustür aber warten gespannt Kinder und Dienstboten, ob die Ministranten mit ihren roten Mänteln und weißen Chorröcken schon sichtbar werden. Jetzt biegen sie eben um die Straßenecke ein. Und bald betritt der kleine feierliche Zug, der vielbeschäftigten Hausfrau eiligst gemeldet, das Haus, das sich mit würzigem Weihrauchduft füllt. Der Geistliche tritt an den Tisch mit dem Kreuz und den brennenden Kerzen und betet die kirchlichen Segenswünsche, daß dem Haus und seinen Bewohnern „bleibendes Glück, göttlicher Segen, dauernde Heiterkeit, fruchtbringende Liebe und immerwährende Gesundheit“ beschert sein möge. Dann besprengt er die Anwesenden mit Weihwasser und reicht ihnen das mitgebrachte Kreuz zum Kusse. Unterdessen hat der Rüster drei lateinische Buchstaben, C × M × B und die neue Jahreszahl an die Türen der Wohnung geklebt. Und Vater und Mutter erklären den fragenden Kleinen, daß die Heiligen Drei Könige Caspar, Melchior, Balthasar geheißen haben und deshalb ihre Anfangsbuchstaben an die Türen geschrieben werden. Schon schallen jetzt frohe Weihnachtsgefänge oder etwas weltlicher klingende Rolendelieder durchs Haus. Dann werden die Kinder von dem geistlichen Herrn ein wenig im Katechismuslehrstoff befragt und erhalten, weil sie alles so schön gekonnt haben, jedes ein Heiligenbildchen. Im Nebenzimmer steht schon der gedeckte Kaffeetisch. Bei besonders angesehenen Mitgliedern der Gemeinde vereint ein festliches Abendbrot die erwachsenen Familienmitglieder. Der Rüster vereinnahmt die Rolendegaben. In früherer Zeit waren es Flachs, Erbsen, Obst, Kuchen, Wurst oder auch Bier. Jetzt aber wird das alles in der Regel durch eine kleine Geldspende an den Geistlichen und seine Begleiter abgegolten. —

In den oberschlesischen Städten, namentlich den größeren, beginnt die Kolende allmählich zu verschwinden. Während ehemals jedes von ehrsamem Leuten bewohnte Haus um Neujahr vom Ortsgeistlichen eingeseget wurde, kommt dieser jetzt meist nur noch auf besondere Einladung hin. Und in wenigen Jahrzehnten wird man den alten, in Oberschlesien so beliebten Brauch nur noch vom Hörensagen kennen. Die zahlreichen Kolendelieder aber, welche die langesfrohen Oberschlesier, namentlich die Jugend, einst gesungen haben, fristen schon jetzt meist nur noch in Büchern ein blutleeres Leben, geradeso, wie die meisten alten Volkslieder unserer Provinz, die — früher von allen Einheimischen auswendig gewußt und viel gesungen — jetzt nur noch von wenigen überhaupt gekannt werden.

Oberschlesische Legenden.

Von Alfons Hayduk.

Muttergottestränen.

Als noch Oberschlesien das Land der Wälder war und weder Erz noch Kohlen Reichtum gaben, brach einst eine große Hungersnot aus. Da starben viele Menschen, besonders Kinder und alte Leute. Die Lebenden aber hungerten gar sehr und fluchten dem Lieben Gott, der sich ihrer Not nicht erbarmen wollte.

All dies Unglück schaute Unsere Liebe Frau Maria. Und weil sie nicht helfen konnte, weinte sie gar bitterlich. Denn sie liebte die Oberschlesier.

Da hatte der Herrgott Mitleid und ließ alle Muttergottestränen zu Erbsen werden und zur Erde fullern.

Nun hatte alle Hungersnot ein Ende. Die Menschen sammelten fröhlich die Erbsen, sättigten sich und waren wieder guten Mutes.

Der Krebs.

Die alten Leute, die vom Lieben Gott noch mehr wissen, als wir sündhaftes Jungvolk, erzählen in Oberschlesien gern die Geschichte, warum der Krebs rückwärtsgeht.

Danach soll der Krebs damals bei seiner Erschaffung am fünften Schöpfungstage auf den lieben Gott sehr böse gewesen sein, weil ihn der Herrgott von allen Tieren so ziemlich zuletzt erschaffen hatte. Der Krebs lochte förmlich vor Wut und wurde zornigerweise über und über knallrot.

Deshalb färbt er sich noch heutzutage beim Kochen rot.

In jener denkwürdigen Stunde also fragte nun der Liebe Gott den erzürnten Krebs, wo er die Augen eingeseht haben wolle.

„Hinten!“ antwortete die erbohte Kreatur.
 „Sollst du haben,“ antwortete lächelnd der Himmelsvater in seiner Güte und willfahrte dem Krebs.
 Der geht seitdem rückwärts.

Oberschlesische Sagen.

Von E. Grabowski.

Der Schmied von Ratibor.

Vor vielen, vielen Jahren lebte in Ratibor ein Schmiedegeselle. Der hatte die Tochter seines Meisters lieb und wurde von ihr wiedergeliebt. Aber ihr Vater wollte von der Hochzeit der jungen Leute nichts wissen.

„Geh in die Welt, wie es Sitte ist! Und wenn du als ordentlicher Bursch wiederkommst und ein Stück Geld erspart hast, dann mag Johanna deine Frau werden!“ Das war die Antwort, die er dem verliebten Gefellen auf seine Werbung gab.

Dem blieb nichts anderes übrig, als zu wandern. Er nahm feierlichen Abschied von seiner Braut, schwur ihr ewige Treue, packte sein Felleisen und wanderte zum neuen Thor hinaus, auf Österreich zu. Es war kein schönes Wandern. Denn überall, wohin das Auge sah, gab es nur Wald, dicken, finsternen Wald, in dem wilde Tiere und böse Geister lebten. Der Handwerksbursch fürchtete sich sehr; aber er vergaß nie zu beten, und da konnten ihm die Geister nichts anhaben. Vor den wilden Tieren verkroch er sich nachts auf einen Baum.

Drei Tage war er so gewandert, hatte von Beeren und Pilzen gelebt und nur mit seinem Herrgott gesprochen, als sich endlich der Wald lichtete und eine schöne Stadt vor ihm lag. An den Thürmen erkannte er die Stadt Troppau. Da freute er sich sehr; denn er hoffte, hier gute Arbeit zu finden. Rüstig schritt er auf dem Wege zur Stadt weiter. Die lag im Abendsonnenlicht. Die Tore waren verschlossen, und von den Kirchen läuteten die Glocken.

„Was ist das nur für ein Festtag heut?“, dachte der Handwerksbursch verwundert. Indem tat sich ein Thor auf, und eine Menge Menschen kamen heraus. Zuerst der Scharfrichter im roten Mantel und hinter ihm die Henkersknechte, die einen Sünder zum Richtplatz führten. Viel Volk ging mit. Der Zug kam dem Thomas Rowalek gerade entgegen; denn ganz nahe am Walde stand der Galgen auf einer dünnen Sandfläche. Raben saßen auf den Balken und flogen schreiend in den Wald, als der Zug mit dem Sünder näherkam.

Rowalek stand still vor Schreck und Grauen. Das Schauspiel war ihm ja nicht fremd; er hatte in Ratibor mitten auf dem Ringe sogar schon einer Hinrichtung durch das Schwert beigewohnt. Aber dieser unvermutete Todeszug, der ihm bei seiner ersten Wanderschaft zu allererst entgegentrat, erfüllte ihn mit unheimlichen Gedanken. „Ich werde wohl kein Glück in Troppau haben“, dachte er bei sich und überlegte, ob er weitergehen oder umkehren sollte.

Indem war die unheimliche Gesellschaft unter dem Galgen angekommen. Der Scharfrichter machte die Schlinge bereit, die er dem Sünder um den Hals legen wollte. Da rief der Sünder laut, so daß alle Anwesenden es hören konnten:

„Ehe ich sterbe, will ich euch ein Geheimnis verraten! In Ratibor, drei Tage weit von hier, liegt ein großer Schatz verborgen. Ich habe ihn im Walde vergraben, in drei Gruben, an der Stelle, wo die drei dicken Eichen stehen. Ein Schmiedezeichen in den Bäumen wird euch den Platz verraten. Wer ihn findet, der behalte ein Teilchen von dem Gelde! Für das andere baue er eine Kirche zu Ehren der Hl. Anna und zur Sühne für meine Schuld!“

Als das der Wanderbursch hörte, bekam er eine große Furcht, es könne irgendeiner vor ihm den Wald mit den drei Eichen erreichen. Er sah nicht rechts noch links, sondern drehte sich um und lief zurück nach Ratibor. Drei Tage und drei Nächte lief er ohne Unterlaß. Er kam in den Wald und fand alles, so wie es der Sünder gesagt. Drei große Eichen standen nebeneinander auf einer Waldwiese. Jede Eiche hatte ein Hufeisen in die Rinde genagelt. Er suchte nach dem Schätze und fand ihn auch. Es war sehr viel Geld in drei tiefen Gruben. Wie er nun das viele, viele Geld beisammen sah, dachte er: Wenn ich eine Kirche baue, so bleibt nicht viel mehr übrig! Die Hl. Anna wird auch zufrieden sein, wenn ich ihr eine Kapelle baue und alle Jahr' zwei dicke Lichter schenke.

Gesagt, getan. Er kam in die Stadt zu seinem Meister zurück und erzählte ihm, daß er einen Schatz gefunden habe. Der gab ihm nun mit Freude seine Tochter Johanna. Sie machten Hochzeit. Rowalek baute sich ein prächtiges Haus, so groß wie ein Rathaus, der Hl. Anna aber nur eine ganz kleine Kapelle im St. Marien-Stift. Er stellte ihr alle Jahre zwei dicke Lichter auf den Altar, und alle Welt hielt ihn für einen frommen Mann. Er lebte lange und in Freuden. Als er aber zum Sterben kam, fiel ihm die Sünde schwer auf die Seele. Er hatte den Sünder betrogen, indem er nicht nach dessen Willen gehandelt hatte und fürchtete nun die Strafe. Aber selbst in seiner Todesstunde mochte er seine Schuld nicht

eingestehen. Er starb unbussfertig und wurde mit großer Pracht auf dem alten Friedhof begraben.

Bald nach seinem Tode sah man des Abends im Dämmerlicht seine Gestalt in der Haustür sitzen. Er hielt die Hände gefaltet, und wenn ihn jemand ansprach, dann sagte er mit dumpfer Stimme:

„Ja, es ist wahr, ich habe den Sünder betrogen! Betet für meine arme Seele!“ Oder er bat um einen Trunk frischen Wassers. Das Haus war sehr verrufen. Die Leute fürchteten sich, des Abends dort vorbeizugehen, und selbst die Schmiedin fühlte sich da nicht glücklich. Sie ließ viele Messen für den Schmied lesen und opferte der Kapelle ein silbernes Schmiedewappen; aber der Geist des Schmiedes wurde noch im Jahre 1858 auf jener Stelle gesehen. Als das Haus abgetragen wurde, fand man im Keller drei tiefe Gruben, die offen waren und die sich niemand erklären konnte. Der einzige, der darüber hätte reden können, war schon mehr als zweihundert Jahre tot. Vielleicht hat er nun doch die ewige Ruhe gefunden.

Die Erinnerung an ihn ist heute noch nicht ganz erloschen. Wenigstens zeigte man sich noch im Jahre 1872 die Stelle, auf der der Schmied von Ratibor gegeistert hat. Das Haus wurde Mitte des vorigen Jahrhunderts abgetragen. Es war das unter dem Namen „Ezetola“ bekannte Haus, von dem auch meine Eltern die Sage erzählten, die in Ratibor sehr verbreitet war.

Die irrende Seele.

In der Gegend von Oppeln lebte einmal ein Böttchermeister, der war sehr reich. Aber an seinem Gelde klebten die Tränen und Flüche der Armen, die er um ihr Hab und Gut gebracht. Doch daraus machte sich der Böttchermeister nichts. Er ging fleißig zur Kirche, und die Menschen, die ihn nicht kannten, hielten ihn für einen frommen Mann. Dabei scharrte er immer mehr Geld zusammen, als wolle er ewig leben.

Aber der Tod, der nicht nach reich und arm fragt, fand den Weg auch in das Haus des reichen Mannes. Eines Tages lag er starr und steif in seinem Bette. Die Meisterin weinte sehr; denn der Tote war noch jung und hätte noch lange leben können. Sie ließ ihn prächtig begraben, wie es sich für einen so reichen Mann schickte.

Eine Magd aber hatte im Sterbehaufe die Bodenlücke nicht geschlossen. Als die Meisterin vom Kirchhof kam, sah sie die offene Bodenlücke und erschrak. Denn es war Sitte, solange der Tote im Hause weilte, alle Fenster zu schließen, damit die Seele des Toten nicht zurückkehren könne.

Drei Tage nach dem Tode des Böttchers erwachte die Meisterin in der Nacht von einem seltsamen Geräusch. Es rauschte und toste über die Bodentreppe, wie wenn Wasser über ein Mühlenwehr goß. Die Meisterin dachte: Eine schöne Wirtshaft! Nun regnet es durch die Bodenfenster und verdirbt mir das Gebälk des Hauses!

Während sie die Magd rufen wollte, schlief sie wieder ein. Des Morgens lief sie gleich hinaus, um den Schaden zu besehen. Aber die Treppen und der Boden waren ganz trocken. Es hatte auch nicht geregnet. Da wunderte sich die Frau sehr, sagte aber niemandem etwas davon. In der nächsten Nacht hörte sie wieder das Rauschen auf der Bodentreppe; am Tage war aber alles im Hause trocken.

Die Meisterin wußte sich nicht zu helfen und erzählte dem Gesellen, was in der Nacht in ihrem Hause geschehen war.

„Vielleicht habt Ihr Quellen im Keller“, sagte der Geselle. Sie suchten nun in dem Keller sorgfältig nach Quellen, fanden aber nichts.

Der Geselle war alt. Er wußte mehr als junge Leute. Leise sprach er zu der Meisterin: „Wenn nur nicht eine irrende Seele im Hause umgeht!“

Die Meisterin erschrak. Sie dachte an die offene Bodenlücke, während ihr toter Mann noch im Hause gelegen und sagte: „Es kann wohl so sein, wie Ihr sagt!“

Jetzt hatte sie erst recht keine Ruhe. Immer hörte sie im Hause ein Schleichen und Stöhnen, ein Scharren und Riesen. Und wenn es nachts zwölf Uhr schlug, rauschte es über die Treppen, als wenn Wasser über ein Mühlenwehr ginge. Sie betete und weinte und wurde ganz elend vor Furcht und Gram. Eines Abends hatte sie wieder bitterlich geweint. Da stand plötzlich die Muttergottes im blauen Mantel vor ihr und sprach: „Du hast eine irrende Seele im Haus. Nur eine reine Jungfrau kann sie erlösen. Sie muß mit geweihter Kerze nachts auf den Boden gehen und den Geist anrufen.“ Darauf verschwand die Muttergottes wieder.

Die Meisterin ging tags darauf ganz still im Hause herum. Des Abends rief sie ihre Tochter, die erst zwölf Jahre alt war und sagte zu ihr: „Liebes Kind, mich schreckt alle Nächte eine irrende Seele! Wenn du den Mut hast, kannst du sie befreien.“

Das Mädchen hatte den Mut. Die Mutter gab ihm die brennende Taucherkerze in die Hand und schickte es um Mitternacht auf den Boden. Als Anna — so hieß das Kind — die Treppe betrat, toste es um sie her, als ob Wasser über ein Mühlenwehr rausche. Zu sehen war nichts. Nur den scharfen Zug spürte sie, der immer in der Nähe eines Wasserfalles

zu finden ist. Anna fürchtete sich nicht; denn sie hatte ein reines Herz. Sie ging bis auf den Boden. Hier blieb sie stehen und fragte:

„Wer bist du, und was willst du?“

Da antwortete ihr eine Stimme:

„Ich bin die Seele deines toten Vaters! Ich finde keine Ruhe im Grabe, weil ich die Tränen sammeln muß, die meine Habsucht so vielen Menschen erpreßt hat. Ist der Eimer voll, so muß ich ihn über die Stiegen dieses Hauses gießen und wieder von neuem sammeln gehen. Erlöst kann ich nur werden, wenn das unrechte Gut den Leuten zurückgegeben wird, die ich betrogen habe.“

Darauf schwieg die Stimme. Vom Kirchturm schlug es eins. Ein heftiger Zug löschte dem Kinde die Kerze aus. Anna tappte im Finstern die Treppen hinunter. Die Mutter wartete voll Angst und Sorge auf sie. Wie froh war sie, als Anna wohlbehalten zurückkam. Das Kind erzählte ihr, was es auf dem Boden von der irrenden Seele erfahren hatte.

Darauf ließ die Meisterin am anderen Tage alle Menschen zusammenrufen, die ihr Mann betrogen hatte. Sie gab ihnen zurück, was ihnen zukam und hatte von dem Augenblick an Ruhe im Hause. Aus Dankbarkeit ließ sie der Mutter Gottes eine Kapelle bauen, die noch heute im Dorfe steht.

Wie die Kartoffel nach Oberschlesien kam.

Alle Welt glaubt, die Kartoffel sei aus Amerika nach Europa eingeführt worden, und das ist auch so gewesen. Nur in Oberschlesien verhielt sich die Sache anders. Hier kam die Kartoffel als ein Gottesgeschenk zu den Menschen und zwar in folgender Weise:

Ein Gutsherr aus der Leobschützer Gegend war sehr reich, aber auch sehr grausam. Damals mußten die Bauern noch harte Fronarbeiten tun. Der Gutsherr drückte die Leute mit Arbeit bis zum Umsinken. Lohn erhielten sie garnicht, Kost sehr wenig. Das Elend im Volke war groß. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Eine Hungersnot brach im Lande aus, und die Menschen starben wie die Fliegen.

Als nun der Jammer gar so groß war, sagte der älteste unter den Bauern: „Warum sollen wir Hungers sterben? Der Gutsherr hat die Scheuern voll Korn. Wir haben ihm immer redlich gearbeitet und keinen Lohn dafür erhalten. Wir wollen hingehen und ihn um Korn bitten, damit wir uns Mehl zur Suppe mahlen können!“

Der Rat war gut. Die Bauern taten sich zusammen und gingen zum Gutsherrn. Sie trugen ihm ihre Bitte vor und klagten: „Wenn du uns

nicht hilft, müssen wir elend sterben.“ Da sagte der Gutsherr: „Holt eure Weiber und Kinder, und ich will euch Korn zumessen, jedem seinen Theil!“

Da kamen nun die Frauen und Kinder mit Säcken und Körben und stellten sich im Gutshofe auf. Der Gutsherr ließ die Scheune aufschließen und Korn heraustragen. Als ein großer Haufen davon im Hofe lag, machten die Frauen und Männer glänzende Augen vor Freude, und sie vergaßen sogar ihren Hunger beim Anblick des vielen gelben Kornes. Der Freiherr stand auf der Treppe vor seinem Hause und winkte einen Knecht herbei. Der kam mit einer brennenden Fadel und zündete das Korn von allen Seiten an.

Der Schreck über diese Missethat machte die Bauern stumm. Sie gaben keinen Laut von sich; starr blickten sie in die Glut. Der Knecht stand mit einer langen Peitsche dabei. Und wenn eins der hungrigen Kinder mit seinen Händchen nach dem glimmenden Korn griff, ließ er die Peitsche über die vorwühigen Finger schnellen. So qualmte und verkohlte das kostbare Korn im Anblick der hungernden Menschen. Der Gutsherr lachte dazu. Und als das Korn nur noch eine stinkende Masse war, rief er voll Hohn: „Jetzt eßt!“

Die hungernden Menschen fielen gierig über den Aschenhaufen her, der noch glühend war. Mit Stöcken suchten sie nach eßbaren Ähren. Und da geschah das Wunder. Eine Frau riß aus der Glut runde Knollen, von rauher Schale umgeben. Sie zerschlug sie mit einem Steine, und es zeigte sich schönes weißes Mehl. Sie aß, und es schmeckte herrlich. Nun suchten auch die andern in der Asche. Und sie fanden massenhaft von den herrlichen Früchten, aßen und wurden satt.

Als der Gutsherr dieses Wunder sah, wendete sich sein hartes Herz, und er sorgte wie ein Vater für das Volk. Die Frucht, die so wunderbar aus dem Boden wuchs, ließ er auf seinen Feldern anbauen. Er nannte sie Grumbier, das heißt soviel wie: Erdbirne. Aber es war die uns allgemein bekannte Kartoffel. —

Es wird aber auch erzählt, Tartaren hätten die Kartoffel nach Mähren und Schlesien verpflanzt. Als diese wilden Horden alles verbrannt und verwüstet hatten und dann das Land verließen, fanden sich in der Erde jene Knollen vor, die wir Kartoffeln nennen. Unter den Feuerstellen fand man sie schön gebraten. Wo das Feuer nicht mehr hingelangt hatte, blieben sie als Samen in der Erde und brachten reiche Frucht.

Aus: E. Grabowski, Was mir die schwarze Kar'lin erzählt.
Breslau u. Oppeln, Verlag Priebatsch.

Die Sage vom Räuber Roczior.

Von Alfons Hayduk.

Als es in unserem Oberschlesien noch keine großen Städte, Gruben und Hütten gab, sondern nur allenthalben weite Wälder, hausten viele wüste Gesellen im Lande. Doch wenn sie es auch bisweilen recht schlimm trieben: der ärgste unter ihnen war der Räuber Roczior.

Dort, wo die Kłodnik in unsern großen Heimatstrom mündet, hatte er sich an sicherer Stelle ein festes wohnliches Schloß gebaut, darinnen er mit seinen Raubkumpanen hauste. Sie lebten einen recht vergnügten Tag, saßen und fluchten, daß der Teufel seine Freude hatte und fürchteten im übrigen niemand.

Ihr Hauptmann Roczior aber herrschte wie ein König im ganzen Lande. Wenn es ihm gefiel, tobte er mit seiner wilden Schar im weitesten Umkreis herum, lauerte die reisenden Kaufleute auf, die nach Breslau oder Warschau zogen, überfiel den friedlich pflügenden Bauer und raubte ihm seine Pferde, plünderte und brandschatzte ganze Dörfer. Ja, er machte selbst vor den Kirchen nicht halt.

Wie ein Märchenfürst häufte er in seinem Schlosse große Reichtümer an. Er hatte so viele Schätze, daß er die Habgier seiner Gesellen fürchten mußte. Da ließ er heimlicherweise im Schloßkeller einen langen unterirdischen Gang anlegen, darinnen er alle geraubten Kostbarkeiten verbarg. Nächtens saß er dann beim flackernden Fackelschein drunten und wühlte mit heißen Augen in den gleißenden Schätzen. Und als er schon längst gestorben war, da mußte seine gierige Seele immer wieder in den unterirdischen Gang zurückkehren, immer wieder, bis heute und bis zum jüngsten Tage. So will es der liebe Gott in seiner Gerechtigkeit.

Roczior's Gesellen verloren sich nach seinem Tode bald in alle Lande, da sie sich ohne Führer nicht vertragen konnten, sich vielmehr gegenseitig aufs schlimmste bedrohten.

So stand das wetterfeste Schloß lange leer, bis schließlich ein Herzog darinnen Wohnung nahm.

Die alten Chroniken melden, daß es der Sohn des Herzogs Kasimir II. von Teschen gewesen sein soll. Wie dem nun auch sei: jedenfalls siedelten sich um die schützende Feste herum brave und arbeitssame Bürger an, so daß bald eine Stadt entstand.

Sie ward nach dem Räuber Roczior benannt und hieß darum insgemein Rosel.

Die Roseler wußten lange Zeit nichts von dem unterirdischen Gange, bis eines Tages die geheime Falltür im Schloßkeller entdeckt wurde.

Mutig stiegen einige verwegene Soldaten mit Fackeln hinunter. Doch sie kehrten nimmer zurück. Im Volke aber ging die Kunde, Koczłors Geist hätte die Kriegersleute ums Leben gebracht.

Da mied alles den Eingang zum unterirdischen Gewölbe.

Einmal aber geschah es, daß ein böswilliger Edelknabe einem armen Jungen die Mütze hineinwarf. „Hole sie dir! Wenn du den Räuber schön bittest, wird er sie dir schon geben“, sagte er höhniſch und verlachte den weinenden Buben. Der wußte, daß er daheim Schläge bekommen würde, wenn er die Mütze nicht wiederbrächte. In seiner Not faßte er Mut, betete kurz und innig, daß ihn sein Schutzengel behüten möge, und stieg in den dunklen Gang hinab.

Da erschraf der Edelknabe und wurde sehr blaß. Doch es dauerte nicht lange, da kam der arme Junge wieder fröhlich herauf. Und schau: seine Mütze war bis zum Rande voll blanker Goldstücke!

Der feine Edelknabe aber ärgerte sich und ward dem armen Buben im Grunde seines Herzens neidisch. Er hob die Falltür aufs neue und warf sein brokatverziertes samtenes Barett hinab. Dann stieg er habgierig in die Tiefe.

Er ist nimmer wiedergekommen.

Sowisdrzol, der oberschlesische Eulenspiegel.

Von Viktor Kaluza.

Einſt legte sich Sowisdrzol auf den bloßen Fußboden zum Schlafen nieder und tat einen dürren Strohhaln unter seinen Kopf. Als ihn das steinharte Lager nicht zur Ruhe kommen ließ, sagte er: „Dich drückt nur ein einziger Halm und du willst murren? Was sollen da die Leute sagen, die auf einem ganzen Strohgebund schlafen?“

*

Eines Tages eggte Sowisdrzol das Feld seines Brotherrn. Da kam heftiger Regen. Sowisdrzol setzte die Egge auf einen Pfahl und stellte sich darunter. Er wurde naß bis auf die Haut. Aber er klagte nicht, sondern sprach: „Hm, wie mag es bloß den Armen ergehen, die jezt unter freiem Himmel weilen!“

*

Einmal nahm Sowisdrzol bei einem Bauern Arbeit, als dieser dabei war, sein Korn zu dreschen. Den ganzen Tag mußte Sowisdrzol den schweren Dreschflegel schwingen und bekam nichts zu essen. So geizig war die Bäuerin.

Erst gegen Abend bereitete sie einen Teller Rührei. Aber Sowisdrzol sollte nichts davon bekommen. Sie versteckte die Speise vor der Scheune und gab ihrem Manne heimlich ein Zeichen. Der Bauer jedoch hatte noch eine Garbe zu dreschen und wollte sie nicht liegen lassen. Da meinte Sowisdrzol, er müsse mal schnell nach dem Monde schauen.

Er hatte eine feine Nase und spürte alsbald das ledere Mahl auf. Als er satt war, kam zufällig ein Bettler des Weges. Sowisdrzol gab ihm den Rest und sagte zu ihm: „Geh' hinein und bedanke dich dafür!“

Die Bäuerin wurde rot wie ein Krebs und fuhr dem nichtsahnenden Bettler mit dem Besen ins Gesicht. Erst als er schrie, der Knecht habe ihm den Teller gegeben, ließ die Wütende von ihm ab.

Sowisdrzol aber hatte sich längst aus dem Staube gemacht.

*

Einmal ging Sowisdrzol Krautköpfe stehlen. Ein Wanderbursche überraschte ihn dabei und wunderte sich, daß er immer den siebenten stehenließ.

„Kennst du nicht die zehn Gebote?“ sagte Sowisdrzol; „da steht doch geschrieben: siebentens du sollst nicht stehlen!“

*

Sowisdrzol schob einen Karren auf der Landstraße. Ging es bergauf, fuhr er schnell und piffte dabei ein lustig Liedel. Bergab dagegen schritt er langsam und stöhnte und jammerte. Ein Bauer, der vorüberkam, wunderte sich darüber.

„Ja,“ sagte Sowisdrzol, „wenn es bergauf geht, freue ich mich, daß es wieder bergab und somit leichter gehen wird. Wenn ich aber bergab fahre, weiß ich, daß der Weg wieder steigen und die Last schwerer wird.“

*

Eine Bäuerin schickte Sowisdrzol zu ihrer Nachbarin um Buttermilch. Sowisdrzol kam erst nach acht Tagen zurück, stolperte über die Schwelle und zerbrach den Krug mit der Milch. „Das kommt davon, wenn man sich so beeilt“, sagte er und las die Scherben zusammen.

*

Einmal ließ Sowisdrzol alle Schneider des Landes zusammenrufen.

„Sind das alle?“ fragte er, als sie sich um ihn versammelt hatten. Sie antworteten: „Nein, die Lahmen sind zu Hause geblieben!“

„Geht hin und holt auch die Lahmen!“ sagte der Schalk.

Als auch die zur Stelle waren, stieg er auf einen Stuhl und hub an:
„Könnt ihr auch alle nähen?“

„Selbstverständlich,“ gaben die verdugten Schneider zur Antwort.

„Mehr wollt' ich nicht wissen!“ Damit sprang Sowisdrzol zur Tür hinaus und ließ die Genarrten stehen.

*

„Führe dich gut auf, daß sie dich lange behalten!“ sagte Sowisdrzol zu dem Diebe, den der Gendarm abholte.

*

„Auch gut,“ sagte Sowisdrzol, — da hatte er einen Floh gefangen; er war aber auf der Läusejagd.

Aus: Viktor Kaluza, Die Narrenmühle.
Schweidnitz, Verlag L. Heege.

Er trägt seinen Scheiterhaufen mit sich.

Von Alfred Hein.

Die Kleistsche Anekdote von der letzten Bitte eines preussischen Tambours (1806), der, von den Franzosen zum Tode verurteilt, bei dem Standgericht die Hosen herunterläßt und sagt, sie möchten ihn in den . . . schießen, damit das Fell kein Loch bekäme, bleibt wohl „als ungeheuerlichster Witz, der vielleicht, solange die Erde besteht, über Menschenlippen gekommen ist“, auch nach dem folgenden Erzählten bestehen.

Ein deutscher Feldwebel, der ein Holzbein und einen Holzarm infolge von Verwundungen im Weltkriege trug, kämpfte nichtsdestoweniger noch bei den oberschlesischen Aufständen in der Abstimmungszeit gegen die Aufrührer mit. Er wurde von den polnischen Insurgenten gefangen, und seine standrechtliche Erschießung war angesichts des Eisernen Kreuzes 1. Klasse an seinem Uniformrock sofort beschlossene Sache. Man sperrte ihn in eine zur Wachtstube umgewandelte Scheune ein. Er sollte sich in zehn Minuten „bereithalten“.

„Gut,“ sagte der Feldwebel, aber ob man ihn nicht lieber verbrennen wolle?

„Warum?“ fragten die Feinde.

Nun, er trüge seinen Scheiterhaufen mit sich! Vielleicht bringe man ihm eine Art.

??? . . . dumme Gesichter . . .

Aber schließlich holte einer eine Art.

Und nun legte der Feldwebel sein hölzernes Bein, aber am Körper haftenlassend, mit lustigem Schwung auf den Tisch, und nun begann er, es zu zerhacken, daß im Augenblick an die hundert Späne flogen und die Stahlsplitter sogar aus den quietschenden, knackenden Scharnieren.

Erstarrt sahen alle darauf hin; denn der plötzliche Anblick ließ nicht sofort den Begriff des Holzbeines klar werden, sondern, obwohl zwischen dem zerfetzten Hosentuch und Stiefelleber die Holzspäne hervorflogen und bald auch herausstaken, blieb vielmehr bei diesen Einfältigen etwas Unheimliches haften, das nicht mit rechten Dingen zuging, eben darin bestehend, daß jemand sein eigenes Bein zerhackte für seinen eigenen Scheiterhaufen.

Wie er nun auch grinsend — und engelweich war sein Gesicht schon im Friedenszustand nicht zu nennen, ja, dieser Satanskerr! — gegen den linken Holzarm die Art in der Rechten kurzerhand erhob, auf ihn losrückte, als gehöre er einem andern, den er haßte — stürzten die Kerle jaulend heraus. Bald verklang irgendwo im Walde ihr abwehrendes Wehgeschrei.

Der Feldwebel hüpfte ihnen auf dem einen Beine nach. Aber als er in die Gegend hineinhüpfte, war von seinen Häschern so lange nichts mehr zu sehen, bis er einige Kilometer weiter auf die Freischaren des Generals Höfer stieß, der ebenfalls nur einen Arm aus dem Kriege heingebracht hatte und dem man den lebensrettenden Witz in der Todesstunde von dem „Feldwebel Scheiterhaufen“ alsbald erzählte.



Am Wege.

Oberschlesische Größen und ihr Wirken.

Das Dreigestirn aus der Werdezeit der oberchlesischen Großindustrie.

(Georg von Giesehe — Karl Godulla — Franz von Wintler)

Georg von Giesehe.

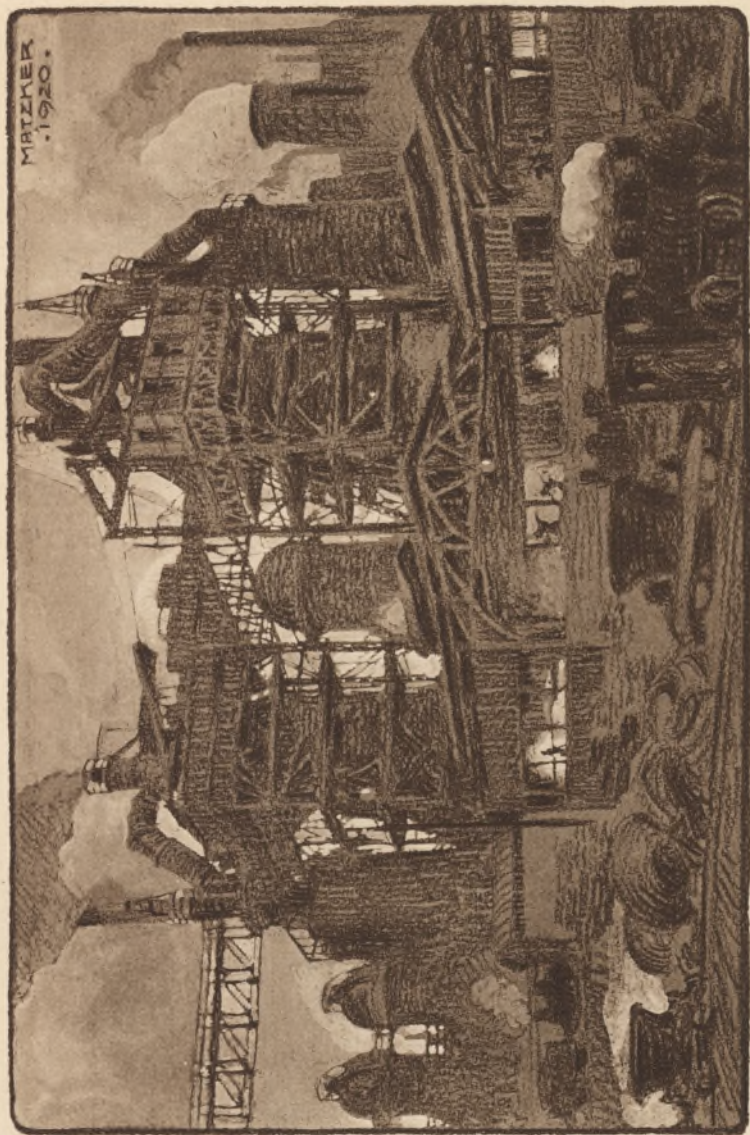
Von Joseph Rania.

Georg Giesehe oder Gische, wie er sich selbst schrieb, ist der Begründer der bedeutendsten Unternehmung auf dem Gebiete der Großindustrie Oberschlesiens, der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesehes Erben.

Er wurde laut Angabe des Breslauer Totenbuches am 29. Oktober 1653 in Schmortsch oder Schmarse im Kreise Ols, wo seine Eltern die Scholle bebauten, geboren. Georgs Vater, Adam Giesehe, hatte achtzehn Jahre in kaiserlichen Kriegsdiensten gestanden und sich dann nach Beendigung der Militärlaufbahn in Oderwitz bei Breslau niedergelassen. Er kaufte 1605 einen Dreschgarten zu Schmortsch oder Schmarse und zahlte den Kaufpreis von ungefähr dreiundsechzig Reichsthalern in Raten ab. Ihm erwuchs in seinem Sohne Georg ein Nachkomme, der mit seiner Tatkraft die Familie aus den engen bäuerlichen Verhältnissen in höhere Bahnen zu lenken berufen war.

Als der junge Giesehe das Licht der Welt erblickte, waren die Spuren des Dreißigjährigen Krieges noch nicht völlig verwischt; Handel und Wandel lagen noch sehr darnieder. Er wandte sich zunächst dem Kaufmannsstande zu, machte sich aber später selbständig, nachdem der Vater sein kleines Gut veräußert und den Erlös ihm eingehändigt hatte. 1680 ließ sich Georg Giesehe als Tuchkaufmann in Breslau nieder, woselbst er eine der vierzig Kaufkammern, die mitten auf dem Ringe unmittelbar hinter dem Rathause lagen — an deren Besitz damals ausschließlich das Recht des Gewandschnittes oder des Tuchhandels geknüpft war — kaufte.

Allerdings war der Tuchhandel zu der Zeit schon stark im Rückgange, was sich unter anderem darin zeigte, daß öfters mehrere Kammern in einer und derselben Hand erscheinen. Auch Georg Giesehe kaufte 1686 noch zwei andere, für die er je fünfhundert Reichstaler zahlte.



Hochöfen der Falzhütte
Nach einer Zeichnung von Alfred Matzke

Im Besitze dreier Kammern, konnte er sein Tuchgeschäft schon im größeren Umfange betreiben. Im Jahre 1695 kaufte er sogar noch von der verwitweten Frau Dorothea von Sommersberg die von deren Gatten hinterlassenen zwei Tuchkammern mit sämtlichen Warenbeständen. Wenn man danach die Geschäftsausdehnung des nun über fünf Kammern — von denen er allerdings 1698 eine wieder verkauft hatte — verfügenden Mannes berechnet, so erkennt man, daß er bereits in die Raste der reicheren Breslauer Kaufleute aufgerückt war.

1702 begann dann Giesche auch mit Salmei zu handeln. In dem Hause Nummer 20 am Ringe, das er erstand, richtete er — und später auch sein Sohn Friedrich — das Salmeigeschäft ein, nachdem er im letzten Jahrzehnt seines Lebens die Leitung des Tuchgeschäftes einem besonderen Handlungsführer übertragen und sich ausschließlich dem Salmeigeschäfte zugewandt hatte. Es ist merkwürdig: in demselben Hause hatte im vorausgehenden Jahrhundert ein anderer Großkaufmann, Fugger von Augsburg, einen sehr bedeutenden Kupferhandel betrieben. — Dieser Salmeihandel ist Giesches Hauptgeschäft geworden, dasjenige, in das er den größten Teil seines erworbenen Vermögens hineingesteckt hatte und das auch ihn, wie einst Fugger, zu einer großen Berühmtheit machte.

Sein Beruf brachte es mit sich, daß er viel im Lande umherreiste. Dabei kam es zu seiner Kenntniss, daß Schweden, das zu jener Zeit seine reichen Kupfererze hauptsächlich zur Messingfabrikation verwandte, großen Bedarf an Salmei hatte. Westfalen und die Gegend am Niederrhein waren bis dahin die einzigen Gebiete, die Salmei lieferten. Da aber damals für die Beförderung noch nicht das ausgedehnte Eisenbahnnetz zur Verfügung stand, so war die Lieferung auf den Landweg oder den Wasserweg angewiesen und auf jeden Fall mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Andererseits aber wurde Salmei von den schwedischen Fabrikanten gut bezahlt. Giesches ausgeprägter Geschäftsgeist erkannte sofort, daß hier ein gutes Stück Geld zu verdienen war. Bald stand er mit Schweden in Geschäftsverbindung. Und als schließlich die Messingfabrikation auch in Deutschland immer mehr Eingang fand, war es sein Bestreben, die Salmeilieferung auch hier zu erhalten. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos. Die Ausbeute blieb aber zunächst immer noch auf Westfalen und den Niederrhein beschränkt.

Als ein Glückszufall mußte es nun bezeichnet werden, daß Giesche bei seiner Bereisung von Schlesien auch in die Gegend von Tarnowitz und Beuthen kam, wo er bei den alten verfallenen Schächten eine Art

Erdstübbe fand, die er als Salmei erkannte, die hier aber als Mineral völlig vergessen und nicht gekannt war. Sofort setzte er sich mit den Grundherren ins Einvernehmen und eröffnete mit deren Genehmigung einige Schächte. Er fand das Salmeigraben lohnend und wandte sich schließlich an den Kaiser Leopold I. und erwirkte von diesem das Recht, eine gewisse Zeit hindurch in ganz Schlesien für sich allein Salmei graben zu dürfen. Er begann den Salmeibergbau zunächst in Scharley. Dann folgten Versuche auf den Gemarkungen von Bobrek und auf Wieschowaer Grunde, an der Stollarzowitzer Grenze.

Dabei kam es zu einem Streitverfahren mit der Standesherrschaft Beuthen: dem Grafen Karl Maximilian Hendel von Donnersmark auf Neudeck. Der Graf machte Giesche das Recht streitig, auf Bobreker Grunde Salmei graben zu dürfen, das ihm und seiner Familie nur allein zustände.

Giesche war jedoch nicht der Mann, der sich mit seinen Ansprüchen so ohne weiteres abweisen ließ. Er wandte sich direkt an den Kaiser und betonte diesem gegenüber, daß er den in Oberschlesien entdeckten Salmei, den er früher aus Westfalen, vom Niederrhein und aus Polen geholt, mit großen Kosten zubereitet und den Messingwerken in Brandenburg, Sachsen und Böhmen zugeführt habe. Dadurch habe er dem Lande und den kaiserlichen Einkünften einen Vorteil von zwanzigtausend Gulden verschafft. Der Hauptpunkt seiner Eingabe gipfelte nun in der Bitte, ihm ein Recht zum alleinigen Graben des Salmeis in ganz Schlesien zu erteilen. Und dieser Bitte wurde stattgegeben. Später wurde noch einmal versucht, ihm das Recht streitig zu machen; aber auch Kaiser Joseph I. bestätigte es.

Im April 1712 wurde Giesche vom Kaiser Karl VI. für seine Verdienste um den Staat ein ritterliches Gewand und die Adelsbezeichnung verliehen. Sein weitschauender Blick, sein nie rastender Geist galten dem steten Ausbau der einzelnen Betriebe. Als er am 26. April 1716 sein Leben beschloß, konnte er auf ein Lebenswerk zurückblicken, das reich an Arbeit, aber auch reich an Erfolgen war. Das Erbe, das er hinterließ, war, wie schon erwähnt wurde, der Grundstock zu dem heutigen Riesenunternehmen, das in der Welt als dasjenige von Giesches Erben Weltruf genießt.

Georg von Giesche wurde in der Elisabethkirche zu Breslau auf Seiten der Kanzel unter dem großen Stein Nummer 68 bestattet. Das Geschäft wurde von seinem Sohne Friedrich Wilhelm fortgeführt, der jedoch im kräftigsten Mannesalter starb. Die drei Töchter von

Georg Giesche, die sich an adlige Herren Schlesiens verheirateten, traten nunmehr die Erbschaft an. Und die Erben und Rechtsnachfolger dieser Familien behielten die Firma „Georg von Giesches Erben“ bei, unter welchem Namen das Unternehmen noch heute besteht.

Solange der Salmei nur zur Messingfabrikation benutzt wurde, so lange war seine Verwendung keine allzu umfangreiche und der Bergwerksbetrieb ein noch unbedeutender. Das änderte sich aber, als zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Herstellung des Zinks aus Salmei im großen durch Ruberg erfunden wurde. Giesches Erben erweiterten jetzt ihre Salmeibergwerke und wandelten sie zum größten Teil in Zinkhütten um. Auf der Zinkindustrie gründete sich später auch noch die Schwefelsäurefabrikation.

Im neunzehnten Jahrhundert brachte es der steigende Kohlenbedarf mit sich, daß Giesches Erben auch an die Erwerbung von Kohlengruben herangingen. Damit wurden neue großzügige Erwerbsmöglichkeiten geschaffen.

Von welcher Bedeutung heute die von Giescheschen industriellen Anlagen sind, geht aus nachfolgenden Zahlen hervor. Auf den verschiedenen Werken sind etwa zwanzigtausend Arbeiter beschäftigt und an fünfhundert Beamte angestellt. Mit deren Familienangehörigen aber gewährt die Gesellschaft nahezu fünfzigtausend Personen ihren täglichen Lebensunterhalt. Die Kohलगewinnung beläuft sich auf etwa fünfzig Millionen, die der Erze auf über fünf Millionen Zentner jährlich.

Besondere Erwähnung verdient die soziale Schöpfung der Gesellschaft: die Kolonie Gieschewald, die einzig in der Art ihrer Ausführung ist.

Karl Godulla.

Von Robert Kurpiun.

Auch der geringste Mann aus dem Volke kann zu Ansehen und Reichtum gelangen, wenn es ihm nicht an Treue, Fleiß und Klugheit fehlt. Das zeigt das Beispiel Karl Godullas.

In dem Dorfe Matoschau bei Zabrze lebte vor mehr als hundert Jahren ein armer Tagelöhner namens Godulla. Er wohnte mit Weib und Kindern am Rande des Ortes in einem baufälligen, mit Stroh gedeckten Holzhäuschen. Dichte Wälder dehnten sich rings um das Dorf; denn Hütten und Gruben gab es damals noch nicht. Daher war der Verdienst auch sehr gering, und oft wußten die Eltern am Abend nicht, was sie den Kindern am anderen Tage zu essen geben sollten.

Da kehrte zur Not ein anderer böser Gast in das Tagelöhnerhaus

ein: die Krankheit. Die Cholera, die damals Oberschlesien verheerte, raffte in ganz kurzer Zeit Vater, Mutter und Kinder hinweg. Nur eins blieb am Leben: der elfjährige Karl, der 1781 geboren war. Ganz verwaist stand er da. Niemand nahm sich seiner an; denn jeder fürchtete, durch seine Berührung auch von der furchtbaren Krankheit befallen zu werden. Traurig schnürte da der Knabe seine geringen Habseligkeiten in ein Bündel zusammen und wanderte hinüber nach Polen, wo er Verwandte hatte. Zwei Jahre hindurch hütete er dort das Vieh auf dem Felde. Da trieb ihn das Heimweh wieder nach Oberschlesien zurück. In seinem Heimatdorfe fand er aber auch jetzt kein Unterkommen. Darum wanderte er weiter und kam eines Abends müde und hungrig in einem Gasthause zu Loth an. Er bat um Herberge, und mitleidige Menschen gewährten sie ihm.

Durch allerhand kleine Dienstleistungen suchte der fleißige Knabe die Güte zu vergelten. Er half den Knechten und Mägden bei ihren Arbeiten, und der Wirt bemerkte bald, daß in dem bescheidenen Jungen ein kluger Sinn wohne. Er mietete ihn als seinen Pferdejungen, und selten hat ein dreizehnjähriger Knabe seine Pflicht so gut erfüllt, wie Karl Godulla. Nicht nur der Wirt und das Gesinde des Hauses gewannen ihn lieb, sondern auch die Gäste, die in dem Wirthshause ansprachen.

Da kehrte eines Tages der Graf Ballestrem in dem Gasthause ein. Schnell war der Knabe auch hier bei der Hand und half dem Grafen beim Aussteigen und dem Kutscher beim Besorgen der Pferde. Dem Grafen fiel der geweckte und flinke Knabe auf, und er beobachtete ihn aufmerksam. Das entging dem Wirt nicht, und er erzählte dem Grafen die traurige Lebensgeschichte des Knaben. Es sei schade, meinte er, daß der Knabe keine bessere Schule besuchen könne, denn da würde ein tüchtiger Mensch aus ihm werden.

Der Graf fand Gefallen an dem Knaben, nahm ihn sogleich mit sich auf sein Schloß Plawniowiz und ließ ihn mit seinen Söhnen zusammen unterrichten. Dann gab er ihn zu einem Förster in die Lehre; denn Karl wollte Forstmann werden. Er nahm seinen Dienst mit großer Treue wahr, und die zahlreichen Wildddiebe merkten bald, daß der junge Forstlehrling ihnen auf den Fersen war und die Übeltäter zur verdienten Bestrafung brachte. Da schwuren sie ihm Rache, überfielen ihn im finsternen Walde, schlugen ihn halbtot und banden ihn an einen Baum, die Füße nach oben. Er wäre sicher ums Leben gekommen, wenn man ihn nicht alsbald gefunden und aus seiner verzweifeltsten Lage befreit hätte. Aber ein Bein und ein Arm waren gebrochen und

heilten trotz aller ärztlichen Kunst so schlecht, daß Karl Godulla zeitlebens ein Krüppel blieb.

Mit dem Forstfache war es jetzt aus. Aber der junge Mann verlor den Mut nicht. Er erlernte die Landwirtschaft und zwar so gründlich, daß es ihm bald gelang, ein ganz verwahrlostes Gut des Grafen zu einer Musterwirtschaft zu machen.

In jener Zeit — es war in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts — hatte die oberschlesische Industrie einen bedeutenden Aufschwung genommen. Überall entstanden Steinkohlengruben und Eisenhütten. Ruberg hatte gefunden, wie man aus den Zinkerzen bequem reines Zink herausdestillieren könne. Sogar das in vielen Eisenschlacken noch enthaltene Zink verstand er herauszugewinnen. Diese Erfindung ließ dem jungen Godulla keine Ruhe. Auf dem Gute bei Ruda, das er bewirtschaftete, befand sich eine große Schlackenhalde; es hatte dort einmal ein Hochofen gestanden. Godulla beschaffte sich allerlei chemische Apparate und lernte sie gebrauchen. Tag und Nacht arbeitete er unverdrossen in seiner Wohnung, untersuchte die Eisenschlacken und stellte nach langem Bemühen fest, daß auch in ihnen noch viel Zink enthalten wäre. Nun kaufte er von dem Grafen die Halde für ein sehr geringes Geld, trat mit Ruberg in Verbindung und verhüttete die Schlacke noch einmal. Er soll dabei so viel Zink gewonnen haben, daß ihm fünfzigtausend Taler Reingewinn übrigblieben. Dieses Geld bildete den Grundstock zu dem großen Reichtum, den Godulla später erlangte. Jetzt veranlaßte er seinen Brotherrn, den Grafen Ballestrem, zum Bau von Zinkhütten, deren Leitung Godulla selbst übernahm. Da aber der Zinkhüttenbetrieb nur gedeihen konnte, wenn man eigene Erze besaß, so suchte man Salmeigruben zu erwerben. Das war nicht leicht; denn sobald man irgendwo dieses Zinkerz durch Bohrungen festgestellt hatte, fanden sich Nachbarn, die auch ein Anrecht darauf haben wollten. Es bedurfte großer Klugheit und eines rastlosen Fleißes, um alle Widerstände zu besiegen. Aber Godulla besaß beides, und seine Gegner, die ihn seiner Tüchtigkeit wegen bereits zu fürchten begannen, konnten nichts gegen ihn ausrichten.

Durch Kauf und Vergleich erwarb er die Hälfte der Förderung der Mariagrube in Mieschowitz und Anteile an den Salmeigruben bei Scharley. Diese Unternehmungen warfen reichen Gewinn ab; denn man war nun nicht mehr auf den guten Willen der Erzverkäufer angewiesen. Graf Ballestrem zeigte sich dadurch erkenntlich, daß er Godulla, der ihm solchen großen Nutzen brachte, eigene Anteile an den Zinkhütten

und -gruben schenkte. Dadurch vergrößerte sich auch der Besitz Godullas immer mehr. Er begann nun, auf eigene Rechnung sich an Unternehmungen zu beteiligen und gründete zuletzt eigene Hütten, Erz- und Kohlengruben.

Was er anfang, gelang. Das lag nicht nur daran, daß er bei seinen Unternehmungen Glück hatte, sondern er ging mit großer Vorsicht und Klugheit zu Werke und wußte stets den richtigen Zeitpunkt abzapassen. Er ließ sich nicht ohne Überlegung auf jedes Unternehmen ein, wie waghalsige Leute, die mit Gewalt reich werden wollen. Vielmehr prüfte er immer, ob seine Mittel für ein Geschäft, das er machen wollte, auch ausreichten. Er zahlte stets bar, konnte daher immer am billigsten kaufen und am schnellsten zugreifen. Es kam fast nie vor, daß eine seiner Unternehmungen fehlschlug und Schaden brachte.

Daher wuchs sein Reichthum gewaltig und zählte zuletzt nach Millionen. Der „Zinkkönig“ Oberschlesiens besaß bei seinem Tode zwei große eigene Zinkhütten, war an zwei anderen stark beteiligt sowie an neunzehn Erz- und vierzig Steinkohlengruben. Dazu gehörte ihm ein Landbesitz von fast 7000 Morgen, nämlich die Rittergüter Schomberg, Orzegow, Bobrek und Bujakow. Er war der reichste Mann Oberschlesiens und besaß schöne Schlösser auf seinen Gütern. Dennoch lebte er bis an sein Ende in einem kleinen, anspruchslosen Häuschen in Ruda in größter Einfachheit und Einsamkeit. Sein Leben war ganz der Arbeit gewidmet, und dadurch ist er einer der Männer geworden, denen die oberschlesische Industrie mit ihren vielen tausend Arbeitern ihr Aufblühen zu verdanken hat. Soviel Arbeit er aber von sich selbst forderte, so verlangte er auch von seinen Beamten und Arbeitern strengste Pflichterfüllung. Vor allem waren ihm die Trunksucht und das Lotterleben verhaßt, und wo er die antraf, konnte er mit eiserner Strenge eingreifen.

Bei aller seiner Arbeit vergaß er nicht den Dank gegen seinen Wohltäter, den Grafen Ballestrem. Bis zu seinem Tode hat er ihm und seinen Kindern nicht nur mit treuem Räte zur Seite gestanden, sondern den gesamten Besitz des Grafen mitverwaltet. Dabei fand er auch noch Zeit, seine Kraft der Verwaltung von Gemeinde, Kreis und Staat zur Verfügung zu stellen, und bekleidete lange Jahre zahlreiche Ehrenämter. Und was er in die Hand nahm, war gut versorgt.

Godulla war ein ernster, verschlossener Mann. Selten sah man ihn lachen. Seine finsternen Züge, seine unschöne, verkrüppelte Gestalt, die nächtlichen Arbeiten in seiner chemischen Werkstatt und seine beispiellosen Erfolge brachten das unwissende, abergläubische Volk der da-

maligen Zeit zu dem Glauben, daß er mit geheimen Zaubermächten in Verbindung stehe.

Eine besondere Neigung fühlte der einsame Mann, der nicht Weib und Kind besaß, nur zu seinem Freunde, Jugendgenossen und Mitarbeiter Gemande und zu einem Kinde. Das war Johanna Gryczik, das Töchterchen einer armen Bergmannsfrau, die in der einfachen Hauswirtschaft Godullas beschäftigt war. An diesem Kinde hing Godulla mit seinem ganzen Herzen, weil das Kind sich vor ihm nicht, wie die anderen, fürchtete, sondern ihm zutraulich entgegenkam. Er ließ es gut erziehen und vermachte ihm bei seinem Tode sein ganzes Vermögen von vielen Millionen. Johanna wurde nach Godullas Tode wegen seiner Verdienste um Oberschlesien in den Adelsstand erhoben und vermählte sich später mit dem Grafen Schaffgotsch. Dieser ist dadurch einer der reichsten Gruben- und Hüttenbesitzer Oberschlesiens geworden.

Im Jahre 1848 brach in Oberschlesien abermals die Cholera aus. Godulla hatte noch aus der Jugendzeit eine große Furcht vor dieser Krankheit. Er wollte ihr entfliehen und reiste nach Breslau. Aber es nützte nichts. Die Krankheit, der er als Kind entgangen war, holte ihn ein, und er starb daran gleich nach seiner Ankunft in Breslau. Seine Gebeine ruhen unter der neuen Kirche zu Schomburg.

Franz von Winkler.

Von Joseph Rania.

Ein ebenso ungewöhnliches Schicksal wie die Lebensgeschichte Godullas weist die Franz von Winklers auf. Einst ein unbemittelter Bergschüler, wurde er später geadelt und der Begründer der von Zieles-Winklerschen Herrschaft, als welcher er mächtig in die Entwicklung Oberschlesiens eingriff.

Franz von Winkler, am 4. August 1803 in Tarnau bei Frankenstein als Sohn eines landwirtschaftlichen Privatbeamten geboren, hatte seine Volksschulbildung durch Besuch einiger Klassen der Gymnasien zu Glatz und Reife erweitert. Doch ganz mittellos, mußte er das weitere Studium aufgeben und sich durch seiner Hände Mühen den Lebensunterhalt verdienen. Als blutjunger Bursche wandte er sich im Jahre 1819 nach dem obereschlesischen Industriebezirk, um hier auf irgendeiner Grube in Arbeit zu treten. Er begann seine bergmännische Laufbahn auf der Friedrichs-Bleierzgrube bei Tarnowitz. Ende 1820 kam er auf die Königin-Luise-Grube in Zabrze, wo er noch ein Jahr lang ebenfalls als gewöhnlicher Bergmann sich das tägliche Brot verdienen mußte.

Von seinen Vorgesetzten aber als ein befähigter und äußerst strebsamer junger Mann erkannt, wurde er von diesen dem Bergamte zur Ausbildung für den Grubenbeamtendienst empfohlen, worauf er, unter Zubilligung einer Unterstützung, in die Bergschule in Tarnowicz eintrat.

Nach Ablauf der Bergschulzeit war er bis zum Jahre 1832 auf verschiedenen Berg- und Zinkhüttenwerken als Steiger, Schichtmeister und Rechnungsführer tätig, zuletzt auch auf der Maria-Grube bei Miechowicz. Hier hatte er das Vertrauen der Besitzerin des Bergwerkes und des schönen Gutes Miechowicz, Frau Maria, verwitwete Kresin, geborene Domes, in dem Maße gewonnen, daß sie sich bewogen fühlte, ihm, der inzwischen auch Witwer geworden war — Winkler war seit dem Jahre 1826 verheiratet — am 12. Juni die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen. Damit war die erste Sprosse der Glücksleiter erklommen, auf der er immer höher steigen sollte.

Jetzt durch das volle Vertrauen seiner Gattin über ansehnliche Geldmittel verfügend, wußte er durch großartige, glückliche Unternehmungen und durch weise, umsichtige Leitung ein alle gewöhnlichen Grenzen weit übersteigendes Besitztum zu schaffen.

Es war dies in der Zeit des Bergbauaufschwunges, der auch ein Aufleben der Hüttenindustrie zur Folge hatte. Seit der Rubergschen Erfindung strebte die gesamte Industriewelt danach, dem Geheimnisse der vollkommeneren Zinkverhüttung, das streng gewahrt wurde, auf die Spur zu kommen. Auch Winkler hatte Tag und Nacht darüber nachgedacht, wie er die Schätze seiner Erzgruben — außer der Maria-Grube besaß er nun schon mehrere andere Erzgruben — vorteilhafter verwerten konnte. Er scheute weder Mühe noch Opfer, um den Stein der Weisen der damaligen Zeit zu ergründen. Er unternahm zu dem Zweck Reisen durch Deutschland, nach England und nach Belgien. Auf diese Weise eignete er sich eine Geschäftskennntnis und einen Scharfblick an, die sich bei seinen Unternehmungen und Versuchen glänzend bewährten. Und so sehen wir ihn schon am Anfange der vierziger Jahre in dem gewaltigen Besitze von sechs Rittergütern — Miechowicz, Pallowicz, Woszczuk, Orzesze, Klein-Dombrowka nebst Bogutschuk und Rattowicz — und der mächtigen Herrschaft Myslowicz, sowie ganz oder teilweise von vierzehn Salmeigruben, neunundsechzig Steinkohlsfeldern und sieben Zinkhütten.

Hinsichtlich der reichen Verdienste um die erste Entwicklung der Großindustrie und die kulturelle Hebung Oberschlesiens wurde er von Friedrich Wilhelm IV. in den Adelsstand erhoben.



FRANZ WINKLER

Aber schon in seinem achtundvierzigsten Lebensjahre (1851) erlag er einem Schlaganfall. Seine sterbliche Hülle wurde in der Familiengruft zu Miechowitz beigesetzt.

Fräulein Valeska von Winkler, die jugendliche Tochter des Herrn von Winkler aus erster Ehe, wurde nun, da keine anderen Kinder mehr vorhanden waren, die alleinige Erbin der reichen Hinterlassenschaft.

Sie übertrug die Verwaltung des Erbes dem Freunde und Berater ihres Vaters: Grundmann. Und selbst, als sie sich mit dem Leutnant von Ziele vermählte, blieb Grundmann weiter Verwalter.

Der neue Besitzer aber nannte sich seither von Ziele-Winkler. Auch er ließ es sich angelegen sein, den wohlverfahrenen, treuen Ratgeber recht lange als Generalverwalter in seinem Dienste zu halten. Und unter seiner Leitung nahm der Herrschaftsbesitz stetig an Umfang zu.

Zur rechten Kennzeichnung und Würdigung dessen, was das Ringen und Schaffen Winklers zuwege gebracht hatte, sei noch des heutigen Besitztums der Herrschaft Miechowitz näher gedacht.

Zur Maria-Grube gesellte sich zu seiner Zeit die Theresiengrube, ein Teil der Elisabethgrube, mehrere Erzschächte bei Radzionkau, die Kohlenbergwerke Florentinegrube bei Beuthen, die Ferdinandgrube bei Rattowitz, die reichen Myslowitzer und Orzescher Gruben, die Preußen- und die Carnallsfreude-Grube.

Hierzu kommen die Eisenhüttenwerke Hubertushütte und die Marthahütte in Rattowitz.

Außer diesen umfangreichen industriellen Anlagen, die seit einiger Zeit zu einer Aktiengesellschaft unter dem Namen „Rattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb“ zusammengeschlossen sind, gehören zu dem Herrschaftsbesitz weit ausgedehnte Ländereien mit reichem Waldbestand und mustergültigen Gütern in den Kreisen Beuthen, Rattowitz, Tarnowitz, Pleß, Rybnik, Neustadt, Groß-Strehlitz, in Mecklenburg und in Ungarn. —

„Bei Ehren und bei Schätzen,	Vergaßen doch die Grafen
Die ihnen Gott verlieh,	Des armen Nächsten nie.“

So spricht Görres von den Grafen Fugger im Bayerland. Diese Worte darf man auch auf die oberschlesischen Fugger anwenden. Auch in wohlthätiger Sorge für die Not der Dürftigen zeichneten sich, ebenso wie die Giesches, die Winklers allezeit rühmlich aus.

Besonders segensreich erweist sich dieses Edeltum bei der Enkelin, Eva von Ziele-Winkler. Sie hat den größten Teil ihres Erbes in einem

großartigen Wohltätigkeitswerke, dem „Friedenshort“ in Miechowitz — bestehend aus einem Kinderheim, aus Schule und Kirche, aus einem Kranken- und Siechenhaus und einer dazugehörigen Musterlandwirtschaft —, angelegt, in dem sie selbst als barmherzige Schwester schafft und wirkt. Als „Mutter Eva“ ist sie im oberschlesischen Industriebezirk überall bekannt und vielgeliebt. —

Die Gleiwitzer Eisengießerei und die Bildhauer Kalide und Riß.

Von Kurt Bimler.

Aus der schmerzlichen Betrachtung, daß unsere Heimat der bildenden Kunst verhältnismäßig wenig hold ist, weil die Bedingungen für ihre Entwicklung überaus ungünstig sind, bietet ein Blick in die Vergangenheit Oberschlesiens Entschädigung, ein Rückwärtschauen in jene bedeutungsvollen Tage, wo die erste Dampfmaschine des Festlandes als Vorbote des neuen Aufschwunges soeben gekommen war, in jene Tage, wo zeitweise vier Fayencefabriken zugleich ihre buntblumigen Gefäße und heiteren Plastiken in alle Himmelsrichtungen ausschickten, in jene Jahre, wo auch die Kunstgießerei mit eigener Modelleurwerkstatt den Weltmarkt mit ihren kunstreichen Erzeugnissen beschiedte, die ein Gewand von schwarzem, matt lackiertem Eisen trugen.

Während die oberschlesischen Fayencefabriken im Rokoko geboren wurden und im Empire starben, erwuchs die Gleiwitzer Eisenkunstgießerei in der napoleonischen Epoche und füllt die Zeit des Wiedermeier aus, ein Menschenleben lang von 1798 an. Unversehens wuchs diese Gießkunst hervor; überraschend schnell entwickelte sie sich im ersten und zweiten Jahrzehnt. Nach den Befreiungskriegen ist bald der Höhepunkt erreicht, und ebenso rasch wie sie emporgeblüht, verwelkt sie, um dem gemeineren Zinkguß einerseits und dem edleren Bronzeguß andererseits zu weichen. Von etwa 1835 an vegetiert die Eisenkunst bis um 1870; dann ist sie für 50 Jahre dahin. Neuere Versuche haben sie wieder zu frischem Leben erweckt.

Ein reizender Ausschnitt aus Oberschlesiens Kunstvergangenheit ist die Geschichte dieser Eisengießerei, ein Stückchen seiner Wiedermeierkultur. Diese Eisenkunst bestreitet fast die gesamte Ausschmückung des Daseins von damals: das Bild an der Wand, den Schmuck an Hals, Armen und Fingern, die Schätze der Vitrinen und den verzierten Hausrat. Alles unendlich fein und sauber gegossene Eisensächelchen und

Figürchen, die im Verkaufsmagazin der Gleiwitzer Hütte hübsch aufgestellt zu besichtigen und für verhältnismäßig wenig Geld zu kaufen waren.

Um die Seltenheit und Bedeutung unserer Eisenkunstgießerei zu beleuchten, sei erwähnt, daß eine gleichwertige Kunstanstalt in Berlin bestand. Diese beiden deckten den gesamten Bedarf des europäischen Marktes. Die Eisenkunstgießereien zu Sayn in der Rheinprovinz, in Lauchhammer am Harz und in Wasser-Alfingen traten an Bedeutung und künstlerischer Beschaffenheit ihrer Leistungen zurück.

Die Geschichte der Gleiwitzer Eisenkunstgießerei weist nach dem Malapaner Eisenwerk hin, das heute im Waldesgrün ein Idyll aus friederizianischer Zeit im Vergleich zu unseren Riesenwerken geblieben ist. Die Namen der beiden ersten Kunstgießer Stilarsty und Krigar führen nach Malapane, woher sie ihre Erfahrungen im Feinguß auf die im Jahre 1797 in Gleiwitz vom Staate neubegründete Eisenhütte, besser gesagt: auf die angegliederte Medaillenformerei übertragen haben. In Gleiwitz trieben sie die Vervollkommnung des Feingusses weiter, blieben aber nur bis 1804. Dann wurden sie nach Berlin berufen, ein gleiches Eisenwerk wie in Gleiwitz mit einer Medaillenformerei einzurichten. Der künstlerisch begabte Stilarsty wurde Modellmeister der Berliner Kunstgießerei und nach später Ausbildung Bildhauer. Der technisch talentvolle, erfinderische Krigar hat sich dort um 1815 durch Versuche im Lokomotivenbau, die ersten in dieser Art, einen Namen gemacht.

Inzwischen entfaltete sich in Gleiwitz der Kunstguß. Wir können seine Vervollkommnung Stufe für Stufe verfolgen. Am leichtesten ist ein Relief einzuformen und zu gießen; daher umfaßt die Anfangserzeugung der Modellformerei meist Schaumünzen, wofür mehrere Medailleure in Breslau und Berlin Modelle lieferten. Die besten Medaillen gab der geniale Porträtist Leonhard Posch.

Dann schritt man zur Einförmung von kleinen Büsten und Figürchen. Das erfordert schon größere Vollkommenheit in der Formtechnik, die in Gleiwitz sozusagen erst erfunden wurde, da es in Deutschland damals einen Bronzeguß nicht gab, dessen Technik man hätte auf das Eisen übertragen können; zudem die Schwierigkeit, für das hochgradig heiße Eisen eine Sandform herzustellen, in der die Feinheiten des Modells beim Guß nicht verlorengehen durften. Heutzutage ist diese Technik fast unbekannt. Kaum vermag man die einfachste Medaille von Eisen in gleicher Feinheit zu gießen.

Am erstaunlichsten ist die Gußtechnik in der Herstellung von Schmucksachen gediehen. Filigranartige, feingliedrige Schmuckstücke geben in

der Sandform winzig-enge Kanäle, in die das äußerst dünnflüssige Eisen sich verteilen muß.

Ohne Hinweis auf diese Gußschwierigkeiten, an denen der Laie achtlos vorübergeht, wird die erstaunliche Höhe der Gießkunst unserer Hütte nicht offenbar. Man könnte hierin den Gipfelpunkt des Erreichbaren sehen. Tatsächlich wurden solche Schmuckstücke, außer in der Berliner Tochteranstalt, nur noch in England und in Paris in gleicher Feinheit gegossen — wenn nicht die erreichte nächste Stufe in anderer Hinsicht noch wertvoller gewesen wäre: der Hohlguß von Büsten und Figuren. Hier liegt die zu überwältigende Schwierigkeit in der Forderung, möglichst dünnwandige Hohlgußstücke herzustellen (die früheren kleineren Figuren waren voll gegossen). Stolarsky ward dieser Schwierigkeit um 1815 Meister. Und die Gleiwitzer Gießerei kam jetzt dem Ideal einer Kunstanstalt näher, indem die Einrichtung einer Modellwerkstatt mit einem Bildhauer durchgeführt wurde. Friedrich Ludwig Beyerhaus, ursprünglich gelernter Graveur aus Potsdam, dann vom Medailleur L. Posch im Porträtieren und auf der Akademie im Zeichnen und Modellieren für seinen Beruf vorbereitet, wurde von der Regierung nach der Gleiwitzer Hütte gesandt.

Beyerhaus besaß keine Begabung für große plastische Aufgaben. Ihm lag die ererbte subtile Kleinarbeit des Graveurmedailleurs näher. Eine in seiner Zeit aus der Gießerei hervorgegangene Bildnismedaille des Kaufmanns Böhm aus Tarnowitz müssen wir ihm zuschreiben. Ein fleißiger Arbeiter, hat er viele Modelle kunstgewerblicher Art für den Eisenguß hergestellt, nachdem er noch in Berlin das Modell zum Eisernen Kreuz nach Schinkels Skizze gemacht hatte: Gebrauchsgegenstände mit ornamentalem oder figürlichem Schmuck, z. B. Briefbeschwerer mit Puttos oder Tieren, Schreibzeuge mit Statuetten, Uhrgehäuse, Vasen mit Reliefs, Kreuzfixe usw. Gelegentlich hat er auch eine lebensgroße Büste geschaffen, wie die des Bergrats Schulze, die noch in der Gleiwitzer Hütte ihren Platz hat. Den erstaunlich großen Umfang von Beyerhaus' Schaffen ersieht man aus den alten Preislisten der Gießerei. Sein Können lernen wir aus den bis in unsere Tage erhaltenen Gegenständen selbst kennen, die vor allen in der größten derartigen Sammlung, der des Kaufmanns Macha in Beuthen, vereinigt sind.

Aus Berlin kamen ebenfalls Modelle zum Abguß, solche, die sich zur industriellen Vervielfältigung eigneten, wie kleine Büsten Goethes und Schillers von L. Posch, Rauchs Königsbüsten oder Shadows ausgezeichnete Büste Friedrichs des Großen mit dem Lorbeerkranz. So

war die Gleiwitzer Modellkammer in gewissem Sinne ein Kunstmittelpunkt Oberschlesiens geworden. Die gesamte klassizistische Kunst der Zeit von Canova im Süden über Rauch und Schadow bis Thorwaldsen im Norden war hier in Abgüssen vertreten. Daher ist es natürlich, daß unsere beiden größten Bildhauer Kalide und Riß in der Gleiwitzer Eisengießerei eine intensive Einwirkung des künstlerischen Hauches auf ihre empfänglichen Seelen erhielten und von dem tüchtigen Modellmeister das ABC des Modellierens lernten.

Zwischen der industriellen Kleinkunst der Gleiwitzer Hütte und ihren beiden großen Sprößlingen Kalide und Riß besteht ein enger Zusammenhang und doch zugleich ein weiterer Sprung in der Bedeutung und Art des künstlerischen Hervorbringens. Der geistige Faktor treibt ihre Persönlichkeiten aus dem gesprengten Rahmen der reproduzierenden und kunstgewerblich schaffenden Modelleurwerkstatt hinaus und versetzt ihr Leben und Wirken in die Landeshauptstadt Berlin, ohne daß der persönliche wie künstlerische Zusammenhang mit der fernegelegenen Eisenzeugin an der Klodniß verloren geht. Bei Kalide bleibt die Verbindung inniger. Die väterliche Scholle empfängt von seiner Künstlerhand reiche Gaben; während der geschäftstüchtigere Riß es sich in Berlin wohler sein läßt.

Als Oberschlesier waren auch sie beide in Berlin durch ihre uns eigentümliche Mundart gezeichnet. Der Künstlerchronist Ludwig Pietzsch hob die sondernde Eigentümlichkeit schon damals hervor, obwohl sie doch als durchaus deutsche Beamten söhne protestantischen Bekenntnisses anzusprechen sind. Nahezu dieselbe Lebensdauer, ähnliche Abstammungsbedingungen, derselbe künstlerische Bildungsgang und das wetteifernde, verzehrend heiße Streben auf wenig sich unterscheidenden Schaffensgebieten geben den beiden ursprünglichen Eisenmodelleuren eine im Anfangsstadium nicht leicht auseinanderzuhaltende Gleichheit, die bei zunehmender Reife schwindet und einer ausgeprägten Eigenart ihrer künstlerischen Individualitäten Platz macht. Hier der zigeunerhaft unstete, nur auf die Höhen der Kunst blickende und ihr in idealer Gesinnung sich hingebende Kalide, unbekümmert um Zeitgeist und Fürstengunst, ohne Anerkennung und Lebensgüter in den Schoß der heimischen Erde verbittert zurückkehrend, dort Riß, der „Königsbildner“ benannt, ein kluger, rechnender, gefällig Formender, dem Fürstenbildnis huldigend und sich in die Absichten und Wünsche anderer leicht einschmiegend, der zuletzt der Nationalgalerie ein großes Vermögen zum Ankauf von deutschen Kunstwerken hinterläßt.

Und noch einmal der gleiche Zug in der Anlage, aus ihrer Abstammung, aus den eigentümlichen Volksverhältnissen der Heimat erklärt: Ihre gemeinsame Neigung zum Großen, Wild-Kraftvollen, Aufgeregten und Aufregenden, wie sie bei Kalide in der Bacchantin, bei Riß in der Amazone am elementarsten zum Durchbruch kommt, ohne Vorgang und ohne Parallele im damaligen und späteren Kunstleben Berlins. Es flammte in ihnen eine brutale Kraft, eine Siedehitze in ihren Adern, in denen deutsches, slawisches, ungarisches, vielleicht auch griechisches Blut durcheinanderwirbelte. Beide von der Natur bevorzugte Söhne der südostdeutschen Landesecke, denen es beschieden war, in die kühle klassizistische Ruhe der Zeitkunst eine tiefe Bresche zu legen.

In einem Beamtenhäuschen der kaum gegründeten Königshütte, deren Schöpfung durch Berghauptmann Graf Reden er selbst in dessen Standbild verherrlicht hat, ist

Theodor Kalide

1801 geboren. In der Gleiwitzer Eisenhütte lernte er die Eisenkunst unter den Augen seines älteren Bruders kennen, und mit achtzehn Jahren schon setzte er zeitig und unternehmungslustig seinen Fuß in die weite Stadt Berlin, sich als Eisenmodelleur in der Berliner Gießerei zu betätigen und zugleich als Schüler der Akademie und Schadows, später als Gehilfe und Biseleur Rauchs den Künstlerberuf früh und rasch ergreifend. Als er 1835 an das Krankenbett seines Vaters, des Hütteninspektors, nach Königshütte eilt, als Künstler bereits anerkannt und durch die Gruppe des mit dem Schwan spielenden Knaben bewährt, modelliert er den Greis in einem Flachrelief so wohl gelungen, lebenswahr und charakteristisch, daß dieses in Eisen gegossene und in Königshütte entstandene Relief als Arbeit in der Heimat und als Familienbildnis doppelt wertvoll erscheint.

Der Vater starb und Theodor kehrte nach Berlin zurück, wo er in Rauchs unmittelbarer Nachbarschaft eine eigene Werkstatt besaß und gerade die ersten Früchte eines aufgehenden Künstlerruhms genoß. Der König hatte seine Springbrunnengruppe des „Knaben mit dem Schwan“ angekauft und für Bronzeausführung bestimmt. Kurz vorher hatte ihm derselbe Käufer auch eine große Bronzeprachtvase in Auftrag gegeben. Das Motiv des mit einem Schwan spielenden Kindes ist nicht neu. Kalides Schwan stößt unvermutet einen Wasserstrahl hervor, sodaß eine allerliebste Gebärde des Knaben mit überraschtem Gesichtchen und abwehrender Handstellung gegeben ist. Diese kleine reizvolle Handlung

zusamt dem vorzüglich wiedergegebenen Ausdruck der Überraschung in Gesicht und Körperstellung ist gegenüber den ähnlichen Gruppen des Altertums und der Renaissance das Neue, unserem Künstler Eigene; dazu die prachtvoll auftrauschende Stellung des Schwans in Flügel- und Halshaltung, Kraft und Beweglichkeit und Leben atmend, in gut barock gedachtem, modernem Sinne gefühlt und geschaffen. Meister Rauch war entzückt davon; er suchte für Marmorausführung Stimmung zu machen. Man würde in einer solchen Marmorgruppe „das Nie-Gesehene erblicken“, schreibt er selbst. Für Steinausführung war sie jedoch nicht gedacht und wenig geeignet. Eine kleine Tragik wurde es, daß sie in der Folge anstatt in weißem Marmor öfters in schwarzem Eisen ausgeführt wurde. Die Gleiwitzer Eisengießerei hatte ihre Dervielfältigung übernommen: ein Abguß kostete 150 Taler. Im Niechowitz Schloßpark des Kalide verschwägerten Herrn von (Tiele-)Windler, auf einem Platz in Königshütte und in den Breslauer Promenadenanlagen sind noch heute Abgüsse davon zu sehen.

Den Guß und Vertrieb dieser Brunnengruppe besorgte die Gleiwitzer Eisengießerei, nachdem sie bereits Versuche mit anderen, zum Teil kleineren Werken ihres einstigen Bögling gemacht hatte, nämlich mit zwei überlebensgroßen Löwen, einem „Wachenden“ und einem „Schlafenden“, und zwei Reiterstatuetten König Friedrich Wilhelms III. und des Kronprinzen. Es sind Arbeiten Kalides aus seiner Gehilfenzeit, also aus dem Jahrzehnt vor der Schwanengruppe. Sein „Schlafender Löwe“ ist sehr bekannt; es ist nämlich der volkstümlich gewordene des Scharnhorstdenkmals auf dem Invalidenfriedhof in Berlin — irrtümlicherweise meist Rauch zugeschrieben —, und zwei weitere Abgüsse sind zu den Kriegerdenkmälern in Beuthen und Gleiwitz verwendet. Die Reiterstatuetten sind weniger bekannt, aber in Eisenabgüssen verbreitet. Die Gußmodelle haben sich in der Modellkammer der Gleiwitzer Hütte erhalten.

Der Künstler suchte gern die Darstellung des Tierkörpers, am liebsten in Verbindung mit dem des Menschen. Wir sehen diesen beherrschenden Gedanken, Tier und Mensch zusammenzustellen, fast in jedem seiner freigeschaffenen Werke wiederkehren: Pferd und Reiter, Knabe und Schwan, Muse mit Dichterroß, Knabe und Ziegenbock, Bacchantin und Panther.

Roß und Reiter, in ihrer Verbindung heutzutage uns nichts Auffallendes in der Plastik, sind für Kalides Zeit in der Bildhauerei insofern eine außergewöhnliche Leistung, als Personen zu Pferde seit Schlüters Großem Kurfürsten von Berliner Bildhauern im ganzen 18. und im

19. Jahrhundert bis 1826 nicht geschaffen worden waren. Selbst Altmeister Rauch trat dem Motiv erst später, nach Kalides und Riß' Vorgang, näher. Das Studium der Pferdeschönheit war der klassizistischen Schule fremd geblieben. Da wirkte das Vorgehen der beiden jungen Eisenmodelleure bahnbrechend. Während der zweiundzwanzigjährige Riß Schlüters wuchtiges Reiterdenkmal auf der Kurfürstenbrücke sorgfältig ausmaß und kopierte und so sein Studium des Pferdes begann, faßte der dreiundzwanzigjährige Kalide den Gedanken zu den beiden Reiterstatuetten, von denen die des späteren Kronprinzen die lebenssprühende Kraft und Schönheit des Pferdekörpers zum Ausdruck bringt.

Von der schaffensfrohen Jugendzeit führt sein Weg über unausgeführte Entwürfe, z. B. die beiden Gruppen von träumerischen Frauengestalten mit dem wiederum in hellstem Künstlerbegeisterungsfeuer sich gebärdenden Pegasusroß, zu dem Hauptwerk, der übermütig-glutvollen Gruppe einer trunkenen „Bacchantin auf dem Panther“, die heutzutage in der Ungeniertheit des nackten Mädchens nur groben und kunstfernen Menschen auffällt, die indessen in die Berliner kühle klassizistische Zeit wie ein glühender Funken fiel. Sie wurde durch die Mißachtung, die man der kühnen Komposition erwies, zum bitteren Herzleid für den Künstler, der sich 1847—48 selbst gemüht hatte, sie in Marmor auszuhaun. Wie die Gruppe als unästhetisch verschmäht wurde, wie sie unausgepackt aus dem Rattowitzer Schloß des inzwischen verstorbenen Bestellers von Windler von Ausstellung zu Ausstellung wanderte, ohne daß ein Käufer den geldlosen und aller Gunst verlustigen Kalide aus seiner Bitterkeit erlöste, bis erst nach seinem Tode die Nationalgalerie aus dem von Landsmann Riß gestifteten Fonds sie erwarb, das ist das Leidenskapitel seines Lebens geworden. Die Genugtuung ist ihm aber in unseren Augen geworden, daß sie zu einer der besten Schöpfungen, die die Nationalgalerie enthält, herangewachsen ist, deren Beachtung und Bewunderung noch steigt.

Aus weiteren Enttäuschungen half Schwager Windler durch Aufträge, einmal durch Vermittlung (Redendenkmal), das zweite Mal durch Bestellung eines Madonnenstandbildes, das in der Mieschowitzker Pfarrkirche steht.

Der Heimat persönlich zugewandt, in Gleiwitz oft bei seinem Bruder weilend, widmet er dem väterlichen Boden seine schon zermürbten Kräfte, als er den Gedanken der Redenstatue ausbaut. Es wird ein guter Wurf, der Oberschlesien ein bedeutendes öffentliches Kunstwerk beschert. Die Kostümfrage, eine noch heutzutage deutschen Bildhauern

so heikle und unbequeme Angelegenheit, ist vom sachlich fühlenden Sohne Oberschlesiens im Sinne der Heimat und der dargestellten Persönlichkeit mustergültig gelöst. Dem Begründer des oberschlesischen Bergbaues die Bergbeamtentracht! sagte sein gesunder realistischer Sinn. Welche glückliche Lösung in plastischer Hinsicht! Welche Herausarbeiten der Körperformen durch eng anliegende Jacke, kurze Kniehose, Ledergamaschen! Eine bessere Verbildlichung ist kaum denkbar.

Nach der 1853 erfolgten Denkmalsenthüllung folgten noch zehn Jahre Enttäuschungen bis zur Erlösung durch den Tod in Gleiwitz. Die Arbeit an dem Marmorstandbild der Gottesmutter für Niechowitz sollte seine letzten Kräfte beanspruchen. Die Wandlung seiner künstlerischen Ziele ist zuende geführt. Die ernst und kummervoll vor sich hinblickende Frau mit dem lastenden Kinde hat nichts mehr gemein mit seinem spielenden, ausgelassenen Sinnenwesen der Jugend- und Meisterzeit. Aus dem Schilderer anmutiger Ausgelassenheit ist der Darsteller müder Erden schwere geworden.

Den Sieg, der dem Echten und Wahren immer beschieden ist, hat Kalide nicht erlebt. Das Urteil der Nachwelt gewinnt seinem Schaffen gegenüber an Gunst; die Bedeutung seiner Kunst festigt seine hervorragende Stellung innerhalb, besser gesagt: außerhalb der nüchternklassizistischen Gruppe von Bildhauern, die um Christian Rauch geschart sind. Dem Temperament nach steht er darin Schulter an Schulter mit seinem Landsmann Riß, wenn man auch nicht übersehen darf, daß beide im Leben und im Verhältnis zur Kunst in unüberbrückbarem Gegensatz standen: dort der starre, nur seinem idealen Ziele folgende Kalide, hier der schmiegsame, aufs Verdienen bedachte

August Riß,

nachdem er einmal durch die kühne Kraftleistung seiner gigantischen Amazonengruppe die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich gelenkt und durch die Tat bewiesen, daß er für monumentale Arbeiten der rechte Mann war. Gewiß war es wahr geworden, daß der junge Eisenmodelleur auch ein deutscher Hütteninspektorssohn, aus dem kleinen, längst eingegangenen Eisenwerk Paprochan bei Pleß gebürtig und in der Gleiwitzer Eisengießerei zur Kleinkunst erzogen, in der Berliner Gießer-, Ziseleur- und Bildhauerschule zur Ausbildung geführt, vermöge seiner Begabung und Gedankenrichtung besser zum Großbildhauer geschaffen war.

Bewegung, äußerste Kraftentfaltung von drei Lebewesen, die miteinander an Wildheit und Schönheit wetteifern — das ist der erste Ein-

druck, den die Amazonengruppe gibt. Muskel- und Sehnenanspannung bis zur äußersten Grenze machten in ihrer daraus sich ergebenden Belebung der großen Flächen und rhythmisch bewegten Massen das Gesamtwerk zu einem bisher nie erlebten Schaustück, als es 1838 den Berlinern zur Ansicht freigegeben wurde. Seit dem gleich großen Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten von Schlüter waren fast 140 Jahre verflossen, ohne daß etwas ähnlich Großes hervorgebracht worden war.

Die Kritik mag die meisten Angriffsstellen an der Frauenfigur der Amazone finden. Uneingeschränkt gut und schön, naturgemäß, richtig und logisch ist die Gestalt des Pferdes. Erreichte Vollkommenheit des Geschaffenen setzt natürlich eifrigstes, fleißigstes Studium des Pferdes voraus, das bei ihm in dieser Zeit bezeugt ist und das er merkwürdig früh, schon 1824, als er kaum in Berlin heimisch geworden, mit den genauesten Ausmessung und der Kopierung des Schlüterschen Reiterdenkmals auf der Kurfürstenbrücke begonnen hatte. Eine 65 Zentimeter hohe Nachbildung dieses Reiterstandbildes war das uns interessierende Ergebnis, insofern es Riß in der Gleiwitzer Gießerei vervielfältigen ließ. Dort hat sich das Modell bis in unsere Tage gehalten.

Vorher meistens Ausführender von Ideen anderer — Tiecks, Schinkels, Rauchs —, war Riß jetzt ein Selbständiger geworden, dem es nicht schwer fiel, noch einmal seinem Lehrer Christian Rauch um einen tüchtigen Sprung vorauszuweichen. Der Nachhall der Bewunderung für seine Pferdeschöpfung der Amazonengruppe hatte ihm einen großen Auftrag aus der schlesischen Heimat eingebracht. Breslau rüstete für ein Denkmal Friedrichs des Großen. Riß und Kalide erhielten die Einladung zum Wettbewerb, und Riß siegte. Was Riß bot, übertraf die Erwartungen, und Schlesien dankt ihm einen Schatz. Im Jahre 1847 ward es in Breslau aufgestellt, und sein einstiger Lehrer Rauch, der selbst mit seinem Friedrichdenkmal für Berlin beschäftigt war, erkannte schon im Tonmodell rückhaltslos dessen Wert an, indem er es „dem Golde gleich strahlend“ nannte. Und als Rauch nach der Aufstellung nach Breslau kommt, umgeht der greise Meister prüfend, abwägend, sinnend dieses Prachtwerk, und sein Entzücken findet im Tagebuch einen Niederschlag: „Es sprach mich in allen Teilen, Profilen, wie in der Totalität aufs vorteilhafteste an, aufs allervorteilhafteste namentlich als naturgemäße Form und Formen des Pferdes, welches allen Pferdegestalten, die ich in Frankreich, Italien, wie bei uns, kenne, in so hohem Grade mangelt, in welchen nur Charakterpferde ohne weiteres Studium dargestellt sind.“

Der Reiz des Breslauer Friedrichdenkmals kommt von dem Zauber

des in seiner tänzelnden Bewegung unaussprechlich lebendig geschilderten Pferdes. Das wird jedem Betrachter, der es umgeht, klar, und es ist auch oft darauf hingewiesen worden. Breslau besitzt auf dem Marktplatz in unmittelbarer Nachbarschaft des Friedrichdenkmals noch das Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III. von der Hand unseres Meisters. Es ist sozusagen Alterswerk, ist siebenzehn Jahre später geschaffen worden und wirkt infolge seiner verhältnismäßig leblosen Gestalt des Pferdes als stärkende Folie, die dem Friedrichsdenkmal zugute kommt. Die Kräfte des unrastringen Riß hatten sich in dem arbeitsüberreichen Jahrzehnt nach der Amazone in einer Reihe von Denkmalaufträgen verzehrt. Wenn man noch ein erlesenes Reiterstandbild aus seiner besten Schaffenszeit heranziehen darf, dann ist es das Königsberger, auch ein Friedrich Wilhelm III., aber im Gegensatz zum Breslauer eine durchaus vollwertige Jugendleistung, das Pferd, als zeitlicher Nachbar des Amazonenrosses, auch eine Perle der Tierplastik, ein Geschöpf mit Feuergeist gefüllt und im Tatendrang jener vierziger Jahre dem Ton anscheinend mühelos abgerungen. In der äußeren Ausstattung der dargestellten Personen erweist sich Riß als sorgfältig arbeitender Realist, die historische Treue der Nachbildung in allen seinen Denkmälern zum Grundsatz erhebend. Darin zeigt er sich als echtes Kind Oberschlesiens, des daseinsfrohen Sohnes des Industrielandes. Wo er, wie im Charlottenburger Bronze-standbild Friedrich Wilhelms III. in römischer Imperatorentracht, von dieser Regel abweicht, folgt er fremden Einflüssen. Der romantische Einfall mag von Tieck stammen und vom romantischen König Friedrich Wilhelm IV. zur Ausführung gebracht sein.

Durch die Reihe dieser und anderer Denkmäler führt Riß' Arbeitsweg zu der letzten guten Schöpfung der vierziger Jahre, dem St. Georg im Berliner Schloßhofe. Eine letzte heroische Kraftentfaltung in freischaffender Betätigung, ein gewaltiger Ritter zu Roß, das, hoch aufbäumend, über dem angreifenden Lindwurm die Rüstern ausbläht. Die letzte Glut der Manneszeit ist in dieses wild aufgeregte Pferdewesen gehaucht (1849). Und dann noch vierzehn Jahre, mit Ausführung und Vollendung dieser und weiterer Arbeiten ausgefüllt, auch mit Gedanken an seine Heimat, wo Bruder Wilhelm als Leiter der Gleiwitzer Eisenhütte weilte.

Mit guten Taten beschloß er sein Lebenswerk, das man selbst eine gute Tat nennen kann. Gaben und Stiftungen für die Armen in Paprožan, Nikolai und Gleiwitz hatte er schon gemacht. Nun krönte er das Liebeswerk durch ein solches für die Künstlerschaft in seinem Vermächtnis an die

Nationalgalerie in Berlin, die ein Kapital von 300 000 Mk. zum Ankauf von deutschen Kunstwerken und noch einige seiner Arbeiten erhielt, so auch sein vorzügliches Selbstbildnis aus Marmor in Büstenform. Und dem Staate schenkte er die Georggruppe, deren Guß und Bisselierung ihn bare 72 000 Mk. gekostet hatten.

Aus: Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur. Gleiwitz 1924.
Oberschlesische Verlags- und Versandbuchhandlung.

Max Waldau (Georg von Hauenschild).

Von Wilhelm Maß.

Man kann wirklich nicht behaupten, daß unsere Heimat eine Überfülle schaffender Köpfe hervorgebracht hätte. Und so sieht man denn überall dort, wo Oberschlesiens Teilnahme am deutschen Geistesleben betont werden soll, immer wieder nur die Namen Eichendorff und Gustav Freytag. Ein böses Verhängnis ließ uns den Mann vergessen, der in jeder Beziehung wert ist, der Dritte im Bunde zu sein und der würdig neben den beiden Großen bestehen kann. Dieser Mann ist Georg von Hauenschild, der sich als Schriftsteller den Namen Max Waldau beigelegt hat. Als er im Alter von nicht ganz dreißig Jahren am 20. Januar 1855 starb, war er in Deutschland ein berühmter Mann, und die Zeitungen widmeten ihm ausführliche Nachrufe. Sein Ruhm ist wie ein Komet am literarischen Himmel Deutschlands aufgestiegen und nach kurzer Zeit ebenso schnell wieder erloschen. Traurig ist nur, daß ihn selbst seine engere Heimat Oberschlesien völlig vergessen hat. Dies beklagte im Jahre 1907 sein Freund, der Dichter und Literaturhistoriker Rudolf von Gottschall, als ihn ein Oberschlesier aufsuchte. Er gab seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß Max Waldau jetzt unverdientermaßen nur noch der Literaturgeschichte angehört und nicht mehr im Volke lebt. Beim Tode unseres Heimatdichters sang Rudolf von Gottschall von ihm in einem dichterischen Nachruf der „Schlesischen Zeitung“:

„Er hat nicht bloß im heißen Jugenddrang
Die Welt geblendet mit dem flücht'gen Scheine —
Das war des echten Geist's gedieg'ner Klang,
Geist und Gemüt im herrlichsten Vereine,
War eine Fülle zauberischer Töne,
Ihr Grundakkord das Wahre, Freie, Schöne.“

Die Persönlichkeit Georg von Hauenschilds tritt noch schärfer aus dem Nachruf hervor, den Kurnik für dieselbe Nummer der „Schlesischen

Zeitung“ geschrieben hat. Ganz unter dem Eindrucke der erschütternden Nachricht werden seine Worte zu einem Hymnus auf den Dahingeschiedenen. Es ist wohl das Beste, was man von Georg von Hauenschild sagen kann:

„Hauenschild war einer von den seltenen Geistern, die einzig und allein im Dienste der Menschheit leben wollen. Körperlich wie geistig reich genug begabt, um in allen Kreisen der Gesellschaft glänzen zu können, lebte er doch schon seit Jahren in stillster Zurückgezogenheit, auf nichts weiter bedacht, als sich als ein dienendes Glied dem großen Ganzen anzuschließen. Ein stolzer, hochstrebender Geist, ordnete er sich doch vollständig unter, um die Interessen der Bildung und Humanität zu fördern. Anschmiegend und voll Herzlichkeit im persönlichen Verkehr, trat er doch mit einer ehernen Festigkeit in die öffentliche Schranke, wo es galt, dem Schönen und Guten eine Bahn zu brechen. Erfüllt von den Idealen des Wahren und Guten, entbrannte er in einem edlen Zorne gegen jedes Streben, das diese Ideale zu verkehren drohte und kannte seine Aufopferung keine Grenze, wo er ihr Reich auch nur um einen Schritt erweitern zu können glaubte. Wie ganz beisspiellos, wie wahrhaft rührend diese seine Hingebung war, das wissen nur seine vertrauten Freunde, zu denen zu gehören auch der Verfasser dieser Zeilen das Glück hatte. Man wird es hoffentlich keine Indiskretion nennen, wenn ich zum Ruhme des Verstorbenen hier mittheile, daß manches Werk vielgepriesener Dichter erst dann in die Öffentlichkeit kam, nachdem Hauenschild Monate des anhaltendsten Fleißes auf Feile und Umänderung gewandt hatte. Weil man seine edle Uneigennützigkeit kannte, wurden ihm Manuskripte aller Art anvertraut, und er begnügte sich niemals mit einer flüchtigen Antwort, sondern versenkte sich so ganz in den Gegenstand, daß er ihn erschöpfend, aufhellend und mit den treffendsten Aufschlüssen an den Autor zurückgab. Traf es sich, daß ihm später noch eine Bemerkung einfiel, so konnte man gewiß sein, mit der ersten Post Mitteilung davon zu erhalten. Ich machte ihn einmal darauf aufmerksam, wieviel Zeit ihm durch eine solche Tätigkeit für das eigene Schaffen verlorengelhe. „Ist es nicht gleich,“ war seine Antwort, „ob ich selber schaffe oder an dem Schaffen anderer mithelfe? Wenn nur was Gutes zustande kommt!“

Diese begeisterten Worte eines Zeitgenossen zeigen uns, wie hoch damals die literarische Welt Georg von Hauenschild einschätzte und welch großer Verlust sein früher Tod war. In seinem Sterbejahre ist in der „Illustrierten Zeitung“ vom 3. März 1855 von einem ungenannten

Verfasser ein Beitrag erschienen, der uns ein außerordentlich lebensvolles Bild des Dahingefahrenen malt. Der Unbekannte kann nach Ansicht des Geheimrats von Hauenschild ¹⁾ nur der Wiener Hofbibliothekar Constantin Wurgbach sein, den Georg von Hauenschild für die Ordnung seines Nachlasses bestimmt hatte. Bei der Erledigung dieser ehrenvollen Aufgabe hatte er die Absicht geäußert, eine Biographie seines Freundes herauszugeben. Leider hat er seinen Plan wieder aufgegeben. Seine Ausführungen über den Dichter ergänzen in glücklichster Weise das Bild des Malers Hecker, dem wir ein lebenswahres Bild Waldaus verdanken.

„Waldaus äußere Erscheinung ließ auf den ersten Moment den genialen Denker und Dichter erkennen. Von schwächlicher Konstitution, groß aber schwächlich, erschien er, da er sich stark vorwärts zu halten pflegte, kleiner, als er in Wirklichkeit war. Reiches, volles, dunkelblondes Haar umschattete sein blasses, fast leidend aussehendes Angesicht, und ein tief-dunkel glühendes Augenpaar sprach für die ausgezeichnete Gesundheit seines Geistes. In seinen Manieren frei, aber edel, in seinem Anzuge höchst glücklich-einfach, aber stets elegant, wenn er gesund war, von einem unverwüßlichen Humor beseelt, der, wenn er sich steigerte, fast dämonisch werden konnte, war er ein liebevoller Sohn, der in seiner Mutter sein Ideal verehrte, ein zärtlicher Bruder, an dem seine zwei Schwestern mit voller Zärtlichkeit hingen, ein glücklicher Gatte und Vater, der in seiner Frau und seinem Kinde, wie er oft sagte, eigentlich das Leben erst recht verstehen lernte, da er sich vorher nur als ein Abenteuerer erschien, der, um ein Amüsement zu haben, mit einer „Späzin“ kokettierte. Gegen seine Freunde jeder Aufopferung fähig, führte er leider eine seinem Körper und seiner Gesundheit wenig zusagende Lebensweise, von der ihn auch die eindringlichsten Bitten und Vorstellungen seiner Angehörigen, seiner Freunde und seines Arztes nicht abbringen konnten. Wochen verstrichen, daß er nicht ins Freie kam, obwohl sein Wohnhaus in einem allerliebsten Garten gelegen. Ein Feind aller müßigen Promenaden, sah er in seinem Studierzimmer seine Welt, in der er schuf nach seiner Weise und nicht selten die Nächte hindurch bis zum grauen Morgen am Arbeitstische zubachte.“

Sein früher Tod ist für unsere Heimat ein unerseßlicher Verlust. Eine reiche künstlerische Persönlichkeit ist mit ihm heimgegangen. Georg

¹⁾ Sohn des Dichters, Landrat a. D., auf Gut Tschaidt.

von Hauenschild war nicht nur Kritiker, Dichter und Übersetzer; er malte auch und hatte eine starke Neigung zur Musik, die in seinem Enkel Wolfgang von Hauenschild verstärkt aufgeblüht ist. Bereits als Kind zog unser Dichter durch seine Gewecktheit die Aufmerksamkeit auf sich. Der bekannte Breslauer Professor Steffens verkehrte im Hause seiner Eltern. Eines Tages küßte er die blondgelockte Stirn des zweijährigen Georg und sagte zu seinem Vater: „In diesem Köpfchen, lieber Freund, schlummern so viele Geistesgaben, daß die Welt sich einmal darüber freuen wird.“ Leider sind seine Gaben nicht zur vollen Entwicklung gelangt, und die Ansichten gehen heute auseinander, ob er in Verfolgung seiner großen Ziele auf der Strecke liegengeblieben, ob er ein großer Dichter oder bedeutender Kritiker geworden wäre. Ich selbst glaube an den Dichter in ihm. Eines aber ist gewiß — er war ein bedeutender Oberschlesier. Und schon deshalb verlohnt es sich, seinen Spuren nachzugehen.

Die Familie derer von Hauenschild ist aus der Steiermark nach Böhmen und von da über Mittelschlesien nach Oberschlesien eingewandert. Unser Dichter wurde aber nicht in der Heimat, sondern in Breslau am 24. März 1825 geboren, wo sein Vater als Premierleutnant einem Artillerieregiment angehörte. Als dieser bereits 1831 verstarb, kehrte die Mutter mit dem kaum sechsjährigen Knaben zu seinem Großvater, dem Major von Hauenschild, nach Ratscher zurück. Hier übernahm der Kaplan Janotta die Erziehung des kleinen Georg, der seinem Lehrer auch nach Dirschel folgte, als dieser dahin versetzt wurde. In den Jahren 1837 bis 1844 besuchte Georg von Hauenschild die Gymnasien zu Ratibor, Neisse und Leobschütz. Als Schüler hat er in seinen Gedichten oft fromme und politische Töne angeschlagen. Herbst 1844 bezog er für zwei Semester die Breslauer Universität und studierte Rechtswissenschaft. In dieser Zeit gehörte er dem Korps „Silesia“ an. Am 3. Januar 1846 ließ er sich an der Heidelberger Universität einschreiben und widmete sich fast ausschließlich dem Studium der Germanistik, Romanistik und der Kunstgeschichte. Er trug sich einige Zeit mit dem Gedanken, sich für einen Lehrstuhl der Kunstgeschichte vorzubereiten und unternahm nach seinem glänzend bestandenen Doktorexamen am 15. August 1846 eine längere Reise nach Belgien, Frankreich, der Schweiz und Italien. In der Folgezeit gab er auch seine Absicht auf, die diplomatische Laufbahn einzuschlagen. Die politischen Verhältnisse hatten seine Neigung für diesen Beruf abgekühlt. So besuchte er denn im Jahre 1847 die Landwirtschaftliche Akademie in Proskau, um sich im folgenden Jahre auf sein



Eisenwalzwerk
Nach einem Gemälde von Adolph von Menzel
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft Charlottenburg

Gut Tscheidt im Kreise Rosel zurückzuziehen. Als er im Jahre 1850 die Tochter des Heidelberger Professors Willy als Gattin heimgeführt hatte, verließ er kaum noch sein Gut für längere Zeit. Er lebte ganz seiner Arbeit und gab sich einem fieberhaften Schaffensdrange hin; denn er fühlte, daß er jung sterben würde. Für die kurze Zeit seiner literarischen Tätigkeit ist die Reihe seiner Werke überraschend groß. 1846 und 1847 kamen sein „Elfenmärchen“ und die „Blätter im Winde“ in den Buchhandel. Über letztere Gedichtsammlung hat der Dichter in seinem Handexemplar sehr herb geurteilt. Er faßt seine Kritik in den Worten zusammen: „In der Mehrzahl dieser Gedichte dringt der Gedanke nicht durch den wirren Bilderbombast. Mit einer wahren Verhöhnung des guten Geschmacks ist durcheinander und ineinander gemalt, die Bilder verwaschen, die Gedanken erdrückt. Die kleinen, klaren Lieder konnten also natürlich den Band nicht halten. Und das Resultat mußte sein, wie es war; das heißt: das Buch ging unbeachtet vorüber.“

Im Jahre 1848 brachten die „Ranzonen“ das politische Glaubensbekenntnis des Dichters. Dieses wurde 1850 durch die Ranzone „O diese Zeit!“ noch betont. In diesem Sang klingt der Schmerz über die Entwicklung der Dinge in Deutschland wieder. Im gleichen Jahre übersehte er Silvio Pellicos Tragödie „Franziska von Rimini“ und schuf eine Nachdichtung aus dem Altprovenzalischen „Ranzone, Sirvente von Peire Cardinal“ und schrieb den dreibändigen Roman „Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit“, der seinen Ruhm begründete. Durch den Erfolg angespornt, verfaßte er noch einen zweiten Roman, „Aus der Junkerwelt“, und überraschte im Jahre 1851 seine Freunde durch das Epos „Cordula“, dessen Stoff den Dichter sehr lange beschäftigte und den er noch einmal völlig umgearbeitet hat. 1855 ließ er sein Epos „Rahab“ drucken. Der Dichter wollte mit diesem Frauenbild aus der Bibel einen ganzen Zyklus biblischer Frauengestalten eröffnen. Er beabsichtigte noch die Darstellung der Esther, Rebekka, Judith und der Mutter der Makkabäer. Wie streng er über seine Werke dachte, ersieht man aus der Zuschrift, mit der er einem seiner Freunde die „Rahab“ übersandte: „Ich lege an meine eigenen Arbeiten einen viel strengeren Maßstab an als an fremde. Das Gute eines fremden Buches entzückt mich, das Beste in meinen eigenen Arbeiten erscheint mir, kaum daß ich mich überredet habe, es sei vollendet, unzulänglich.“

Ein Roman, „Der Jongleur“, mit dem der Dichter sich jahrelang beschäftigt hatte, kam nicht mehr zur Ausführung. Er sollte das Leben der Troubadoure schildern. Neben diesen größeren Werken hat Georg

von Hauenschild eine bedeutende Anzahl kritischer Aufsätze geschrieben. Er liebte auch das oberschlesisch-polnische Volkslied. Leider hat sein Aufruf, diese Lieder zu sammeln, keinen Erfolg gehabt. Er selbst hat von den Liedern, die er aufgezeichnet hat, eine Anzahl ins Deutsche übertragen. Bereits sein Roman „Nach der Natur“ enthält Proben seiner Übersetzungskunst. Siebzehn weitere Lieder veröffentlichte er mit einer Einleitung in der Zeitschrift „Deutsches Museum“ (1851).

Oberschlesien hat an seinem vergessenen Landsmanne viel gutzumachen. Und vor allem müßten die Schulen ihre Liebe Georg von Hauenschild zuwenden; denn:

„Er war ein sanggewaltiger Dichter,
Ein milder Freund, ein deutscher Mann,
Der tadelnd selbst manch Herz gewann,
Ein Mann voll wahrem Lebenseifer,
Wie wenige im Leben stehen.
Das Reife wollt' er oft noch reifer,
Das Schöne immer schöner sehen!“

(Konstantin Wurzbach.)

Mus.: Der Oberschlesier. Breslau u. Oppeln, Verlag Priebe & Sch.

Eichendorffhymne.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Ein Naturseligkeit singender Liedermund,
Der die Wandervogelherzen beschwingt,
Umzaubert mit silbernden Wundern uns sein versonnen-raunender Quell.
Blühende Morgenhöhen durchjauchzend
Und ernsteres Sinnen pulsend durch abendlich-dämmernde Gründe,
Läßt er sein tiefstes, heiligstes Märchenweben erklingen
Durch die betende Domstille der Sternen- und Mondnacht.
Weich aus smaragdgrüner Flöte schluchzt er verlorener Liebe brennendes
Weh,
Läßt dann mit jugendlich-frischem Aufschwingen Vagantenkedheit hin-
trällern und jubelndes Hoffen,
Scherzt und schwärmt von seltsamen Taugenichtsabenteuern
Und vom romant'schen Getändel im Banne holdschöner Frau'n. —
Düstert verfallene Burgpracht geisternd am einsamen Pfade,
Winkt er zur Rast auf morschem Gemäuertrand und moosigem Felsstuhl
Und weckt abseitige, bunte Vergangenheitschidale

Mit dunklem Rittergeklirr und waldhin verhallendem Jagdhornschall.
 Deutsche Heimatwaldhallen,
 Hoch und weit sich wölbend in dämmernder Andachtsfeierlichkeit,
 Widertönen den ewigen Waldpreis seiner schlicht-zarten, herzbezwingenden Wandervogelgesänge, —
 Und es drängt uns mächtig hinaus aus Mauern und Stuben,
 Quellte — schwermutvoll oder lachend —
 Ein Eichendorffslied uns auf in der Brust.

Eichendorffs letzte Tage.

Von Alfons Hayduk.

Eichendorffs Herz ist nimmer alt geworden, ward auch der Körper müd' und gebrehtig.

Die blauen Abendsschatten wuchsen hoch über seinem bunten, sonnigen Lebensgarten.

Starb Frau Luise.

Einsamkeit umspinnt den Dichter:

„Mir ist, als könnte ich nie wieder fröhlich sein.“

Nichts, auch die geliebte oberschlesische Heimat nicht, nicht Nelsse, das schlesische Rom, horizontwärts von den Sudeten lieblich umgrüßt — nichts mehr hindert ihn, das milde Licht seines Abends hinüberzutragen in die Ewigkeit.

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke

Will ich, ein Pilger, frohbereit

Betreten nur wie eine Brücke

Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit!“

Und die Erinnerung überkam den nun fast Siebzigjährigen. Und standen auch seine Augen im Tränenglanz der Wehmut, sein Herz ist nimmer alt geworden.

„Sei nur vor allen Dingen jung!“ so rief der Dichter im Silberhaar. Das Loblied der Jugend ist sein Sang bis zum letzten Dank geblieben:

„Mein Gott, dir sag' ich Dank,

Daß du die Jugend mir bis über alle Wipfel

In Morgenrot getaucht und Klang . . !“

Selige Sommermonate noch blühte ihm die behütende Freundschaft des Breslauer Fürstbischofs, des vortrefflichen Heinrich Förster. Doch sein Herz hatte schon Abschied genommen von allem. Im ruhigen

Abendleuchten überschaute er die Straße seiner liederfrohen Wanderschaft, ohne Bitternis, freilich das Herz schon abschiedschwer:

„Wo werd' ich sein im künft'gen Lenz?“
So frug ich sonst wohl, wenn beim Hüteschwingen
Im Tal wir ließen unser Lied erklingen;
Denn jeder Wipfel bot mir frische Kränze.

Ich wußte nur, daß rings der Frühling glänze,
Daß nach dem Meer die Ströme leuchtend gingen,
Von fernem Wunderland die Vögel singen,
Da hatt' das Morgenrot noch keine Grenze.

Jetzt aber wird's schon Abend; alle Lieben
Sind wandermüde längst zurückgeblieben;
Die Nachtlust rauscht durch meine welken Kränze,

Und heimwärts rufen mich die Abendglocken,
Und in der Einsamkeit frag' ich erschrocken:
„Wo werd' ich sein im künft'gen Lenz?“

Rüstig in seine späten Tage hinein, saß der Dichter am reichen Arbeitstisch. Seine Erinnerungen wollte er in das heitere Barock seiner Handschrift bannen, wollte frommen Herzens die Legende von der anmutigen Heiligen Schlesiens, der Fürstin Hedwig, erzählen — —

Da ist leise der Herr Tod gekommen und hat ihm die Feder lächelnd aus der müden Dichterhand genommen, hat ihm sein Schreibebuch fein zugetlappt und ihn eingeladen zu neuer, junger Wanderschaft.

So ist unser Eichendorff mitten im Winter hinausgegangen aus dieser Welt. Heimgegangen in den ewigen Frühling, des wir uns alle freuen. Und auf seiner Schwelle hat sich der Sänger noch einmal umgeschaut, grüßend den geliebten deutschen Wald, die Täler weit und Höhen, das Mühlrad im kühlen Grunde, die verträumte Jugendburg, das Silbersterngefunke der verschlafenen Frühlingsnacht, die frohen Gesellen, die vielgeliebten Mädchen, hat seine sonnigen, seligen Tage noch einmal durchkostet vom Aufgang bis zum Niedergang:

„Rings sich die Täler neigen;
Es dunkelt schon die Luft.
Zwei Lerchen nur noch steigen
Nachträumend in den Dufte.

Tritt her und laß sie schwirren!
Bald ist es Ruhenszeit.



Burgruine Tost

Daß wir uns nicht verwirren
In dieser Einsamkeit!

O weiter, stiller Friede!
So tief im Abendrot:
Wie sind wir wandermüde —
Ist das etwa der Tod? —“

Die schlesischen Berge grüßen horizontherüber zum stillen Dichtergrab auf dem Friedhof St. Jerusalem in Reisse. Und alljährlich, wenn die hellen Frühlingswolken wieder steigen, im nahen Busch die Nachtigall flötet und alle Sehnsüchte des Lebens wieder aufjauchzen, überwandern Eichendorffs Lieder klingend das weite deutsche Land, und aus längst verrauschter Zeit herüber tönt hell und zierlich das Menuett vom gesegneten Dasein des Freiherrn Joseph von Eichendorff.

Und ich sitze immer noch am einsamen, grasüberwucherten Burgplan der Eichendorffsburg Tost, unter den schlanken, weißen Birken und träume...

Da ist auch schon das Menuett deines Lebens ausgeklungen, guter Eichendorff! Und wie mir so alles noch einmal durch den Sinn geht, strömt mir ein Frohgefühl, wie aus der unendlichen Süßigkeit deines „Taugenichts“, der auch hier recht behält mit deinen Worten:

Und es war alles, alles gut!

Aus dem unveröffentlichten Eichendorffbüchlein von Alfons Hayduk.

Eichendorffdenkmale und -erinnerungen.

Von Artur Schiller.

Das Oberschlesische Museum und die ehemalige „Deutsche Eichendorffgesellschaft“ zu Gleiwitz können sich rühmen, einen großen Teil der auch in der Neuzeit noch reichlich fließenden Eichendorffliteratur zusammengetragen zu haben. Solange ich in Gleiwitz lebte, habe ich es immer als meine Hauptaufgabe angesehen, Material auf dem Altar der Eichendorffverehrung zusammenzubringen. Nun sind die gesammelten literarischen Schätze, unter denen sich auch kostbare Erstausgaben befinden, in den Besitz der Stadt Gleiwitz übergegangen, die zu guter Stunde den Entschluß gefaßt hat, eine große Stadtbücherei zu gründen, worin man gewiß die Eichendorfferinnerungen weiter pflegen wird. Es findet sich in der vom Museum an die Stadt abgetretenen Bücherei unter anderem auch die Altische „Zeitschrift für Wissenschaft

und Kunst“, Landshut in Bayern 1808, in der Joseph von Eichendorff auf den Rat seines Freundes, des Grafen Loeben, unter dem Namen „Florens“ seine ersten acht Gedichte veröffentlichte, ferner die handschriftlichen Tagebücher Loebens von 1806 bis 1810, illustrierte Ausgaben des „Taugenichts“ und anderes mehr. Das Museum hat auch alle erreichbaren bildlichen Darstellungen der „Mühle im kühlen Grunde“ aus alter und neuer Zeit gesammelt, die dartun, daß das „zerbrochene Ringlein“ stets auch die bildende Kunst befruchtet hat und noch befruchtet.

Wie lieb nicht nur die Heimat, sondern das ganze deutsche Volk unsern Dichter hat, erkennen wir unter anderem daraus, daß es in einer gewissen Naivität annimmt, es müsse doch eine Mühle geben, in der die schöne, aber engelstreine Müllerin gewohnt hat und daß es überall im deutschen Vaterlande denn auch tatsächlich solche Mühlen findet, die nun schon mit dem Dufte der Sage umhüllt sind.

Romantisch wird das Mühlenlied schon bei seinem Erscheinen in die Welt eingeführt. Loeben hatte es an Justinus Kerner eingeschickt, der damals noch nicht in Weinsberg, sondern in Welzheim wohnte. Kerner legte den Liedtext auf seinen Schreibtisch am offenen Fenster. Ein Windstoß ergriff das Papier und entführte es hinaus ins Freie. Kerners Bemühungen, es einzufangen, waren vergeblich. Am andern Tage erschien bei Kerner ein Tircler, der mit Ringen, Armbändern, Manteltrommeln und dergleichen handelte. Einer der Ringe war — in das verschwundene Gedicht eingewickelt, das der Hausierer bei Kaisersbach, eine Wegstunde von Welzheim entfernt, auf einem blühenden Flachsfelde gefunden hatte. Wem kommen hierbei nicht die Dichterworte in den Sinn:

„Gib ein flüchtig Blatt den Winden!
Muntre Jugend holt es ein!“

Die Urschrift befindet sich unter Glas und Rahmen im Stifte Neuburg bei Heidelberg im Besitze des Freiherrn von Vernus.

Auch Eichendorffs Forscher bemühen sich, die richtige Mühle aufzufinden. So tritt Emilie von Vinzer im Eichendorffkalender von 1919 für eine Mühle bei Reisse ein, Alfons Nowack für die Mühle bei Summin, weil sie in „Ahnung und Gegenwart“ erwähnt ist. Eichendorffsmühle nennt sich die Talmühle bei Zoppot (schon 1873 im „Rübezahl“ erwähnt), ebenso eine Mühle bei Hoenow, eine in Neuhardenberg, Kreis Seelow, das in früherer Zeit einmal den Eichendorffs gehörte, die Stiftsmühle bei Heidelberg u. a. m. Erwähnt wird auch eine Mühle an der Stobberow bei Lebus. Freilich schrieb mir der Bürgermeister von Lebus, daß er

sie als solche nicht kenne. Naheliegen würde ja an sich auch die in neuerer Zeit in Betracht gezogene Mühle unter der Burg Tost. Wohl nicht in Frage kommt die Marklowstymühle in Brzesniß. Wenn die schöne Müllerin einmal existiert hat, so ist sie eine der Töchter des Müllers Kubitta gewesen, dem die Wygonmühle bei Brzesniß gehörte. Im Eichendorffarchiv in Gleiwitz befindet sich eine Nachricht eines alten Herrn aus Ratibor, der von seinem Vater erfahren haben will, daß der junge Eichendorff diese Mühle frühmorgens öfter aufgesucht habe, um dort ein Glas Milch zu trinken, wohl auch, um in die schönen Augen der Müllertöchter zu gucken.

Mein ganzes diesbezügliches Material einschließlich der Iglauer Abhandlung von Profsch über die Mühlenpoesie, über das ich jetzt hier nur aus dem Gedächtnisse und daher vielleicht nicht irrtumfrei verfüge, hatte ich seinerzeit dem oberschlesischen Dichter Hugo Gnielczyk vorgelegt und ihm meine Idee übergeben, in einer Novelle die Müllertochter aufleben zu lassen, die die Liebelei mit dem jungen abligen Liebhaber abbrach, da sie einsah, daß er nie der Ihrige werden könne. Gnielczyk hat diesem Gedanken in seiner reizenden Eichendorffnovelle „Das zerbrochene Ringlein“ eine vollendet schöne Form und Ausführung gegeben. Sachkenner werden wissen, daß die einzelnen Vorkommnisse dieses Büchleins ein förmliches Instruktionsbuch über des Dichters Jugend bilden. Eben nur die Person des Mädchens ist ein freies Spiel der Phantasie.

Für Eichendorff sind sehr viele Denkmäler gesetzt, das bekannteste im Scheitniger Parke bei Breslau, geschaffen von Kraumann-Frankfurt a. M. Wie wir hören, ist die Bronzestatue des als Wanderer dargestellten Dichters zurzeit entfernt und in Sicherheit gebracht. Der Volksmund nannte die Figur bei ihrer stark grünen, wohl etwas künstlich hervorbrachten Patina den „Grünen Heinrich“. Auf dem Denkmal in Ratibor vor dem Landratsamte sitzt der Dichter auf einem Eichenstumpfe, den Griffel in der Hand, in sinnender Stellung. Ein stimmungsvoller Stein steht bei Neustadt O.-S.; ein erratischer Block liegt auf waldiger Höhe bei Pogrzebin. Auf einer Tafel an den Trothaer Felsen bei Halle ist Eichendorffs Gedicht eingegraben:

„Da steht eine Burg überm Tale
Und schaut in den Strom hinein.
Das ist die fröhliche Saale,
Das ist der Siebichenstein.“



Die Wygonmühle bei Lubowitz
(Vermutlich das Urbild zu Eichendorffs "Lied „Das zerbrochene Ringlein“")

An verschiedenen Häusern in Städten, in denen er zeitweilig lebte, sind Gedenktafeln angebracht, so in Berlin am Hotel Bellevue, in Aachen an Monhaupts Apotheke, Pontstraße 88, am Sterbeause in Meisse. In einer Gartenlaube der Lukesch Klinik in Goethen steht unhistorisch: „Hier, in seiner Lieblingslaube, dichtete Eichendorff: ‚Wer hat dich, du schöner Wald‘.“

Im Wachwiker Grunde bei Dresden heißt ein Weg, der nach dem Rochwitzer Hochplateau führt, „Eichendorffsteig“. Der Dichter lebte hier bei Graf Baudissin.

Soviel ich mich erinnere, liegt ein säulenförmiges Eichendorffdenkmal im Schlosse Rauden. Warum es nicht aufgestellt worden ist, kann man nicht ergründen. Es würde eine hübsche Zierde des Südparks in Gleiwitz bilden.

Viele schöne Denkmäler sind unserm Eichendorff auch von deutschen Komponisten in Hunderten von Vertonungen seiner, die Sangeslust naturgewaltig hervorruhenden Lieder gesetzt. Über alle anderen ragt die Komposition Robert Schumanns von „Über'n Garten durch die Lüfte“ hervor, die der Klaviervirtuose Hans von Bülow ein Klavierkonzert mit Gesangbegleitung nannte.

Eichendorffstraßen gibt es in Troppau, Glogau, Regensburg, Rattowitz, Reichenbach i. Schl., Berlin, Breslau, Gleiwitz, Ratibor, gewiß auch noch anderwärts. Auf der Breslauer Eichendorffstraße befindet sich eine Eichendorffapotheke, eine Eichendorffbuchhandlung in Beuthen O.-S. Im Jahre 1918 wurde in Sternberg bei München ein Eichendorfftheater eröffnet, und die Firma Sobtczynk fertigt in Ratibor, damit der Humor nicht fehle, natürlich — Eichendorffschokolade.

Alles dies sind mir Beweise, wie tief Eichendorff und die Eichendorffidee im Volke fortlebend wurzelt und daß er noch jetzt und für immer mit Fug und Recht heißt: Unser Eichendorff!

Aus: Der Oberschlesier. Hrgg. von Karl Sczodrof.
Breslau u. Oppeln, Verlag Priebe & Sch.

Gustav Freytag und seine Heimat.

Von Otto Warnatsch.

In der Heimat, in Schlesien, ja, in Oberschlesien, dem er als einer seiner besten Söhne entsprossen ist, wurzelt ein großer Teil von Freytags Schaffen. Wie so manche in Oberschlesien alteingesessene Familie konnte der Dichter auf eine stattliche Ahnenreihe zurückblicken. Der älteste urkundlich nachweisbare Vorfahr war der deutsche Freibauer Simon Freytag, geboren 1578. Auch unter seinen Armüttern ist, wie der Dichter selbst feststellte, kein polnischer Name zu finden. Der Schulzenhof in Schönwald bei Kreuzburg war das Stammgut des Geschlechts. Mit Stolz nennt es Gustav sein Heimatdorf. „In dem Dreieck, das durch die drei Städte Konstadt, Kreuzburg und Pitschen gebildet wird, verlief durch Jahrhunderte das Leben meiner Familie.“ In Kreuzburg wurde Gustav am 13. Juli 1816 als Sohn des Bürgermeisters und Arztes Gottlob Ferdinand Freytag geboren.

Kreuzburg ist, wie die Kreuzburg in Ostpreußen und die noch früher im Burzenlande erstandene Kreuzburg, eine Gründung der deutschen Ordensritter. Und noch heute gibt die alte, 1700 den Protestanten abgetretene Pfarrkirche Kunde von der Kulturtätigkeit der Kreuzherren.

Aber nicht hier, sondern in Pittschen, wo der Vater zwei Jahre als Kreisarzt lebte, „wannte sein kleiner Sohn auf seinen Beinchen zuerst über das unebene Pflaster“. Doch nicht die Lebensgeschichte des Dichters sei hier berührt! Nur die oberschlesische Knabenzeit des Dichters soll heute vor uns wiederaufleben.

Deutsches und slawisches Wesen stießen in und um Kreuzburg hart aneinander. Gustavs Vater sprach geläufig polnisch. Das hatte ihm schon 1812 und 1813 genützt, als russisches Kriegsvolk sich vor dem Rathause tummelte und auf dem Ringe Lagerfeuer anzündete. Er wußte mit solchen Leuten angemessen zu verkehren. „Die Flasche mit Wotka und der Tabakkasten standen auf dem Tisch; ein schwerer Kavalleriesäbel lehnte an seinem Stuhl, und ein großer Kantschu hing an seinem Arbeitstisch.“ Friedlicher waren die folgenden Jahre. Und was uns der Dichter in seinen „Erinnerungen“ von den heimischen Bräuchen und seinen Erlebnissen in der seligen Kinderzeit mitteilt, erhellt unser Gemüt wie Lichtstrahlen aus der eigenen Kindheit.

Mit dem Besuch der Universität Breslau hörten die engeren Beziehungen zu Kreuzburg allmählich auf; aber seine oberschlesische Heimat hat Freytag nie vergessen. Reich an drastischen Bemerkungen über die deutsch-polnischen Oberschlesier sind die in den Grenzboten 1848 erschienenen zwei offenen Briefe an den Bauer Michael Mrosz, erwählten Deputierten des Kreises Strehlitz in Schlesien für die konstituierende Versammlung in Berlin. Freytag sieht den Bauer vor sich: „Ein hübsches, hitziges, gerötetes Antlitz, einen entschiedenen Blick, zwei kräftige Fäuste, vielleicht am Hinterkopf den Hornkamm im langgestrichenen Haar.“ „Ihr liebt die Polen nicht,“ schreibt er ihm; „das ist eine alte Abneigung der schlesischen Polaken, und ihr seid als Soldat in Posen gewesen und wißt, wie sie es dort treiben. Dort sind's die Gutsherren, die Grafen, die Krakehl machen und nach Freiheit schreien. Und wenn die Zeit kommt, wo sie Sensen brauchen, da sagt der Graf zum Bauer: ‚Nichts Graf, nichts Graf, dein Bruder, dein Brüderchen!‘ Wenn's aber vorbei ist, schert er sich den Teufel um den Bauer; nein, er schert den Bauer selbst!“ Den Ton, in dem Freytag zu Pan Mrosz redet, finden die Leser vielleicht, so fürchtet er, frivol; aber es gibt Dinge, die man mit Humor abfertigen muß, weil der Ernst zu greulich wäre.

Unniges Mitgefühl mit dem von den Kosaken seiner Habe, Kinder und Gattin beraubten polnischen Bauer verrät das Gedicht „Der polnische Bettler“. Hungernd steht er vor dem Dome in Breslau, betet zur braunen Mutter Gottes von Czestochau und fleht die Vorübergehenden ver-

gebens um ein Almosen an. Als der Abend kommt, „da küßte der letzte Träne Tau aus seinen geschlossenen Augen die Mutter von Czestochau“. Das Gedicht, das an die Polenlieder Lenaus und Platens erinnert, brachte Freytag sogar in den Verdacht „politischer Wärme für Polen“, während umgekehrt nach Erscheinen von „Soll und Haben“ Freytag dem Verdachte der Regierung als Polenfeind ausgesetzt war und der Minister Westphalen sogar insgeheim einen Haftbefehl gegen den Schriftsteller Freytag erließ.

Als Freytag 1869 nach längerer Zeit Breslau wieder aufsuchte, hatte er seine berühmten „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ schon veröffentlicht. Seine hierdurch angebahnte Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit Colmar Grünhagen führte ihn dazu, in dem Breslauer Staatsarchiv, dessen Leiter dieser war, nach der Geschichte seiner Ahnen zu forschen. Wie er an Grünhagen am 21. Juni 1869 schrieb, hat er bei dieser Gelegenheit wieder recht lebhaft empfunden, wie gut und freundlich seine Landsleute das Leben erfassen, und fühlte sich glücklich, daß auch ihm etwas von dieser schlesischen Herzensfrische zugute kommt. In wertvollen Abhandlungen, die in den „Grenzboten“ und im „Neuen Reich“ erschienen, hat er seine schlesischen Forschungen, durch die er die „Besiedlung des Ostens“ in den „Bildern“ ergänzte, niedergelegt. Von besonderer Wichtigkeit ist der Aufsatz „Deutsche Ansiedler im schlesischen Grenzwald“.

Wie die meisten für ihre Heimat begeisterten Schlesier empfand es Freytag schmerzlich, daß aus der schlesischen Urgeschichte so wenig sichere Nachrichten vorliegen. Mit guten Gründen bestritt er die herrschende Annahme, daß zur Zeit der Völkerwanderung die Vandalen, die alten germanischen Bewohner Schlesiens, das Land gänzlich geräumt hätten, das nun von den nach Westen vordringenden Slawen besetzt worden sei. Die Vandalen, meint er, haben allerdings im fünften Jahrhundert einen großen Eroberungszug durch das Römische Reich bis nach Spanien, wo Andalusien (das ist Vandalenland) noch heute an ihren Namen erinnert, und nach Afrika unternommen, wo sie ein neues Reich von kurzer Dauer gründeten. Aber große Volkshefen der Vandalen waren im Oderland zurückgeblieben. Das war besonders dort der Fall, wo später im dreizehnten Jahrhundert die Germanisierung überraschend schnelle Fortschritte machte, so am Rande des Riesengebirges, auch in der Grafschaft Glatz. Wie überall im Gebirge, so saßen auch hier die Urbewohner fester; auch die Sagengestalt Rübzahl, die aus dem Slawischen nicht erklärt werden kann, weist in die Zeit der alten Bewohner des Landes zurück. Die deutsche Sprache sei wohl zu

keiner Zeit völlig in Schlesien geschwunden, und zwiesprachige Bewohner, Leute, die deutsch und slawisch sprachen, seien während der Jahrhunderte slawischer Einwanderung stets in Schlesien vorhanden gewesen. Als die deutschen Kolonisten im dreizehnten Jahrhundert ins Land kamen, brauchten sie keine Dolmetscher, um sich zu verständigen, während im Ordenslande Preußen oft von solchen gesprochen wurde. Die im dreizehnten Jahrhundert bald stark einsetzende deutsche Besiedlung Schlesiens sei im Gegensatz zur Ordensstätigkeit in Preußen mit großer Ruhe erfolgt, zumal die slawischen Herzöge, die Piasten, die Deutschen selbst ins Land riefen. Es sei eine friedliche Wiedergewinnung des nie ganz verlorenen deutschen Bodens gewesen. Wenn auch die Annahme eines alten Mythos von Rübezahl irrig ist und die Masse der in der Völkerwanderung zurückgebliebenen Germanen als zu groß angenommen wird, so ist doch auch nach den neuesten Forschungen die Freytagsche Ansicht im Grunde nicht zu verwerfen und die sogenannte Germanisierung Schlesiens im dreizehnten Jahrhundert und auch anderer Gebiete östlich der Elbe richtiger als Wiedergewinnung alten deutschen oder besser germanischen Bodens zu bezeichnen. Den heutigen slawischen Ansprüchen gegenüber ist diese Feststellung von Belang. §

In einem anderen hiermit zusammenhängenden Punkte hat sich Freytag allerdings geirrt, und der Dichter hat hier den Geschichtsforscher verdrängt. Den schlesischen Grenzhag, die sogenannte Preseka, von der wir erst im dreizehnten Jahrhundert Näheres erfahren, hielt er für ein Werk der alten Vandalen zum Schutze ihres Landes. Ein Mönch des Klosters Heinrichau berichtet im Jahre 1261, daß dieser Hag, der auch als Bannwald bezeichnet wird, fast ganz Schlesien einschließe. Dieser Bannwald oder besser: diese Bannwälder galten, hebt Freytag hervor, damals schon als altes, zurzeit nicht mehr zweckentsprechendes Werk. Dennoch ist diese Preseka wohl erst zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts durch die alten Piastenherzöge entstanden, wenn es auch richtig ist, daß die alten Germanen schon zur Zeit Christi und vorher ihre Gebiete durch Waldverhaue und wüste Landstrecken vor feindlichen Einfällen zu schützen suchten. Auch ist das Wort Preseka nicht, wie Freytag versucht, aus germanischen Sprachen zu deuten, sondern wohl nur eine spätlateinische Wortbildung von praesecare, dem Wort Verhau ziemlich entsprechend. Freytag hat übrigens selbst seine angebliche Entdeckung nicht mehr entschieden aufrechterhalten, nachdem sein gelehrter Freund Grünhagen ihm hierin entgegengetreten war. Die Rolle, die im ersten Teil der „Ahnen“: „Ingo“, ein solcher Grenzhag spielt, ist ge-

schichtlich nicht begründet; aber das dichterische Bild der schlesisch-germanischen Urzeit wird hierdurch nicht getrübt. Die herrliche Gestalt des Vandalenhelden und die ergreifende Schilderung seiner Flucht, seiner Kämpfe und seines Heldentodes wird ihre dichterische Wahrheit für immer behaupten.

Wenn schon dieser erste Ahnenroman durch seinen Helden an die schlesische Heimat anknüpft, so spielt der letzte „Aus einer kleinen Stadt“ zum großen Teil in Schlesien. In der kleinen Stadt spiegelt sich Kreuzburg wieder. Und das Wirken des Grafen Göhen in Glatz nach der Niederwerfung Preußens durch Napoleon ist durch die patriotische Hilfe des Helden, des Arztes König, gut mit der Handlung verknüpft. Freytag selbst sagt, daß in diesem Roman Eindrücke, die ihm als Schlesier in seiner Jugendzeit kamen, „sorglos und reichlich“ benutzt sind. „Man kann in dem einsamen Pfarrhofs mit seiner alten Holzkirche, die neben einem heidnischen Ringwall steht, das Dorf Wüstenbriese bei Ohlau wiederfinden, in dem der Vater meiner Mutter Pastor war.“ Der Einbruch bayrischer Plünderer in eine schlesische Pfarrkirche ist nach Familien-erinnerungen berichtet. Nur das weist Freytag zurück, daß er bei dem Arzt als Helden an den ärztlichen Beruf seines Vaters gedacht, wie er überhaupt in den „Ahnen“ nicht etwa „sich selbst eine Ahnengeschichte habe erdichten wollen“.

Allenthalben tritt auch in den „Ahnen“, worauf schon Max Koch in seiner deutschen Literaturgeschichte aufmerksam machte, der Gegensatz zwischen Deutschen und Slawen hervor, so in „Ingraban“ der Kampf mit den vordringenden Wenden, in „Martus König“ die damals, wie leider Gottes auch heute, den Polen unterworfenen, vom deutschen Hochmeister Balt 1231 gegründete und durch Deutsche aus Westfalen bevölkerte Hansestadt Thorn, im „Freikorporal bei Markgraf Albrecht“ das Blutbad zu Thorn und nicht am wenigsten in „Aus einer kleinen Stadt“, auch in deren zweitem Teil, wo Viktor König im Berliner Straßenkampf von 1848 den Kolben des Gewehrs, das er in der Hand hielt, gegen die Pflastersteine schlägt, als er hört, daß der Mann, der an den Barrikaden gebot, in polnischer Sprache Befehle gibt.

Eine weit größere Rolle spielt der Gegensatz zwischen Deutschen und Polen im zweiten Teil von „Soll und Haben“. Verschiedene Einzelheiten haben hier ihre Grundlage in den Erlebnissen und Erfahrungen des Dichters. Er ist mit seinem Freunde, dem Kaufmann Theodor Molinari, bei Ausbruch des polnischen Aufstandes in der Umgebung von Krakau gereist. Ein Kampf, wie der in Rosmin, hat 1848 wirklich in Strzelno stattgefunden;

die weichenden Polen haben dort tatsächlich die blauen Kartoffelwagen und die Feuertonne für Artillerie gehalten. Ja, ohne solche Eindrücke und Beobachtungen hätte Freytag, wie er selbst sagt, diesen gelesesten Roman des ganzen deutschen Schrifttums überhaupt nicht schreiben können.

Oberschlesien betrachtete Freytag als kein Sondergebiet Schlesiens. Eng und fest hing es für ihn, wie noch heute für uns, mit der übrigen Provinz zusammen, auch mit Schlesiens Mittelpunkt in Handel und Wandel, in Kunst und Wissenschaft, dem deutschen Breslau. Mit „Soll und Haben“ ist Breslau so innig verflochten, daß nur, wer es kennt, den Roman in sich lebendig werden lassen kann. „Wie oft habe ich,“ sagt Grünhagen, „so gut wie viele andere Breslauer, Fremde auf deren Wunsch nach den noch erhaltenen Ohlepartien geführt, über denen der unsaubere Geist Veitel Thigs schwebte und sie in den mächtigen Hausflur und die Höfe des (Molinariſchen) Hauses Albrechtſtraße 56 hineinblicken lassen, ihnen erzählt, wieviel diese Firma mit ihrem großen Personal dem Dichter an Charakteren geliefert“ usw. Schröter ist ja nur die Verdeutschung von Molinari, Rotsattel nur Abänderung von Selbstattel, einer den Molinari verwandten Familie. Sogar die Gipstake im Zimmer Anton Wohlfahrts, von der dieser so schön träumt, ist den Verkaufsbuden der Breslauer Barmherzigen-Brüder-Kirmes entsprungen.

Freytags intime Kenntnis des alten Breslau, des Breslau aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zeigen auch seine beiden Aufsätze „Die Physiognomie von Breslau“ und „Die Juden in Breslau“, die uns oft an „Soll und Haben“ erinnern. Das humorvolle Gedicht „Schlesische Kunst“ aus dem Jahre 1847, das übrigens in seinem ganzen Tone auffallend an G. Hauptmanns Festspiel erinnert, zeigt uns Blücher und Tauenzien „ganz von Metall und Stein“ (denn sie haben das Unglück, nichts als Kunstwerk zu sein), wie sie nächtlicher Weile das Modell von Fridericus Rex im Schuppen besuchen und über die Kunstbestrebungen der guten Breslauer sich unterhalten.

Aber nicht nur Oberschlesien mit den Stätten von Freytags Kindheit, nicht nur Breslau, wo er als Student und Privatdozent Schüler und Freund des Dichters des deutschen aller Lieder, Hoffmann von Fallersleben, war, ist seine Heimat, nein, das ganze, unteilbare Schlesien ist es, „das schöne Grenzland gegen Polen, wo die gelbe Oder noch jung und unruhig durch weite Talflächen zieht und der Granitwall des Gebirges von gräulichen Riesen gegen das Nachbarland Böhmen aufgeworfen ward“. Gar wenig, meint Freytag, kennt man dies Land im

übrigen Deutschland, und wenig kennt man auch das Volk, das dort zwischen Berg und Stromtal lebt. Nur unsichere Ahnungen hatte man früher in der Außenwelt vom schlesischen Gemüt, dem allerliebsten Gemisch von polnischer Lebhaftigkeit und altsächsischer Bedächtigkeit, von gutmütiger Einfalt und kalkulierendem Scharfsinn, von sentimentaler Weichheit und reflektierender Ironie, von lauter Fröhlichkeit und andächtigem Ernst. Wer unterhält seine Kameraden auf der Gefellenbank? Der Schlesier. Wer weint mit seiner Geliebten im Mondenschein? Der Schlesier. Wer wischt sich diese Tränen mit dem Tabaksbeutel ab und denkt zuletzt: Es ist alles Wurst? Der Schlesier. Wem steigt der Wein am schnellsten zu Kopf, und wer hält doch am längsten beim Becher aus? Wieder der Schlesier. Wer verzückt sich am tiefsten in mystischer Gottseligkeit und spricht am gleichgültigsten mit dem Teufel? Immer der Schlesier . . . Diese Charakteristik des Schlesiers in Freytags Besprechung der „Schlesischen Gedichte“ von Karl von Holtei ist wohl die beste, die je geschrieben worden und besonders darum so köstlich, weil sich Freytag hierin selbst als echten Schlesier kennzeichnet. Mag er den größten Teil seines Lebens auch auswärts zugebracht haben, in Berlin und in Leipzig, im thüringischen Siebleben in seiner geliebten „guten Schmiede“ und zuletzt als kranker Mann in Wiesbaden, den Schlesier hat er nie und nirgends verleugnet. Und nicht nur die lichte Seite des schlesischen Lebens hat es ihm angetan; auch die Not und das Leid, an dem es in Schlesien nie gefehlt hat, hat an ihm einen beredten, innig teilnehmenden Anwalt gefunden. Das zeigen seine Schrift „Soziale Trauerspiele der Provinz Schlesien“ (1849) und gar manche Stellen der gegen Ende seines inhaltsreichen Lebens geschriebenen „Erinnerungen“. Der Jammer des Hungertyphus in Oberschlesien und der Klageschrei der Spinner und Weber im schlesischen Gebirge hallen aus ihnen wider.

Die Liebe zur engeren Heimat hat aber Freytag nie zu einem Lokalpatrioten versimpeln lassen. Er fühlte sich stark „als Preuße, als Protestant und als Schlesier“ und gerade durch den Schlesier als Deutscher; denn „als Kind der Grenze lernte er früh sein deutsches Wesen im Gegensatz zu fremdem Volkstum lieben“. Er war es, der, „dem jung-deutschen Trödel entgegen, die deutsche Art in der Poesie wieder zu Ehren brachte“. Sein Protestantismus, der in seinen Dichtungen nur in einzelnen Teilen der „Ahnen“ (Martus König) und in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ hervortritt, ist, wie Anselm Salzer in seiner den katholischen Standpunkt vertretenden deutschen Literatur-



Gustav Freytag

Nach einem Gemälde von Karl Stauffer-Bern in der Nationalgalerie in Berlin

geschichte sagt, „nicht von Leidenschaft geleitet“. Auch Salzer gesteht zu, daß Freytags Werk „die beste deutsche Kulturgeschichte“ ist, der Engländer und Franzosen nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen haben.

Auch dem Ausland gegenüber war Freytag stets gerecht und verschmähte es nicht, von ihm zu lernen. Er erkannte den Wert des französischen Lustspiels für die Bühne und hat sich als Dramatiker daran gebildet. Er verehrte Walter Scott und Dickens, dem er den herrlichen Aufsatz „Ein Dank an Charles Dickens“ widmete. Ja, ohne Dickens wäre „Soll und Haben“, ohne Walter Scott wären „Die Ahnen“ wohl niemals entstanden.

Als Künstler des Realismus führt uns Freytag den redlichen, weitblickenden Kaufmann, wie den habgierigen Wucherer vor Augen, den Gelehrten mit seinen Idealen, wie den wissenschaftlichen Fälscher („Verlorene Handschrift“), den adelsstolzen Grundbesitzer, wie den einfachen Arbeiter, der durch die Kraft seiner Arme sich sein Brot und durch seinen Charakter die Achtung der Mitmenschen verdient. Ob hoch oder niedrig, das Menschliche, über den Ständen und Parteien Stehende sucht Freytag überall hervor. Aber er kennt keinen Bruch mit der Vergangenheit. In den „Ahnen“ führt er uns an der Hand eines Geschlechtes durch anderthalb Jahrtausende zurück und zeigt uns hier, wie in den „Bildern“, den Grund des Gewordenen. Nicht nach den Höhen und Spitzen hat er zunächst ausgeschaut. „Immer hat mich,“ sagt er in den „Erinnerungen“, „das Leben des Volkes, welches unter seiner politischen Geschichte in dunkler, unablässiger Strömung dahinflutet, besonders angezogen, die Zustände, Leiden und Freuden der Millionen kleiner Leute.“ Er hat, was er als Wahrspruch „Soll und Haben“ voranstellt, das Volk da gesucht, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei der Arbeit. Nicht den Niedergang eines Handelshauses, wie später Thomas Mann in den „Buddenbrooks“, zeigt er uns in „Soll und Haben“, sondern den Aufstieg durch pflichttreue Arbeit, in der er das einzige Mittel der Rettung erblickt. So ist er der beste Mahner für unsere Zeit.

Freytag war, wie jeder Dichter nach antiker Anschauung, auch ein Seher, ein Prophet. Zum 9. August 1870 schreibt er in seinem Buch „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“: „Als ich in dieses Land (Elsass) kam, stand mir hübsch fest in der Seele, daß die Elsassfrage eine leidige Frage sei und daß auch ein glückliches Ende des Krieges uns kaum in den Besitz des Landes setzen würde, ja, daß wir uns dies garnicht begehren dürften wegen der Unmöglichkeit, in solchem Fall wieder mit Überschießen.“

Frankreich auf erträglichen Fuß zu kommen, ferner, weil wir bei der doch bevorstehenden Abrechnung mit Jungrußland immerhin durch ein Bündnis Frankreichs mit Rußland in die Klemme kämen, endlich, weil



Tor des Schlosses Oberglöcknitz

wir unsichere Grenzländer genug haben . . . Aber es hilft nichts, das Herz läßt sich nicht einschnüren.“ Auch heute nicht! Als „Soll und Haben“ erschien, waren die deutschen Herzen so niedergeschlagen, war die Stimmung der Heimat so trübe wie heute. Freytags Lebenswerk

stellte dem deutschen Volke einen Spiegel seiner Tüchtigkeit vor Augen. Was durch deutsche Tüchtigkeit, durch deutschen Fleiß seit einem halben Jahrtausend unser geworden ist, das wenigstens soll auch unser bleiben.

Der Dichter Bruno Arndt. *)

Von Max Lau.

Und ich träumte. Ein Frühlingstraum wob sein zartes Netz um mich. Der letzte Märzschnee verging langsam vor dem Strahl der Lenz, sonne. Dahin wandelte ich; mich führten zwei treue Gefährten. Zur Linken schritt mir ein hochgewachsenes Weib. Voller Samen waren ihre beiden Hände, aus denen sie unermüdlich die Flut der gelben Körner in die Ackerfurchen rinnen ließ. So ging sie neben mir, und wohin ihre Aussaat fiel, da wuchsen aus dem Schoße der Erde neue, schöne Blüten heran und reiften gesegnet zur Frucht. Ein geheimes Wachsen und Werden war um ihre Gestalt; ein stolzes Lächeln von Zufriedenheit und Schaffenslust lag auf ihrem Antlitz. Von ihr wandte ich mich zur Rechten und beobachtete mit scheuem Blick meinen anderen Begleiter. Blitze sprühten aus seinem Auge; sinnender Ernst lag auf seiner hohen Stirn; seine Blicke schweiften leuchtend nach oben, als wollten sie das All durchdringen.

Kraft und Mut durchfloß meine Brust, wie ich so zwischen beiden dahinschritt. Neues Werden schien mir von dem Weibe zur Linken auszugehen; urewiges Träumen kam von dem Manne zur Rechten auf mich zugeströmt. Da stockte beider Fuß; wir hielten an; wir standen vor einem stillen Hause in der großen Stadt dort nahe der Grenze. Ich war am Ziele. Segnende Hände breitete das Weib aus über das Land. Der Mann aber hob die Hand auf und deutete mit gewaltiger Gebärde gen Himmel.

Und immer sehe ich sie so vor mir, das Weib und den Mann: die Arbeit, segnend, was ihr zu Füßen liegt, auf daß es Frucht werden möge, und den Gedanken, mit der Hand gen Himmel deutend.

Dies Bild steht mir vor Augen, wenn ich an das Werk Bruno Arndts denke:

Die Arbeit und der Gedanke sind die zwei großen sittlichen Quellen, aus denen dieses Dichters Werk fließt. Arbeit ist sein Leben und Schaffen, Durchführungen von der Macht der Idee.

*) Geschrieben 1918.

Und noch ein anderes, drittes gesellt sich zu diesen beiden Daseinskräften: die innere Verwandtschaft des Dichters mit der Natur, mit der Erde, aus der wir wuchsen und wurden, aus der wir alle unsere Kräfte ziehen, die immer in uns atmet und wirkt, mit allen Begierden und Leidenschaften, mit allen Leiden und Freuden. Der Erde ist er verwandt wie nur einer unter unseren heutigen Dichtern; darum singt er ihr ein Lied, aus dem es ertönt von Jubel und von Lust, doch auch von Schmerz und tiefem Weh. Haß und Neid, Schwäche und Schuld klingen hervor; alle Begierden der Menschenbrust tönen aus den Saiten. Horch, das Erdenlied braust: Aus der Erde steigen wir, zur Erde sinken wir!

Aus den urewigen Instinkten der Menschenseele schafft Arndt sich Stoff und Problem seines Werkes; sie stellt er hin in die Welt, wie er sie schaute; aus ihnen entwickelt er Kämpfe des Menschen mit sich selbst, des Menschen wider den andern.

Wie er sie schaute, sagte ich. Ja, er schaut das Leben an mit dem Blick des kühlen Beobachters; er betrachtet es ohne Brille; er schildert nicht, er stellt dar, was er sah.

Und Arndt will nicht ändern; er will nicht beschönigen; er will berichten, darstellen, was geschah. Wer zu ihm kommt, um jene Schönheit zu finden, die das Leben mit rosigem Glanze verklärt, die ihm alles Harte und Düstere hinwegdichtet, der wird nicht finden, was er suchte.

Wer aber Wahrheit, innere Wahrheit des Lebens schauen will, dem wird Freude werden. Arndt ist kein Dichter, der den holden Trug der Lüge um die Gestalten der Erde webt; er ist vielmehr ein Wahrheitssucher. Hart und schwer ist das Dasein, finster von Gestalt; wenig Rosen nur blühen und duften am Wege. Keinen Blütenregen streut des Dichters Hand verschwenderisch über des Daseins Dornenpfad. Herb und ernst tönt sein Wort, mehr ein Lied der Klage denn der Lust. Und doch: gerade deswegen ist Arndts Werk nicht bloß ein Bild des Lebens; nein, er schafft das Leben selbst: das Leben, durchzittert von Leid, durchtobt von Leidenschaften und dennoch schön; denn sein Werk ist Wahrheit, und nur eines, nur die Wahrheit ist schön!

Herb und schicksalschwer tönt Arndts Erstlingswerk: der Roman vom verirrtten Vogel.

Er ist mehr ein Sterbe- als ein Lebewesen, dieser unglückselige Edgar Rohner. Schon früh hat er das ernste Wort gelesen. Schwermut umdüsterte das Gemüt des Vaters und trieb ihn in die Wellen der Oder,

dort im Tode Erlösung zu finden vom Selbst. Schwermut umschattet die Seele des Jünglings, dem er das Leben gab. Während sonst frohe Jugend hoffnungsvoll jubelnd zu den Sternen emporsteigt, sich das Leben schmückt zu einer Kette von Licht und Glanz, sind aus Edgar Rohners Leben alle lichten, heiteren Farben wie weggewischt. Nur graue Hoffnungslosigkeit breitet hier ihre düsteren Schwingen aus. Den Segen der Arbeit, die der frischen Jugend so leicht, so selbstverständlich ist, er empfindet ihn nicht. Zu ernster Tätigkeit sich aufzuraffen, fehlen ihm die Kräfte; Schicksal ist hier, gewaltiges, vernichtendes Schicksal. Was Tausenden beschieden ist, ihm ward es versagt: die Schaffensfreude, die allein unserem Leben Wert gibt. Edgar ist einer von den Menschen, die nicht arbeiten können. Offen spricht es der Dichter aus: „Es gibt Menschen, Arbeitstiere, die für die Arbeit gemacht sind, die ihr Leben damit ausfüllen, bei denen Leben und Arbeiten dasselbe bedeutet; dann gibt es Menschen, denen diese Veranlagung fehlt, die etwas Krankhaftes, wie Sie sagen, Bartes an sich haben, das sie unfähig macht.“ Zu dieser Art Menschen gehört Rohner.

Tadelt ihn nicht! Schicksal ist hier. Er kann nicht anders. Er mußte so werden, wie er wurde, als Sohn seines Vaters. Richtet nicht! Anders handeln heißt: ein anderer sein.

Wie der taufrische Morgen der finsternen Nacht gegenübersteht, so stellt der Dichter der Gestalt des jungen Studenten, der sich selbst verliert, die der Frau Stille gegenüber. Übersprudelnd vor Lebensfreude und -lust, nicht, wie Edgar, beschwert von grübelnder Sorge, nein, jede Blüte am Baume des Daseins pflückend, leicht, heiter den Lebensweg wandelnd, gierig nach Freude und Genuß. Sie besitzt alles, was jenem fehlt. Darum wohl, Ergänzung seines Selbst suchend, fühlt er sich so gewaltig zu ihr hingezogen, träumt er, bei ihr zu finden, was er, der Einsame, braucht: die Liebe.

Jeder andere würde hier werben und am Ende siegen; denn der Boden ist bereitet. Frau Stille, das lebensprühende Weib, ist an einen Mann gefesselt, den schwere Krankheit geistig verblödet hat. Alles in ihr sehnt sich nach Liebe, die ihr der halb vertierte Gatte nicht mehr geben kann. Jeder Mann fast, dem die Natur einige Schönheit gab, könnte sie gewinnen. Doch Edgar nimmt die Gelegenheit nicht wahr. Er ist einer von jenen Träumern, die sich in stillen Stunden ein Bild der Liebe ausmalen, die in der Phantasie die Liebe genießen, die aber niemals ihre Wünsche und Träume in die Wirklichkeit zu übertragen vermögen. Er ist kein Mann der Tat; er liebt Frau Stille — in der Idee.

Vielleicht könnte er an ihr genesen, Kraft zum Leben aus der Liebe zu ihr saugen; doch Scheu vor dem Weibe eines anderen, tiefe Achtung vor dem weiblichen Geschlecht ist seiner im Grunde edlen Natur angeboren. Unlust zur Tat lähmt alle Entschlußkraft. Er zögert und zögert — —.

Ein anderer kommt, Tirischkin, der junge Schriftsteller, der seltsame Sentenzen über das Leben prägt, der Mann, der nicht angekränkt ist vom Grau der Grübeleien wie Edgar Rohner, der Mann, der nimmt, was sich ihm bietet.

Das Liebespiel beginnt: noch sträubt sich Frau Stille; eine finstere Gewalt steht zwischen ihr und Tirischkin: der Tod. Nach ärztlichem Ausspruch würde ein Kind für sie das Ende bedeuten; mit Mühe ward sie dem Leben erhalten, als sie ihrem Manne zwei Kinder gebär. Ein drittes Wochenbett — so mahnt und warnt der gewissenhafte Arzt — würde sie nicht überstehen. So wehrt sie sich gegen Tirischkins Liebeswerben. Noch ist die Angst um das Leben stärker, als die Sehnsucht nach ihm. Langsam erlahmt ihre Kraft — sie geht zu dem jungen Schriftsteller. Doch noch einmal lebt die Todesfurcht in ihr auf; sie klammert sich an das Dasein — und flieht, um am nächsten Tage zu erliegen.

Mit dem Instinkt der Liebe hat Edgar Rohner beobachtet, was zwischen den beiden aufwachte und wuchs. Jetzt ergreift ihn wilde, innerlich nagende Eifersucht.

Er beobachtet schärfer und schärfer, bis sein Verdacht Bestätigung findet. Wohl hat er kein Anrecht an die junge Frau; doch seine Liebe zu ihr, seine stille, scheue Liebe läßt sich durch keine Vernunftgründe aus dem Herzen reißen; er gleitet immer mehr abwärts, er verliert sich selbst. In den Wind schlägt er die Mahnungen seines Freundes Sayda, der ihn immer wieder zur Arbeit antreibt, der selbst ein Muster unermüdlicher Tätigkeit ist. Nichts mehr sieht er, nichts mehr fühlt er, als die junge Frau, die er in den Armen eines andern weiß. Er sucht Vergessen im Trunk; der Ruppenhammer, eine der niedrigsten Rneipen, in der Schifferknechte und verkommenes Volk verkehren, wird die Stätte, wo er Trost sucht und ihn im Schnaps findet. Sein Friseur wird ihm zum Freunde; bei ihm glaubt er Verständnis zu finden, er, der feingebildete junge Mann.

Der fast dramatische Höhepunkt naht: die Angst vor dem Kinde, vor dem drohenden Tode schüttelt Frau Stille. Augenblicke der Hoffnung, wo sie glaubt, dem Schicksal entgehen zu können, weichen Stunden der marternden, zermürbenden Angst. Das Verhängnis naht; sie fühlt sich Mutter. In ihrer Furcht vor dem rohen Gatten gibt sie sich diesem hin, um ihr Verhältnis mit Tirischkin zu verbergen. Der Schriftsteller erfährt

aus ihrem Munde das ganze Unglück. An ihm, dem Vater ihres Kindes, glaubt sie Rat und Hilfe zu finden. Doch der kalte, herzlose Egoist, der seine Ästhet findet die Schwangerschaft häßlich; um allem aus dem Wege zu gehen, entflieht er feig und überläßt die Frau ihrer zitternden Todesangst.

Die Katastrophe tritt ein. Frau Stille windet sich in Mutterwehen. Ach, wohl riet der alte, erfahrene Arzt recht! Alle Kunst ist hier vergebens. Sie stirbt, und mit ihr erlöschen für Edgar Rohner alle Lebenssterne. Das Bild seines Vaters, das ihm oft aus dem Fluten der Oder entgegenzublicken schien, das ihn verfolgte und hegte, das ihm winkte und ihn lockte, er solle zu ihm kommen, um dort in den sanften Wellen den Frieden zu finden, es wandelt sich ihm jetzt in das Augenpaar der jungen Frau, die er geliebt hat mit der ganzen verzehrenden Kraft seines Herzens. Diesem Augenpaar, das ihm entgegenschaut im Wachen und Schlummer, kann er nicht mehr entinnen; es lockt ihn zu der schimmernden Flut; wie sein Vater, sucht er Vergessen in dem Strom der Ober.

Es ist ein Lied von der Liebe Leid, das der Dichter hier gestaltet hat, ein düstres, ernstes Lied vom Schicksal; denn alles ist Schicksal in diesem Werk. Edgar Rohner ist ein Gezeichneter des Lebens. Des Vaters Blut wird dem einen zum Segen und heller, freudiger Lust; ihm wird es zum Fluch, der ihn unsterblich und flüchtig werden läßt auf Erden. Sein Ausgang liegt schon verschlossen in seinem Wesen. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit, ohne irgendwelche Zugeständnisse an Zeit oder Geschmack führt der Dichter dieses Charakterbild durch. Edgar endet so, weil er so enden muß: ein verirrter Vogel, ein Mensch, der von einem anderen Planeten kommt, der sich auf diesen Stern verirrt hat und hier nicht Weg noch Stätte findet.

Mit Willen, aus künstlerischem Willen heraus, tritt der Dichter hinter seinem Werk zurück. Keine Zeile verrät irgendwelche innere Anteilnahme an den Gestalten seiner Dichtung. Gleich einer Camera obscura fängt er die Strahlen der Welt in sich auf und gibt sie, durchdacht und durchformt, zurück; so entsteht ein Werk, das den blasssten Gedanken gleichsam verkörpert: Kunst ist Natur, gesehen durch ein Temperament.

Und dennoch muß dieser Roman aus eigener Lebenserfahrung hervorgegangen sein; ist er doch zu sehr innerlich durchlebt und erlitten. Vielleicht schwebte Arndt in der Gestalt des jungen Edgar Rohner jemand vor, mit dem ihn einst der Lebenspfad zusammenführte; vielleicht auch ist der Roman der Niederschlag einer Entwicklungsperiode, die der Dichter durchgemacht hat.

Spielt der Roman „Der verirrte Vogel“ in Breslau, so ist der Schauplatz von Arnolds nächstem Werk „Der Ruf der Felder“ die engere Heimat des Dichters, das oberschlesische Eisen- und Kohlengebiet, das gewaltige Güttenrevier.

Immer weiter dehnt sich der Industriebezirk aus; gierig verzehrt er den letzten Streifen Land. Wo einst der Wind über goldene Ährenfelder strich, da reiht sich Hochofen an Hochofen, und das unersättliche Ungeheuer frißt um sich, bis das letzte Feld, das letzte Bauernhaus verschwunden ist.

Sehnsucht überkommt das Herz des Menschen, dem die Natur lieb und vertraut ist, Sehnsucht nach den Zeiten, da hier einst noch die Felder, von goldenen Früchten beschwert, rauschten im Winde, da das Blöken des Viehes, das Klagen der Glocken sich mit dem Ruf der Lerche mischte zu einer machtvollen Heimatmelodie; Sehnsucht befällt ihn nach der Heimat, die er unter den Füßen verliert, die ihm entschwindet auf Nimmerwiederkehr.

Solche leise Sehnsucht zittert in dem Herzen des alten, halbgelähmten Fiebigbauern, der einst der angesehenste Mann in der Runde war, dem weit und breit alles Land gehörte. Des Daseins Not zwang ihn, ein Stück nach dem andern hinzugeben. Nun geht auch das letzte weg. Josepha, seine Frau, ist unterwegs. Sie wird den Erlös für den letzten Acker nach Hause bringen, auf den schon Pauline, Fiebigs ältere Tochter, und Gottlieb, der Schwiegersohn, begehrtlich warten; denn ihnen soll das Geld gehören. Zorn erwacht in den beiden, wenn sie nur daran denken, das Geld könne ihnen verloren gehen. Gottlieb spricht es offen aus: ihm gehöre das Geld, sonst hätte er Pauline nicht geheiratet.

Nackte Leidenschaft und Habsucht spricht hier.

Die alte Josepha kommt mit leeren Taschen. Wie Gottlieb, wie Pauline, hat sie nur an sich gedacht. Der Kaufpreis des Ackers ist in die Klostertasse geflossen; er soll der Josepha den Eintritt in das Klosterstift öffnen. Selbstsucht, verbunden mit frömmelndem Fanatismus, hat die Alte bei ihrem Handeln geleitet.

Die Tat schlägt weite Kreise und zieht ernste Folgen nach sich. Gottlieb raßt vor Zorn über das ihm entgangene Geld. Solange hat er darauf gewartet, und nun wirft die Mutter es dem reichen Kloster in den Rachen. Harte Worte fallen. Erbittert stürzt Gottlieb fort, den furchtbaren Fluchschwur auf den Lippen, nie mehr werde er jezt arbeiten. Und er hält Wort. Er wird zum arbeitscheuen Tunichtgut, ja, zum Trunkenbold. Er prügelt Pauline, seine Frau, bis sie in Jammer und

zweiflung ins Vaterhaus flieht. Und im Trunk findet er schließlich einen tragischen Tod.

Die selbstsüchtige Handlung Josephas bringt weiteres Unheil mit sich. An allen Orten fehlt Geld. Da muß nun Sophie helfen, die jüngere Tochter, der Stolz des alten Fiebig. Wie ihr Vater, ist auch sie eng im Fühlen und Denken mit dem Lande verwachsen. Ja sie träumt davon, einen Bauern oder Förster zu heiraten. Und als sie einmal, der abergläubischen Sitte ihrer Heimat folgend, den Schuh wirft, fällt er nach dem Walde hin. Da ist es bei ihr beschlossen: aus dem Walde wird der kommen, der einst ihr Gatte sein soll.

Mit der Natur ist sie eng verwachsen. Ihr raunen die Bäume besondere Töne; ihr klingt die Schöpfung mit wunderbaren, heimatlichen Lauten.

Darum ist sie auch mit Leib und Seele bei der Landarbeit, für die sie sich verdingt hat, seit der alte Fiebig keinen Grund und Boden mehr sein eigen nennt. Daher auch sträubt sie sich gegen den Willen der Mutter. Die wünscht, sie solle in die Zinkhütte gehen, um mehr Geld zu verdienen. Der alte Fiebig steht ihr zur Seite. Doch wieder zeigt sich hier — ein typischer Zug im Wesen Arndts — das Schicksalsgewollte, das Dämonische einer Kraft, die den Menschen treibt. — Sophies Widerstand erlahmt. Die Hütte scheint ihr selber etwas Unabwendbares, dem sie nicht entrinnen kann. Sie gibt nach und geht, Wehmut im Herzen, tiefe Sehnsucht nach den grünen Wiesen, den goldenen Feldern; doch sie geht. —

Zu schwach war sie, sich gegen das Geschick zu wehren, sie gibt sich selbst auf. Das ist ihre tragische Schuld, die sich an ihr rächen wird.

Hier, in der Zinkhütte, kriecht es wieder an sie heran, dieses Schicksalsgewaltige. Wieder ist sie zu schwach zum Widerstand, sie erlahmt. Florian, ein stattlicher Bursche, wirbt um sie; sie mag ihn nicht. Doch er läßt sich nicht abschrecken. Sophie ergeht es mit Florian, wie mit der Hütte. Sie kann ihm nicht entrinnen; sie muß ihm erliegen. Tanz und eigene Begehrlichkeit tun das ihre. Sie ergibt sich ihm, ohne Liebe, ja, mit Haß im Herzen, dem dunklen Geschick gehorchend, dem sie nicht entrinnen kann.

Das Martyrium der unehelichen Mutter beginnt für sie. Zwar hat Florian ihr die Ehe versprochen; aber er hält sein Wort nicht, hat er doch die beste Ausrede: Sophie haßt ihn ja; sie hat es ja selbst zu einer Freundin ausgesprochen.

Der Rat der Mutter, sie solle nach der Geburt ihres Kindes sich in der Stadt als Amme vermieten, kommt ihr gelegen; entgeht sie doch so

allen spöttischen Anspielungen, allem offenen oder versteckten Hohn. Hatte sie nicht immer eine heimliche Sehnsucht nach der Stadt, deren Licht des Abends herüberstimmte in ihr Vaterhaus, dessen flutendes Leben zu ihr lockend herüberklang?

Doch auch in der Stadt findet sie den Frieden nicht, den sie suchte. Allen ist sie nur das gefallene Mädchen. Ihre eigene Phantasie übertreibt noch ihre Schande. Gegen sie wappnet sie sich mit Haß, mit grimmigem Haß gegen ihr eigenes Kind. Angeregt durch Zeitungslektüre, keimt in ihr der furchtbare Gedanke auf, ihren Sohn zu ermorden. Immer stärker wird er. Alle seelischen Hemmungen fallen, bis er sie schließlich überwältigt, bis die Mordlust, einem Meere gleich, über ihr zusammenschlägt.

Bei einem Besuch im Elternhaus bricht der Haß rasend aus. Einem plötzlichen Impulse folgend, stürzt sie sich auf den Knaben und schlägt einer Wahnwitzigen gleich auf ihn ein.

Doch auf die furchtbare seelische Anspannung folgt die Befreiung. Das Weinen des Kindes bringt sie zu sich. Scham und Reue packen sie. Und aus Scham und Reue keimt urgewaltig der ewige Naturtrieb, die Mutterliebe, hervor. Sie stürzt auf das Kind, das sie eben noch vernichten wollte. Alle durch den Haß zurückgedämmte Liebeskraft strömt elementar aus ihr hervor. Sie bedeckt den armen, zerschlagenen Körper mit heißen, leidenschaftlichen Küssen — wahrlich, die Liebe ist gewaltiger als der Haß.

Während sie wieder in der Stadt ihrem Dienst nachgeht, reißt die Not im Elternhause zur Katastrophe. Josephas Selbstsucht schläft nicht. Sie will ihre Tage in Ruhe im Klosterstift beschließen. Der alte Fiebig, ihr Gatte, ist ihr nur ein störendes Hindernis. Darum soll er ins Krankenhaus. Kalt, herzlos verkündet sie dem Greise ihren Willen. Er sträubt sich gegen den Gedanken; er hat sich immer dagegen gewehrt. Trotz seines Flehens, trotz seines Widerstandes reißen Frau und Tochter den Greis von seinem Lager und zerren ihn auf den Karren, um ihn nach dem Krankenhause zu fahren. Doch unterwegs merken sie, daß sie eine Leiche mit sich führen. Die furchtbare Aufregung hat den Alten getötet. Auf der Landstraße, einem Bettler gleich, stirbt der Fiebigbauer, der einst so reiche und angesehene Mann. —

Josepha geht ins Kloster. Sophie, die einzige, die den Vater von Herzen beweint, übernimmt das Vaterhaus, die ärmliche Hütte, als letzte Erbschaft, die ihr bleibt. Sie übernimmt sie trotz des Widerstandes der Mutter, die auch das Haus gern verkauft und in ihrer Frömmerei auch diesen Erlös wieder dem Kloster geschenkt hätte. Doch Sophie kehrt sich nicht an den Willen der Mutter. Sie hat jetzt einen eigenen Willen und

setzt ihn durch. Hier will sie ihren Knaben aufziehen, sich und ihn durch Landarbeit ernähren. Ihr Sohn soll einst ein Bauer werden.

Lockend klingt ihr der Ruf der Felder, lauter und vernehmlicher denn je; ihm folgt sie. Durch Not und Schuld, durch Angst und Sünde hindurch hat sie sich selbst gefunden. Heimatglocken läuten um sie; Heimatfrieden rauscht ihrem Herzen, und hier ist Heimat.

Arndts zweiter Roman stellt einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung des Dichters dar.

Der Dichter verstummt; Jahre des Schweigens folgen.

Doch wie die Natur niemals ruht, auch wenn sie tot erscheint, begraben von Eis und Schnee in starren Winternächten, wie sie immer schafft und formt und der Erde das Lenzgewand webt, aus dem neues Leben werden soll — also sinnt und schafft die dichterische Kraft an neuem Werke, auch wenn des Dichters Stimme zu verstummen scheint.

Durchgeistigen müssen wir wieder das All, mit Geist erfüllen die Leere des Lebens!

Aus diesen oder ähnlichen Gedanken heraus entstand Arndts neuer Roman.

Wie in den beiden ersten Romanen, wird auch in dem Werk „Aus dem Leben des Schreibers Tobias Riedbusch“ Sein und Denken des einfachen Volkes Stoff und Idee.

Es sind schlichte, niedriggestellte Menschen, denen sich aus kleinen Sorgen und Bedürfnissen, aus dem Werke eifriger Hände Tag um Tag zusammen schmiedet. Hart und rauh werden solche Menschen in der drängenden Not des Daseins. Wie die Blüten von dem Baume, fallen die zarteren Empfindungen von ihnen ab. Sie werden Maschinen, seelenlos, gleichgültig gegen den andern, nur beschäftigt mit der Sorge um das eigene Ich, nur erfüllt vom Drange des Augenblicks.

So sind sie, oder — scheinen sie uns nicht vielleicht nur so? Lebt nicht in ihnen auch der Funke des ewigen Lichtes, der gern zur Flamme werden möchte, auf daß er hinausstrahle in die Welt und sie erhellte mit seinem leuchtenden Glanze? Ist der Funke nicht vielleicht nur vergraben unter Schutt und Geröll, verdeckt vom Staube des Alltags? Lebt nicht in jedem Wesen ein Teil von dem Gottesgedanken?

Der Gegensatz zwischen Welt und Seele — ein Motiv, das durch Arndts Dichtungen hindurchgeht — löst sich bei Rohner in dramatischer Katharsis; bei Riedbusch wirkt es sich ganz anders aus: Der Abstand der Schönheitswelt in den Gedanken des armen Schreibers von seiner

dürftigen Umgebung, ja, seinem fast häßlichen und abstoßenden Äußeren, ist so stark, daß nur eine Wirkung eintreten kann: zwischen dem absolut Idealen der Vorstellung und dem Häßlichen der Erscheinung und Umgebung ist nur eine Auslösung, nur eine Katharsis des Widerspruchs möglich: der Komos, das erlösende Lächeln. So lächeln wir über die traurig-edle, häßlich-schöne Gestalt des Riedbusch, so lächelt der Schreiber über sich selbst, die höchste seelische Befreiung, die ein Mensch erleben kann, ein Beispiel von wahrer, geistiger Größe; der Mensch sich selbst objektiv gegenüber tretend, sich erkennend, sich selbst verspottend.

Im „Verirrten Vogel“ zerbricht ein Mensch an den Härten des Lebens; im „Ruf der Felber“ zimmert ein armes, müdes Wesen aus den Trümmern seines Lebensschiffes sich mühselig einen Rahn, auf den es sich rettet in neues Sein.

Im „Riedbusch“ und in der von Hermann Stehr mit dem Eichendorffpreis gekrönten Novelle „Missa Solemnis“ jedoch erhebt sich, der Feuerfäule gleich, die einst ein irrendes Volk in die Heimat führte, vom Scheine der Morgenröte umflossen, das Ideal, und darin liegt die große Bedeutung dieser letzten Werke Arndts; sie sind lebenbejahend, lebenverheißend.

Aus: Max Tau, Das Arndt-Buch. Leipzig 1920, Verlag Hesse & Beder.

Robert Kurpiun, ein dichterischer Darsteller des oberschlesischen Volkes.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Armes, zerrissenes und geknechtetes Oberschlesierland! Land, von Feindeswillkür auseinandergezerrt und in seinem machtvollen Entwicklungsdrange gehemmt und niedergehalten! Leidbelastet und zukunftsverbüßert, wie kein anderes Tochterreich deutschen Bodens! Und dein Volk! Wider seinen mannhaft und opfergroß bekundeten Deutschwillen, wider alles hochlodernde Bekennen zur großen Mutter Deutschland, wider jedes deutliche Offenbaren der Treue und Zugehörigkeit zum germanischen Vaterlande — auch seitens zahlreicher polnisch sprechender Heimatkinder —, hat man es gespalten und in zwei feindliche geleitete Staatslager gekettet! Und alle die, deren Natur es nicht ist, sich dem gewaltsam konstruierten Polenreiche mit Sinn und Herz einzwängen zu lassen, denen unauslöschliche deutsche Stammesart oder Deutschlandtreue im Busen glühte, sie wurden verfolgt, versemmt, niedergeschlagen oder mußten sich von der Mutterholle losringen und fern der abgetretenen Heimat eine neue Raft- und Schaffenswelt

suchen. So gingen Tausende deutschsinniger Oberschlesier aus dem geraubten Industrieland mit Gram im Busen durch die Tore der Fremde ein, in der Mehrzahl mit ihnen die Geistesvertreter, die Intelligenzen ihres Volkes. Sie waren den neuen, von Warschau bestimmten Herren der wertreichen „Polenprovinz“ am gefährlichsten — und darum mußte ihnen der mit deutschem Können und Fleiß schwer errungene Heimatboden unerträglich heiß und sie flüchtig gemacht werden. Wer nennt sie alle, die Kulturträger, die mit dem Gewoge des ins Deutsche Reich sich rettenden Menschenstromes der Polennebelung entrannten!

Auch Robert Kurpiun, der erzählerische Darsteller des obereschlesischen Volkes und seiner Wesenheiten und Sitten, der künstlerische Ausprägter obereschlesischer Kernart, der politisch gut geschulte Kulturträger unseres ostdeutschen Gruben- und Hüttenlandes, der tüchtige Pädagog der obereschlesischen Bergwerkjugend, der wortstarke Mithüter auf der Warte des Grenz- und Auslandsdeutschtums, war unter denen, die die tapfer erworbene Heimstätte ihrem Vaterlands- und Berufsideal opfern mußten. Länger als mancher andere wagte er es freilich, im polnisch gewordenen Tarnowitz auszuharren. Und noch garnicht so lange ist es her, da er dieses verließ und mit der von ihm geleiteten deutschen Bergschule in das uns verbliebene Peiskretscham übersiedelte. Wiederholt habe ich gute Mitmenschen oder auch andere, die in ihrem Stolz auf irgend ein Heimatrecht Bemühungen Außenstehender oder Zugezogener um die Gunst ihrer Mutter Heimat nicht gelten lassen wollten, darauf hinweisen müssen, daß häufig genug mehr als die leiblichen Kinder die Adoptiv- oder Stiefkinder in deren innerste Natur eindringen und sich ihr tiefstes Mutterlieben verdienen. Im Hinblick auf die Mutter Oberschlesien darf ich den Erzähler und Kulturdarsteller Robert Kurpiun als besonders bezeichnendes Beispiel anführen. Denn seine Kinderwiege stand nicht im Lande der schwarzen Diamanten, sondern auf einem Bauerngute zu Sandrinnen im ostpreussischen Kreise Insterburg. Als salzburgische Glaubensflüchtlinge waren einst die Vorfahren seiner beiden Großmütter hier oben im Ostpreussischen gelandet. Im regen Mähen einer kinder- und stiefkinderreichen Familie, unter dem Walten strenger Arbeit und Zucht wuchs unser am 13. April 1863 geborener Dichter in die Lebenstat hinein. Die Fabuliertkunst erbte er wohl von seinem Vater, der ein bewegtes Dasein hinter sich hatte und scharf beobachtete und packend und anschaulich zu plaudern verstand. Und Poesie, die sein poetisches Talent nährte, fand Robert, der der Älteste der Familie war, in heimatlicher Bauernflur genug. Wenn er auf Ferien von den höheren

Schulen in Insterburg und Tilsit ins Elternhaus kam, genoß er namentlich die Zauber der ländlichen Natur in seligem Empfinden. Des Vaters Absicht war, ihn für das Hochschulstudium Vorbildern zu lassen; doch zwang ihn die Pflicht gegen seine große Familie, den begabten Sohn wieder vom Gymnasium fortzunehmen und ihn in den Unterricht des Ortspfarrers und Hauptlehrers zu schicken. Roberts Ziel ward nun der Lehrerberuf. Nach Besuch des Lehrerseminars erhielt er auch 1883 in einem wundervoll gelegenen masurischen Kirchdorfe sein erstes Schulamt. Hier waren die Natur und seine zum Teil polnisch sprechenden, aber deutschgesinnten Dorfgenossen die besten Anreger seiner Dichternatur. Auch die Ehegefährtin gab ihm das abseitige Dorfparadies zwischen Waldhöhen und blühenden Seen.

Von Entscheidung für sein ganzes ferneres Leben und Wirken wurde das Jahr 1893. Es führte ihn nach Oberschlesien, dem viel verkannten und zu Unrecht geschmähten Lande, das ihm ganz zur eigentlichen Heimat wurde. Trefflich bestätigt er hier die Wahrheit des Ausspruches, den ich irgendwo vernahm und der ungefähr lautet: Nicht die, die jemand geboren, sondern die, die ihn erzogen und zu dem machte, was er ist, muß als seine wahre Mutter gelten. Nachdem er aus dem staatlichen Volksschuldienst ausgeschlossen war, übernahm er zuerst das Amt an einer Privatschule der Rattowitzer Aktiengesellschaft in der Nähe von Beuthen, um mit Beginn des Jahres 1901 als Lehrer an die Oberschlesische Bergschule zu Tarnowitz überzusiedeln. Hier wirkte er länger als zwanzig Jahre — bis ihn (in jüngster Zeit) die Verlegung dieses Instituts von der polnisch gewordenen Stätte nach Peiskretscham bewog, mit diesem nach dort zu ziehen.

Es ist sicher nicht wenig reizvoll, zu beobachten, wie Kurpiun, der Erzähler und Schriftsteller, mit kindestreuem Wesensfühlen und Ergründerstreiben in die eigenste Natur und Art der Mutter Oberschlesien hineinwuchs und wie er es als einer ihrer berufensten und liebevollsten Kinder verstand, die Züge ihrer Seele und ihres Antlitzes — die gar schwer zu bestimmen sind — zu zeichnen. Dies allerdings nicht mit dem Stift sonderlicher Striche und Bilder, sondern vollstümlich schlicht, allgemein faßlich und ungemein natürlich und lebensecht. Bedenkt man dies bei der Kennzeichnung der Kurpiunischen Erzählungs- und Schilderkunst, so darf man jenen nicht so ganz Unrecht geben, die in ihrer allerdings häufig übertriebenen Vergleichslust mit Hinweis auf unsern Dichter von einem „oberschlesischen Rosegger“ reden. Ganz echt, naturgewachsen, völlig ohne artistische Künstelei — wie bei dem universal

wirkenden steiermärktischen Meister der deutschen Volkserzählung — sind ja auch bei Kurpiun Charakterzeichnung, Handlungsführung, Bildweise, Stil und Wortprägung. Und daß dieser das Oberschlesierervolk in seinen verschiedenen Eigenheiten und Typen mit urwüchsig anpackender, frischer Fabulierkraft verlebendigt, so wie jener seine schlichten Steiermärker, spricht auch für eine Wesensverwandtschaft der beiden epischen Gestalter.

Für mich liegt das Künstlerisch- und Dichterisch-Reifste sowie Stofflich-Echteste der Kurpiun'schen Bücher in dem Bande seiner kürzeren Erzählungen und Charakterbilder „Bunt Volk“, in dessen seit 1920 vorliegender vermehrter Auflage er eine gemischte Gesellschaft von ernsten und spaßigen, einfältigen und geriebenen, bekümmerten und sorglosen Leuten, am Wege zusammengerufen, vor uns lebendig werden läßt. (Jetzt Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden.) Ergreifend schildert der Verfasser mit diesem vielzügigem Reigen kleiner, einfacher Leute — der Vorliebe für die Ärmsten und Verachteten bekundet — unter anderem in „Sein Junge“, die Tat eines tüchtigen, treuen Sohnes, der für den Vater sein junges Leben opfert. Oder er zeichnet — wie keiner es fühlzarter vermag — im „Steinklopshannes“ einen Lebenskünstler, der trotz seines Stelzfußes und aller Entbehrung anderen, Beglückteren, zum Tröster wird und mit offenen, klugen und sonnigen Augen in die krause Welt schaut. Nicht zu vergessen das Schicksals- und Wesensbild jener Achtzigjährigen, die für die Treue und Pflichterfüllung das goldene Kreuz erhält und die doch in der Scheu und Anspruchslosigkeit ihres Charakters am liebsten aller Ehrung aus dem Wege geht! Dann ferner in der Reihe der humorvollen, scherzstrohenden Episoden das Spiegelstück des alten, pfiffigen und in seiner List und seinem Genußverlangen nicht unterzukriegenden Gärtners, den Kurpiun kurz, aber schlagkräftig als den „Genießer“ bezeichnet. Sie fast alle, die Gestalten des Ernstes und der Heiterkeit, die uns aus dem behaglich ausgesponnenen Charakter- und Schicksalsgewebe des Buches nahetreten, sind arttreue, unverschönte, typische Oberschlesier beiderlei Geschlechts. Jünger als „Bunt Volk“ ist das Gewinde der sechs Novellen, die der Band „Ultimo“ (nach der ersten, umfassendsten Novelle benannt) darbietet. (Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden.) Sprachlich und stilistisch gibt sich der Dichter darin anspruchsvoller. Man sieht, daß seine Kunst hier im Sinne der sogenannten gebildeten Leser gewachsen und sein Bemühen um psychologische Vertiefung stärker geworden ist. Stofflich packt er in dem Bande hauptsächlich Zeitprobleme.

In der Titelnovelle entwickelt er recht eindringlich einen kleinen Eheroman. Die überwiegende Schar der deutschen Erzählungsfreunde fesseln zweifellos Kurpiuns beide oberschlesische Romane: „Der Mutter Blut“ und „Das schwarze Weib“ und der Roman aus Masurenland: „Das Flammenhaus“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Sie atmen starke Spannungskraft und bieten alles, was eine gediegene Heimatkunst — ohne lokalische Talentenge und Ideenmattheit — aufzuweisen hat. Mit echt altpreussischer Gewissenhaftigkeit, Kernart, Lebensstreu und stilistisch sauber abgefaßt, dazu nirgends geschraubt und Sensationslüsternheit bekundend, haben sie das Zeug in sich und das Recht, Lieblinge des großen Lesepublikums zu werden. Namentlich die beiden oberschlesischen Romane sind mit ihrer saftvollen Lebensfrische starke Zeugnisse für Kurpiuns Verufenheit auf dem Gebiete einer unterhaltsamen, werthaltigen ostdeutschen Kulturdichtung. Weit bekannt und eine Glanzleistung in der Kennzeichnung oberschlesischen Bergmannslebens und -wesens mit seinen Gefahren, Nöten und seiner Pflichtwürde ist vor allem das Kapitel von der Knappentreue bei einem Grubenunglück in dem Buche „Der Mutter Blut“. Unser fast ausschließlich episch eingestellter Dichter ist — wie er auch in zahlreichen kulturellen, politischen und volksthümlichen Abhandlungen im Dienste der Grenzlandkultur und der oberschlesischen Zweirassenfrage bekundet — auch ein scharfer Erfasser und klarfönniger Ausprägter der Gegenwarts- und jüngsten Zeitideen. Einen Beweis dafür in dramatischer Gestaltung — den einzigen auf diesem literarischen Gebiete — gibt er mit dem fünfsättigen Schauspiel „Die Schwarzweißen“, das die letzten Kämpfe auf dem Boden der Ostmark vom Standpunkte unbedingter Selbstaufopferung und Pflichterfüllung vorausschauend ließ. Nicht vergessen sei auch Kurpiuns bedeutendste und weitwirkendste pädagogisch-literarische Leistung: das Lesebuch für junge Berg- und Hüttenleute „Feierschicht“, das (bei Rothe, Breslau verlegt) 1917 in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschien.

Aus: Ostland. Halbmonatsschrift des Deutschen Ostbundes, Berlin. Jg. 1925.

Mundartliche Dichtung in Oberschlesien.

Von Karl Klings.

Eichendorff und Gustav Freytag sind immer noch die beiden größten schlesischen Dichter. Merkwürdigerweise stand ihre Wiege nicht in den völkisch reinen Gauen Mittel- und Niederschlesiens, sondern tief in der sprachlich stark gemischten Ostgrenzmark unserer Provinz.

Zudem ist Eichendorff derjenige Dichter, der natürliches und liebenswürdiges Schlesiertum am glücklichsten verkörpert, in dessen berühmtesten Gedichten und Erzählungen schlesische Landschaft sich am reizendsten spiegelt. Eine stattliche Reihe klangvoller Dichternamen hat Oberschlesien außer den beiden Großen noch aufzuweisen. Das ist kein Geheimnis. Weniger bekannt ist dagegen, daß es auch auf dem Gebiete der mundartlichen Dichtung nicht hinter den Schwesterbezirken Breslau und Liegnitz zurücksteht. Oberschlesien darf sich rühmen, den bisher bedeutendsten schlesischen Dialektdichter neben Holtei und Heinzel hervorgebracht zu haben: Philo vom Walde.

Dreizehn Jahre nach Holteis „Schlesischen Gedichten“, die den Reigen unserer neueren mundartlichen Literatur eröffnen, tritt der erste Oberschlesier mit einer ähnlichen Sammlung auf den Plan. Es ist der heut' noch nicht vergessene Heinrich Tschampel, geboren 1799 in Dombrowka bei Karlsruhe O.-S., Lehrer in Steinseifersdorf, Lehnwasser und zuletzt in Quolsdorf bei Volkenhain, wo er als Fünfzigjähriger um die Mitte des Jahrhunderts starb. Seine literarischen Anreger waren Hebel und Holtei. Im Gegensatz zum Allgemein-Schlesischen des letzteren, das keine a- und la-Endungen kennt, nach Weinhold aber im ganzen Lande als heimatisch empfunden wird, dichtet Tschampel in der schlesischen Gebirgsmundart. Er zieht sie „dem halb polnisch klingenden ober-schlesischen Deutsch und dem verzerrten Dialekt der Landleute um Breslau“ vor, weil sie ihn reiner und melodischer anmutet als jene beiden. Obwohl kein Eingeborener, beherrscht Tschampel den erlernten Dialekt völlig sicher, und ebenso genau trifft er den echten Volkston. Er besingt die Jahreszeiten, die Wochentage, ernste und heitere Vorfälle aus dem Volksleben, meidet, bewußt, nicht das Verbe, wohl aber alles Anstößige und die später so beliebt gewordenen Übertreibungen und Verzerrungen, die kein schöneres Ziel kennen, als den Bauer lächerlich zu machen und in ihrer grotesken Einseitigkeit der natürlichen Entwicklung der mundartlichen Dichtung außerordentlich schaden. Deshalb fanden Tschampels Gedichte nicht nur Anerkennung bei Gebildeten, wie Hoffmann von Fallersleben, Friedrich Zeh u. a.; sie finden auch Eingang in ländliche Kreise, wo sie an Lichtenabenden und bei Familienfesten gern vorgetragen werden. Daraus erklärt es sich, daß noch heut', z. B. im Leobschütz-Kreise, Tschampelsche Gedichte oder Teile daraus („Der Rühjunge“) wie Volkslieder gesungen und zersungen werden. Gewiß erreicht Tschampel seine Vorbilder, seine Meister Hebel und Holtei, nicht; seines Namens aber braucht Oberschlesien sich nicht zu schämen.

Der nächste oberschlesische Dialektdichter, der auch lebenslang der Heimat treu bleibt, tritt erst in den sechziger Jahren auf. Dem Schulmann folgt der Geistliche. Wendelin Jüttner ist ein Kind des Reißer Kreises, Nieder-Teutritz sein Geburtsort. Er besucht in Reisse Stadtschule und Gymnasium, wirkt als Kaplan in Ottmachau und Rasselwitz und stirbt als Pfarrer in Schönau. Die Stationen seiner Lebenspilgerschaft liegen also in den oberschlesischen Kreisen: Reisse, Grottkau, Neustadt, Leobschütz. Jüttner veröffentlichte zwei Gedichtsammlungen und eine Humoreske. Die erste Sammlung trägt den Titel „Humoristische Pillen. Erschte Schachtel (ei schläp'scher Sproche)“, die zweite „P. Wendelins Humoristische Pillen kag'n ollerhand Mud'n und Grillen. Zweete Schachtel, ei obereschläp'scher Sproche“, und die Humoreske heißt „Feldzug kag'n de Trichinen“. Außerdem erschienen vereinzelt Gedichte, zuweilen ziemlich umfangreich, wie die beiden Hochzeitsglückwünsche, in den „Schlesischen Provinzialblättern“. Den Inhalt der Bändchen deuten die drastisch gewählten Titel genugsam an: Humor und Satire! Ins Volk gedrungen sind Jüttners Dichtungen nicht; sie sind heut' so gut wie vergessen. Nur die Sprachforscher ziehen sie zuweilen noch aus dem Staube und mögen auf ihre Rechnung kommen, da Jüttner der Schreibung der Mundart große Sorgfalt zuwendet. Er bedient sich des Gebirgsschlesischen und sucht den Lautbestand des gesprochenen Wortes möglichst genau wiederzugeben, was erhebliche Leseschwierigkeiten zur Folge hat und den Verfasser veranlaßt, besondere Erläuterungen zu geben. Die Form der Gedichte zeugt nicht immer von peinlicher Sorgsamkeit; zudem wird der Dichter, da er örtliche Anspielungen liebt, die nur den Eingeweihten verständlich sind, allzu oft dunkel, — Gründe, die den geringen Erfolg der „humoristischen Pillen“ wohl begreifen lassen.

In den achtziger Jahren beginnt der Weber- und Nachtwächtersohn Johannes Reinelt aus Kreuzendorf, Kreis Leobschütz, der sich dem Lehrerberufe gewidmet hat und in Bielau, Nowak, Rorkwitz und Reisse selbst wirkt, unter dem Decknamen Philo vom Walde seine Dichterlaufbahn mit Humoresken, Skizzen und Gedichten in schlesischer Mundart, die sich durchaus noch in alten Bahnen bewegen. Sie sind vereinigt in den beiden Sammlungen „Aus der Heemte“ und „A schläp'sche Bilderbüchel“. Vers und Prosa wechseln in bunter Reihe; die Verse laufen als Schmuggelware mit; denn reine Versbücher liest und kauft der Schlesier nicht gern. Mit dem nächsten Werkchen „A Singvägerle! Aus der Schläsing“ eröffnet Philo zielbewußt seine Reformtätigkeit. Einer-



Emmagrube, Kr. Rybnik

seits bekämpft er die von Robert Rößler und seinen Nachtretern einseitig gepflegte Schnurren- und Schnotendichtung; andererseits sucht er darzutun, daß der „klozige“ schlesische Dialekt hinter keiner deutschen Mundart zurücksteht und wohl befähigt sei, auch im ernstesten Drama, in Epos und Roman, im singbaren Liede als vollwertiges Ausdrucks- und Gestaltungsmittel zu dienen. Im besonderen sollen die im „Singvägerle“ enthaltenen Lieder den Beweis dafür erbringen, daß die heimische Mundart die tiefinnigsten Gefühle: seligste Liebesstimmung, Humor, Leid und Weh, angemessen und glücklich auszudrücken vermag. Zahlreiche Lieder daraus sind vertont worden. Philos zweite lyrische Sammlung, das Versbuch „Sonntagskinder“, das fast zwei Jahrzehnte später erschien und seine reifsten Gaben enthält, dem kaum ein Buch der neueren Zeit sich als gleichwertig an die Seite stellen darf, dient selbstverständlich dem gleichen Ziele. Die Bewährung der schlesischen Mundart im ernstesten Drama zu erweisen, war Philo nicht vergönnt. Gerhard Hauptmann kam ihm mit seinem Erstling „Vor Sonnenuntergang“

zuvor, ganz abgesehen von der „Geliebten Dornrose“ des Andreas Gryphius. Die „Dorfherr“ enthält einzelne gut gelungene Auftritte, ist aber als Ganzes nicht von besonderer Bedeutung. Keiner hat das Stück schärfer verurteilt, als der Verfasser selbst. Mit der „Dorfherr“ nimmt Philo Abschied von der mundartlichen Prosa. Er wendet sich nun ausschließlich der Versdichtung zu. Und mit der Jahrhundertwende erscheint seine umfangreichste Dichtung, sein Hauptwerk, in dem er der schlesischen Mundart ein neues Gebiet erobert; er schreibt das erste schlesische Epos, die „Leutenot“, mit Jubel begrüßt und allenthalben aufrichtig gelobt. Philo erzählt darin den Seelenroman eines armen, gottbegnadeten Dorfsjungen, der in dem sozialen Elend, in das ihn das Schicksal gestellt, an Leib und Seele zugrunde geht. Viel wäre zum Lobe der großen, warmblütigen Dichtung zu sagen; aber auch ihre Schwächen lassen sich nicht verschweigen. Der zweite Teil fällt gegen den ersten, in dem der Dichter eingeständenermaßen seine eigene Jugend schildert, zu stark ab. Die zahlreich eingestreuten Lieder hemmen den Fortgang der Handlung und sind mit dem Ganzen nicht organisch verbunden, wie überhaupt mehrfach an sich reizende Nebensächlichkeiten zum Vorteil für die Dichtung gestrichen werden könnten. Das mindert aber durchaus nicht die hohe Bedeutung des Buches. Und es ist zu bedauern, daß es nicht fleißiger gekauft und gelesen wird. Keins der Philosophen Bücher hat eine zweite Auflage erlebt. Die Heimat hat an ihrem Sohne viel gutzumachen. Philo starb in Breslau, wo er die letzten Jahre seines Lebens als städtischer Lehrer wirkte. — Am wenigsten Zustimmung fand die von Philo in seinen Dichtungen verwendete Sprache. Er selber sagt über sie: „Der Dialekt meines Buches ist weder Holteis Städtegemeinschlesisch, noch der derbe Jargon der Gasse.“ Er geht von Holtei aus und selbstverständlich von der Mundart, die er als Knabe erlernte. Aus den auf diese Weise gewonnenen Elementen formt er sich ein „neues Kunstschlesisch“, über das man in der Regel geteilter Meinung sein darf. Jedenfalls kann der sprachliche Idealisierungsprozeß nicht mehr weiter getrieben werden, wenn überhaupt noch von Mundart die Rede sein soll.

Was Philos Büchern versagt blieb, war denen seines Alters- und Berufsgenossen Robert Sabel in reichem Maße beschieden. Sabel stammt aus Lindenau, Kreis Grottkau, besuchte das Lehrerseminar zu Biegenhals, wurde Lehrer in Oppersdorf bei Reife und ging von da nach Breslau, wo er als Rektor starb. Sabel ist neben Bauch der bedeutendste Fortsetzer der Röhlerschen Richtung. Seine Sammlungen,

deren er drei veröffentlichte: „Sunntig-Nechnitts“, „Wull gespeißam“ und „Lach bir a wing“ — eine vierte erschien nach seinem Tode —, enthalten Humoresken, Skizzen, Gedichte in bunter Folge und von verschiedenem Werte. Keine lyrische Töne klingen zuweilen an. Hauptziel der meisten, ängstlich gefeiltten Gedichte, wie auch der unterhaltsamen, flott geschriebenen Erzählungen, ist aber, Heiterkeit und lustiges Lachen auszulösen, ein Ziel, das sie — namentlich bei gutem Vortrage — sicher auch erreichen. Den eigenen öffentlichen Vorlesungen, die ihn, den fröhlichen Wanderer, in zahlreiche Städte des Oberlandes führten, verdankt Sabel einen großen Teil seines Erfolges. Verdienste erwarb er sich durch die Herausgabe des „Liederbüchels für gemittliche Leute“, der ersten Zusammenstellung von sangbaren Liedern in schlesischer Mundart.

Zu den oberschlesischen Dialektdichtern zählen auch A. Stanislas (Schneider) und Gustav Buchenthal. Ersterer, mit Philo langjährig befreundet, geboren in Elsnig, Kreis Neustadt O.-S., kaufmännisch tätig in Neustadt, auch gestorben daselbst während des Weltkrieges, hat seine heiteren Erzählungen und lyrisch gefärbten Gedichte, die meist in der Brieger „Dorfmusik“ erschienen, nicht gesammelt herausgegeben. Er schrieb in der Mundart der Bablafrasser, Gustav Buchenthal dagegen in derjenigen der Patschkauer Gegend. Zwei zeitlich weit auseinanderliegende Versbücher, „Wiesenblumen“ und „Im Huchzighause“, besitzen wir von ihm. Mit Glück und Humor zeichnet er schlesische Dorstypen, die heut' zum Teil im Aussterben sind, z. B. „Der Hilzbrichmoan“, „Rechliese“, „Junger Tuppstrider“ u. a. Es vergeht nicht leicht eine schlesische Bauernhochzeit, auf der nicht Buchenthalsche Lieder und Szenen („Die Koffemühle“) zur Erheiterung der Gäste vorgetragen werden. Zwei weitere Gedichtsammlungen waren 1913 in Vorbereitung, sind aber noch nicht veröffentlicht. Inzwischen ist Buchenthal (eigentlich Buchal) in Patschkau, wo er eine von ihm gegründete Buchhandlung jahrzehntelang leitete, verstorben. Er ist der Vater des in Oberschlesien rühmlichst bekannten Komponisten Hermann Buchal.

Erwähnt werden mag noch, daß auch die Namen Robert Rößlers und Max Heinzels mit Oberschlesien verknüpft sind. Ersterer war mehrere Jahre Oberlehrer in Ratibor, letzterer Redakteur, ebenfalls in Ratibor, und sandte von da seine erste Sammlung schlesischer Gedichte „Dögerle flieg aus“ in die Welt. —

Soviel von den Toten. Die Lebenden mögen für sich selber reden. Man

nehme vor allem die „Dorfmusik“ und den „Gemüthlichen Schläfner“ zur Hand und überzeuge sich davon, daß Oberschlesien auch an der mundartlichen Dichtung der Gegenwart rühmlich teilnimmt.

Aus: Der Oberschlesier. Hrsg. von Karl Sczodrok.
Breslau u. Oppeln, Verlag Priebsch.

Hermann Buchal, ein Musiker aus dem Reizegau.

Von Hans Proske.

Wenn bis jetzt über die musikalische Kultur der Stadt Reize und des Reizegaues noch nicht viel bekannt geworden ist, so liegt das an dem Fehlen jeglicher historischer Unterlagen und eingehender Einzeluntersuchungen, deren Ergebnisse erst eine zusammenfassende Darstellung und kritische Würdigung ermöglichen. So konnte auch die Arbeit Josef Thamms, „Reize und die Kirchenmusik“, die in der Festnummer der Cäcilia gelegentlich der Bezirksversammlung des Oberschlesischen Cäcilienvereins im Herbst 1922 erschien, wenig Positives bringen. Seine Ausführungen stützten sich hauptsächlich auf Mutmaßungen durch Vergleich mit der Praxis benachbarter Gegenden. Und aus alten Notensammlungen sucht er einen Rückschluß auf häufig aufgeführte Werke zu ziehen. Und doch würde es sich der Mühe verlohnen, die musikalische Vergangenheit von Reize zu untersuchen; denn als alter Sitz hoher kirchlicher Würdenträger war es sicher gerade in der Kirchenmusik von Bedeutung. Es gingen auch später noch aus Reize und dem Reizegau eine Anzahl von Musikern hervor, deren Bedeutung sich nicht nur auf den engeren Bezirk ihrer Heimat beschränkte. Karl Josef Birnbach (1751—1805), geboren in Köpernick bei Reize, dessen Klavierkonzerte und Violinsonaten häufig gespielt wurden, starb als Kapellmeister am Deutschen Theater in Warschau. Die Bedeutung Moritz Brosigs (1815 bis 1887), geboren in Fuchswinkel, als Kirchenkomponist und Herausgeber musikktheoretischer Werke ist allgemein anerkannt. Als ausgezeichnete Kenner und Sammler alter Musikhandschriften und Partituren nahm Emil Bohn (1839—1909), geboren in Bielau bei Reize, eine bedeutende Stellung in der Musikwissenschaft ein. Und seine historischen Konzerte, deren er in Breslau weit über hundert leitete, erregten berechtigtes Aufsehen. Karl Faust (1825—1892), der spätere Kapellmeister der Elfer, stammt ebenfalls aus Reize und behauptet heute noch seinen Platz als Komponist beliebter Tanzmelodien. Um den Aufschwung musikalischen Lebens in der neueren Zeit erwarb sich Studensmidt durch die Gründung seiner Singakademie große Verdienste. Und als sein Nachfolger baute

Musikdirektor Rothkegel um die Jahrhundertwende dieses Institut weiter aus und hielt es auf seiner Höhe. Während es künftigen Arbeiten vorbehalten bleiben muß, die Bedeutung Reizes als Musikstadt der Vergangenheit festzustellen, gibt uns die Gegenwart reichlich Gelegenheit, die Persönlichkeit eines bedeutenden Musikers aus dem Reizegau zu würdigen, die Hermann Buchals.

So leicht es auch erscheinen mag, die Entwicklung eines Zeitgenossen zu durchschauen, weil er allein in der Lage ist, eine Menge von persönlichen Einzelheiten seines Weges aufzuzeigen, so schwierig ist es in Wirklichkeit, eben diese Einzelheiten in Beziehung zu der Gesamterscheinung zu setzen. Dazu fehlt uns der Abstand, der allein erst eine objektive Kritik ermöglicht. Immerhin gibt es einige Tatsachen, die als Grundlage seines Wesens keine andere Beurteilung mehr zulassen. Zunächst einige biographische Notizen. Hermann Buchal wurde 1884 in Patschkau als Sohn des Lehrers und späteren Besitzers der Stadtbuchdruckerei geboren. Schon auf dem Gymnasium zeigte sich seine musikalische Begabung und erhielt ihre erste Förderung durch den Chorrekter Speer und den Organisten Scharfenberg. Nach Absolvierung des Gymnasiums ging er nach Berlin an das Institut für Kirchenmusik und kam bald zu Friedrich Gernsheim in die akademische Meisterschule für Kompositionen. Daneben war er Chorrekter an der Corpus-Christi-Kirche und später an St. Paulus in Berlin. Bis zum Kriege leitete er dann als Musikdirektor das Ciepłitsche Konservatorium in Beuthen O.-S., wohin er auch nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienste zurückkehrte, um privatim als Lehrer der Komposition und des Klavierspiels zu wirken. 1921 verließ er seinen zu eng gewordenen Wirkungskreis und siedelte nach Breslau über, wo er bald Einfluß auf das musikalische Leben gewann. Er wurde Lehrer am Schlesiſchen Konservatorium und übernahm Anfang 1924 die Direktorstelle an diesem Institut.

Buchals Begabung zum Komponieren zeigte sich schon in früher Kindheit. Die ersten Kompositionsversuche lehnten sich an die Vorbilder an, die ihm beim häuslichen Musizieren geboten wurden, und wiesen wenig eigene Erfindung auf. Doch war schon Glätte in der Form vorhanden. Was bisher Spielerei war, wurde mit einem Schlage heiligste Sache seines Lebens, als er Mozarts „Zauberflöte“ und Bachs „Wohltemperiertes Klavier“ kennenlernte. Den größten Einfluß aber übte Beethoven auf ihn aus, der ihm verhältnismäßig nahestat. Alles, was er von nun an schrieb, diente nur dem Zweck, dem vergötterten Ideal näherzukommen. Selbst, als ihm durch die Musikbeilagen des Kunst-

wart Probleme moderner Schreibweise zu beschäftigen begannen, waren für ihn nur Beethovensche Gesichtspunkte maßgebend. Die Berliner Studienzeit erweiterte noch seinen Anschauungskreis und zwang ihn vor allem, sich in der strengen Schule des Instituts mit der alten Musik gründlich vertraut zu machen. In dieser Zeit entstanden die ersten ernsthaften Kompositionen. Buchal fühlte sich zum Symphoniker im Sinne Beethovens berufen und suchte vor allen Dingen die Orchester-technik zu beherrschen. Eine Sinfonie für ein großes Orchester, eine Serenade für kleines Orchester, ein Totenmarsch für Chor und Orchester, Bruchstücke einer Oper waren das Ergebnis seiner damaligen Studien; daneben entstanden zwei Klaviersonaten, ein Streichquartett, Lieder und vor allem eine Anzahl Kirchenkompositionen, die zum Teil bei Sulzbach in Berlin verlegt wurden. Ein Heft *Intermezzi*, erschienen bei Bote & Bock, und eine Liederreihe, darunter einige in schlesischem Dialekt, gedruckt bei Bratfisch in Frankfurt, sind beachtenswerte Stilproben aus dieser Zeit. Lassen diese Werke noch die Abhängigkeit Buchals von seinen Vorbildern erkennen, so rang er sich in der folgenden Schaffensperiode zu immer größerer Selbständigkeit hindurch. Eine zweite Sinfonie, das Klavierkonzert mit großem Orchester, eine Violinsonate in E-Dur, zwei Liederzyklen (Lieder des Wanderers und der Melodienzyklus) zeigen viele persönliche Züge. Die bei Haynauer in Breslau verlegte Klaviersonate in C-Moll ist sicher eines der bedeutendsten Klavierwerke der letzten Zeit. Und niemand, der sie einmal gehört hat, kann sich dem großen Eindruck dieses Werkes entziehen. Tiefe Innerlichkeit spricht sich in den bei Rieß & Erler gedruckten Liedern aus. Sie offenbaren uns eine Welt von Empfindungen, die an den größten Meistern des Liedes geschult ist. Die Weihnachtstantate nach dem Text von Otto Julius Bierbaum für Chor mit großem Orchester, die Buchal auch mit Rücksicht auf beschränkte Verhältnisse für einfache Besetzung bearbeitet hat, bietet eine Fülle von Schönheiten. Die Technik der Polyphonie besteht den Kenner durch ihre geradezu altmeisterliche Feinheit, ohne daß dadurch die vollstümliche Gesamtwirkung auf den naiven Hörer im geringsten beeinträchtigt wird.

Durch seine Tätigkeit in Breslau kam Buchal mit der modernsten Musik in größere Berührung. Es ist ein Zeichen seiner gefunden, festgefügtten Veranlagung, daß er sich von den Versuchen der modernen Richtung nicht verwirren ließ, sondern seinen einmal für richtig erkannten Weg weiterging. Atonalität, unklare Ziele der Musik, farbige Wirkungen auf Kosten strenger Satzführung und Programmusikeffekte finden in

seinem Schaffen keinen Raum. So modern seine letzten Werke auch anmuten, sie lassen doch den ausgezeichneten Saktechniker und Beherrscher der Form in jeder Einzelheit erkennen. Eine Violinsonate in D-Moll, ein Trio, die Oper „Der Paria“ und eine Gruppe von Liedern nach Texten von Arnold Ullig sind die Merkpunkte seines Schaffens in der letzten Zeit.

Buchal hat in seinen Werten, wie viele Schlesier, deutsch-slavisches Mischblut. Das deutsche Blut in ihm erweist sich in seiner Liebe zur polyphonen Durchbildung, im Hang zur Feinmechanik des Satzes, im Streben nach Polyrhythmie und im Aufreißen großer, gewaltiger Formen. Slawischer Einfluß meldet sich in gelegentlicher Weichheit des Melodischen, in der harmonischen Orientierung selbst linearer Verstrebungen und in der angeborenen Formglätte. Während sich bei modernen Tonsetzern ein Spezialistentum für bestimmte Gattungen herausbildet, gehört Buchal zu jenen, die in nimmermüdem Eifer das Gesamtgebiet musikalischer Formungsmöglichkeiten auszuschöpfen trachten. Es ist bemerkenswert, wie diese Tendenz ihn von dem Sinfonieideal seiner Jugend allmählich ablenkt, zu den intimen Formen kammermusikalischer Gestaltung, andererseits wieder zu der sinfonisch untermalten Ausarbeitung der Oper führt. Trotz der Vielfältigkeit der Gattung verläßt Buchal nur selten und ungern den Boden absoluter Musik. So liegt denn die Vermutung nicht fern, daß der sinfonische Ehrgeiz seiner Jugend sich tatsächlich noch einmal wieder meldet. Als absoluter Musiker verschmäht Buchal auch in der Instrumentation die Vorherrschaft lediglich farbiger Wirkungen. Für ihn sind die Instrumente nur unterschiedliche Träger musikalischer Linien.

Eine außergewöhnliche Erscheinung ist Buchal als Klavierspieler. Was ihn vor allem auszeichnet, ist seine ganz persönliche, körperlich bedingte und darum unnachahmliche Technik, ferner eine mit Komponistenspürsinn gegebene Darstellung der innersten Zusammenhänge von Kunstwerken, bei denen besonders die ihm geistesverwandten wie Improvisationen vor uns erstehen. Seine Klavierabende sind unvergeßliche Erlebnisse.

Als Mensch und Künstler erstrebt Buchal einen ethisch gegründeten Ausbau seiner Persönlichkeit. Größter Ernst und starke Selbstkritik bewahren ihn vor Irrwegen. Unter diesen Umständen kann man erwarten, daß sein künstlerischer Ehrgeiz uns noch eine erfreuliche Entwicklung seiner Anlagen erleben lassen wird. Obgleich Buchal, unbeeinflusst durch Erfolg oder Mißerfolg, nur seinem Schaffensdrang

lebt, so ist doch zu wünschen, daß die musikalische Welt, in Sonderheit aber seine engere Heimat, durch verstärkten Anteil seinem Wirken und Schaffen Anerkennung und neue Antriebe gebe.

Aus: Der Oberschlesier. Breslau u. Oppeln, Verlag Priebsch.

Oberst von Neumann, der Held von Kosel.

Von Robert Kurpiun.

Das Jahr 1806/07 brachte großes Unglück über unser Vaterland. Napoleon I. hatte das preußische Heer bei Jena und Auerstädt geschlagen und den König mit dem Rest seiner Truppen weit nach Osten bis über die Weichsel gedrängt. Ein harter Schlag für jeden Preußen; aber er hätte überwunden werden können, wenn jeder seine Pflicht erfüllt hätte. Das geschah aber nicht. In mutloser Verzagtheit und Feigheit übergaben viele Befehlshaber preußischer Festungen diese den Franzosen fast ohne Schwertstreich. Schmach und Schande häuften diese treulosen Männer dadurch auf sich und das preußische Land. Wie helle Sterne aus dunkler Nacht dagegen leuchten jene Kämpfer hervor, die ihre Pflicht bis zum letzten Blutstropfen erfüllten: Nettelbeck und Eneisenau in Kolberg, Courbière in Graudenz, Kaltreuth in Danzig, Graf Götzen in Glatz und Oberst v. Neumann in Kosel.

Oberst v. Neumann, der Sohn eines Kaufmanns in Königsberg i. Pr., war schon 1760 in das Heer Friedrichs des Großen eingetreten. „Das ist echt preußisches Blut!“ hatte der große König gesagt, als er den jungen Soldaten mit scharfem Blick gemustert hatte. Neumann brachte es bald zum Offizier, stieg durch seine Tüchtigkeit von Stufe zu Stufe und wurde in den Adelsstand erhoben. König Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn zuletzt zum Oberst und Kommandanten der Festung Kosel.

Nach der Schlacht von Jena und Auerstädt wurde auch Schlesien von den Franzosen überschwemmt. Die Festungen Glogau, Breslau, Brieg und Schweidnitz fielen nach kurzer Belagerung in Feindeshand. Ein Heer von Bayern, die mit Frankreich verbündet waren, legte sich im Januar 1807 vor die Festung Kosel. Man war gerade mit dem Umbau derselben beschäftigt, und nichts war fertig. Daher glaubten die Bayern leichtes Spiel zu haben. Aber sie täuschten sich arg. In dem dreiundsiebzigjährigen Kommandanten v. Neumann lebte ein jugendlicher Heldengeist, der alle Schwierigkeiten überwand. Die schlimmste derselben war, daß ein großer Teil der Besatzungstruppen aus Polen bestand, die aus Posen und dem späteren Russisch-Polen stammten. Dieses Land gehörte

damals teilweise Preußen. Jene Polen vergaßen schimpflich ihres Soldateneides, hielten es mit den Franzosen und wurden bei jeder Gelegenheit fahnenflüchtig. Napoleon hatte in ihrer Heimat einen Aufstand gegen Preußen angestiftet, dem sie sich anschließen wollten. Die Polen in Posen und Russisch-Polen waren von Preußen abgefallen. So hatte der Kommandant der Festung einen sehr schweren Stand. Aber zum Glück besaß er tüchtige Offiziere und einen Stamm treuer Soldaten, die ihm halfen, die Ordnung und Verteidigung aufrechtzuerhalten.

Der Feind forderte ihn zur Übergabe auf. Der Oberst erklärte, er wolle lieber sterben, als die Festung ausliefern. Da begann am 4. Februar die Beschießung. Gleich am ersten Tage wurden die Kasernen und ein Viertel der Bürgerhäuser zusammengeschossen. Die Stadt glich bald einem Trümmerhaufen. Am 11. Februar forderte der feindliche Befehlshaber den Kommandanten abermals auf, sich zu ergeben. Dazu ließ er ihm sagen, die Preußen und Russen seien in Ostpreußen von Napoleon geschlagen worden und auch die Festung Schweidnitz sei gefallen. Oberst Neumann antwortete, er werde sich nicht im geringsten an Ereignisse außerhalb seiner Festung lehren.

So ging das Beschießen und Bestürmen der Festung weiter. Auch das Haus des Kommandanten wurde zerstört. Obwohl schwer krank, mußte der alte Oberst seine Wohnung in der Stadt verlassen und in einer Kasematte, einem Gewölbe unter den Festungswällen, Unterkunft suchen. Im Bette liegend, von Schmerzen gepeinigt, mitten im mörderischen Granatfeuer, hielt der Held aus und gab seine Befehle, wo doch der Tod selbst schon nach seinem Herzen griff. Unter den Mannschaften brachen Krankheiten aus und erschwerten den Dienst. Die Wachen konnten oft erst nach achtundvierzig Stunden abgelöst werden. Die Vorräte gingen zu Ende; der Hunger meldete sich. Eine Meuterei brach unter den polnischen Soldaten aus; sie wollten die Festung dem Feinde in die Hände spielen. Nur durch Verhängung der schwersten Strafen konnte der Oberst den Aufruhr unterdrücken.

Trotz alledem behielt er den Kopf oben und tat seine Pflicht bis zum letzten Atemzuge. Sein Gesundheitszustand aber verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Der alte, geschwächte Körper brach unter der Last des aufreibenden Dienstes zusammen. Am 16. April verschied der tapfere Mann, treu seinem Eide, seinem Könige und Vaterlande. „Gott, warum läßt du mich nicht so lange leben, bis ich meinen König noch einmal sehen kann!“ waren seine letzten Worte.

Die Belagerung der Festung nahm ihren Fortgang. Der Geist des Toten lebte in den Herzen der kühnen Männer weiter, die an seine Stelle traten. Noch zwei Monate hielten sie Kosel, bis das letzte Brot verzehrt und die Besatzung durch Hunger, Krankheit und Tod so zusammengeschmolzen war, daß sie nicht mehr Widerstand leisten konnte. Da mußte man mit dem Feinde verhandeln. Am 18. Juni kam man überein, die Festung am 16. Juli den Franzosen zu übergeben, wenn sie bis dahin nicht befreit worden wäre. Aber noch vor Ablauf dieser Frist wurde zu Tilsit der Friede geschlossen, und kein Franzose betrat Kosel. So rettete die Treue und Standhaftigkeit eines Mannes dem Vaterlande eine Festung.

Aus: Robert Kurpiun, Feierschicht. Ein Buch für junge Berg- und Hüttenleute
Verlag A. Rothe, Breslau.





Mitarbeiterverzeichnis.

- Arndt, Bruno, geb. 5. Mai 1874 in Beuthen O.-S., starb 16. Juli 1922 als Professor in Breslau.
- Baecker, Jorg, Dr. phil., geb. 23. Januar 1898 in Breslau. Verfasser zahlreicher Novellen, Gedichte, Essays, heimatkundlicher und literarischer Zeitschriftenaufsätze.
- Bansen, H., Diplomingenieur in Peiskretscham O.-S.
- Bimler, Kurt, Dr., Schriftsteller in Breslau-Krietern.
- Erben-Sedlaczek, Irma, geb. 13. Nov. 1879 in Tarnowitz, Schriftstellerin in Breslau.
- Erbrich, Emil, geb. 26. Nov. 1846 in Straduna, Kr. Oppeln, starb als Direktor der Taubstummenanstalt in Meh, Übersetzer polnischer Volkslieder.
- Feldhuß, Friedrich, geb. 8. September 1867 in Högsten i. Westf., war Besitzer der „Oberschlesischen Volksstimme“ (Ztg.) in Gleiwitz und lebt jetzt in Karlowitz b. Breslau.
- Frehe, Bernhard, Rektor in Ostroppa b. Gleiwitz.
- Freytag, Gustav, geb. 13. Juli 1816 in Kreuzburg O.-S., gest. 30. April 1895 in Wiesbaden. Neben Eichendorff Oberschlesiens bedeutendster Dichter.
- Gollor, Georg, geb. 21. Januar 1895 in Langendorf, Kr. Gleiwitz, seit 1918 in Kottitz bei Beuthen.
- Grabowski, Elisabeth, geb. 13. Juni 1864 in Ratibor, lebt als Lehrerin a. D. und Schriftstellerin in Oppeln. Schildert Land und Leute in Oberschlesien in ihren Werken: Haldekinder, Der weiße Adler, Karolas Lied, Die neue Heimat u. a.
- Gregor, Joseph.
- Hayduk, Alfons, geb. 18. November 1900 in Oppeln, obererschlesischer Heimatdichter, Theaterdirektor in Chemnitz.
- Hein, Alfred, geb. am 7. Oktober 1894 zu Beuthen (O.-S.), gab die Werke: Sammelnde Trommel, Kriegsgedichte (Curtius, Berlin 1917), Die Terzinen an die tote Isot (Reuß & Pollack, Berlin 1918), Die Lieder vom Frieden (W. v. Kornakki, Weimar 1919), Der Unerlöste, Erzählungen (Norddeutscher Verlag, Stettin 1919), Der Lindenfrieden, Gedichte im Volks-ton (Heinrich Minden, Dresden 1920), Tod, zwei kleine Dramen (Norddeutscher Verlag, Stettin 1920), Die Frauenburger Reise, ein Idyll (Heinrich Minden, Dresden 1921), Kurts Maler, eine Courths-Mahler-Parodie (Ernst Guenther, Freiburg, i. Br. 1921), Neue Gedichte (Reuß & Pollack, Berlin 1924), Pan und Elsyia, eine Tanzlegende (Gräfe & Unzer, Königsberg 1924), Am Paradies vorbei, zwei Liebesnovellen (W. Borngräber, Leipzig 1925).
- Janikel, M.
- Kaisig, Karl, geb. 1. Juli 1875, lebt als Oberbibliothekar und Direktor des Verbandes obererschlesischer Volksbüchereien in Gleiwitz.
- Kaisig, Frida, Gattin des Vorigen, Gründerin und Leiterin der „Schönwalder Stichtube“.
- Kaluza, Viktor, geb. 1896 im Kreise Kreuzburg O.-S. Lehrer in Latscha, Kr. Gleiwitz. Schrieb bisher obererschlesische Schnurren, Lyrik und eine Novelle.
- Kania, Josef, geb. 17. November 1854 in Soprau, Lehrer i. R. und Schriftsteller in Beuthen. Seine bekanntesten Arbeiten: „Umschau im obererschlesischen Industriebezirk“, „Segen der Arbeit“, „Das Märchen von Gieschewald“.
- Klings, Karl, geb. 11. Januar 1867 in Geseß, Rektor und Mundartdichter in Berlin-Schöneberg.

- Rörner, Theodor, geb. 23. November 1791 in Dresden, wurde zum Dichter der Befreiungskriege und fiel im Gefecht bei Gadebusch am 26. August 1813.
- Roszcza, Leo, Dr. phil., geb. 11. April 1894 in Beuthen. Schriftsteller in Berlin-Friedenau.
- Rurpiun, Robert, geb. 13. April 1869 in Sandrinnen, Kr. Insterburg i. Ostpr., Lehrer an der Oberschlesischen Bergschule zu Tarnowitz, jetzt in Peistretscham O.-S., Verfasser der oberschlesischen Romane und Novellen: „Der Mutter Blut“, „Das schwarze Weib“, „Bunt Volt“, „Ultimo“.
- Ruker, Paul, geb. 25. Dezember 1878 in Groß-Runzendorf, Kr. Reisse, Lehrer a. D. und Heimatschriftsteller in Ziegenhals.
- Lasowsky, Ernst L., Dr. phil., lebt als Geschäftsführer des „Heimgartens“ in Reisse.
- Lompa, Joseph, geb. 29. Mai 1797 in Rosenberg O.-S., gest. 29. März 1863 als Lehrer i. R. und Volkschriftsteller in Moischnit, Kr. Lublitz.
- Manka, Karl, geb. 14. Januar 1868 in Tarnowitz, Bergmann und Volkschriftsteller in Mieschowitz, Kr. Beuthen (Preußengrube).
- Mat, Wilhelm, Dr. phil., geb. 5. Januar 1889 in Lenschütz O.-S., Slawist, Germanist und Volkskundler, Studienrat in Gleiwitz, vor allem geschäft als Walddau-Forscher.
- Maris, Emil, Dr. phil., geb. 16. Januar 1881 in Lipine O.-S., Studienrat in Breslau, Verfasser des Romans „Tiefengold“.
- Mirau, Curt, stammt aus Oberschlesien, lebt als Schriftsteller in Spremberg N.-L.
- v. Möltke, Helmuth, geb. 26. Oktober 1800, gest. 27. April 1891, war der berühmte Generalfeldmarschall.
- Müller-Rüdersdorf, Wilhelm, von Schlesiern abstammend, Verfasser dichterischer, literarisch-geistlicher und volkstümlicher Werke, jetzt Schriftsteller und Schriftleiter in Berlin-Charlottenburg.
- Niedurny, Max, geb. 12. September 1875 in Tarnowitz O.-S. Rektor daselbst bis zu seiner Vertreibung, jetzt in Gleiwitz.
- Partsch, Joseph, Universitäts-Prof. Dr., einer der bedeutendsten deutschen Geographen, geb. 4. Juli 1851 in Schreiberhau im Riesengebirge, gest. 22. Juni 1925 als Universitätsprofessor in Leipzig.
- Proste, Hans, Hindenburg O.-S. v. Reiche, Frik, Dr. phil., geb. in Meh 22. September 1900, Lehramts-assessor in Heidelberg.
- v. Richthofen, Manfred, der bedeutendste Kampfflieger des Weltkrieges, geb. 2. Mai 1892 in Breslau, starb 1917 in Frankreich den Heldentod.
- Sabel, Robert, geb. 4. Mai 1860 in Lindenau, Kr. Grottkau O.-S., starb als Rektor in Breslau. Einer der beliebtesten schlesischen Mundartdichter.
- Seget, Hans, Prof. Dr., Direktor des Museums für Altertumskunde in Breslau. Seine prähistorischen Darstellungen sind grundlegend.
- Schiller, Artur, Amtsgerichtsrat i. R., Geh. Justizrat, geb. 16. Mai 1858 in Bunzlau, schreibt über historische Museumsinteressen, Gründer der im Kriege eingegangenen Deutschen Eichendorff-Gesellschaft und des oberschlesischen Museums in Gleiwitz.
- Sczodrok, Karl, geb. 2. Jan. 1890 in Reisse, Rektor und Herausgeber der Zeitschrift „Der Oberschlesier“, lebt in Colonnowska, Kr. Groß-Strehlik O.-S.
- Tau, Max, geb. 19. Janua 1898 in Beuthen. Lektor im Friedr. Link-Verlag, Erier, Herausgeber der Werke Wilhelm Schmidtbonns und Hermann Stehrs, lebt als Literaturhistoriker in Kiel.
- Teiwes, Karl, früher Lehrer an der Oberschlesischen Bergschule in Tarnowitz, Diplomingenieur in Bad Salzbrunn.
- Tik, Walter, geb. 1886 in Lauban i. Schl., Naturwissenschaftler und Graphiker in Berlin-Tempelhof.
- Urbanek, R., Rektor und Schriftsteller in Gleiwitz.

Victor, Pseudonym.

Waldau, Max, Pseudonym für
Rich. v. Hauenschild, geb. 2. März 1825
in Breslau, gest. 20. Janua: 1855 auf
seinem Gut Escheidt b. Bauerwitz O.-S.
Bedeutender oberschlesischer Dichter.

W ar n a t s c h, Otto, Prof. Dr., geb.
1. Februar 1857 in Glatz, lebt jetzt in
Glogau. Germanistik und neue Lite-
ratur.

Wienke, Wolfgang, geb. 1883
zu St. Annaberg, Lehrer daselbst.

Wirbikly, Wilhelm, 8. April

1885 zu Kattowiz geboren, jetzt als
vertriebener Deutschkämpfer Ober-
schlesiens in Breitenhain, Kreis
Schweidniz, lebend, gab sieben Jahre
lang den Kultur- und Kunstzeiser
„Schlesischer Musenalmanach“ heraus
(14 Bde.) und verfasste mehrere ober-
schlesische Erzählungswerke („Sonnen-
grund“, „Die Schulzentochter von
Knappentruh“, „Schwere Kämpfe“
u. a.).

Wrubel, Fr., Oberschlesier, starb vor Be-
ginn des Großen Krieges in der Schweiz.



Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften

Die Sammlung sucht alles festzuhalten, was in charakteristischen Strichen und Linien von heimatlicher Erde und heimischer Art erzählt. Es mischen sich dichterische, geschichtliche, geographische, volkspychologische und stittengeschichtliche Beiträge zu wohl abgerundeten Gesamtbildern. Die erlesensten Blüten älteren und neueren Schrifttums, Poesie und Prosa, finden sich in den Bänden vereinigt. Sie sind, sämtlich liebevoll mit Federzeichnungen und Buchschmuck ausgestattet, hervorragende Geschenkwerke für den Familientisch und besonders geeignet, bei der heranreifenden Jugend Heimat- und Vaterlandsiebe zu erwecken. Gleichzeitig bilden die Bücher eine feinsinnige Ergänzung der Reiseführer.

Bisher erschienen:

Die Nordmark (Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck) / Die Nordseeinseln* / Unsere märkische Heimat (Berlin, Brandenburg) / Niedersachsen (Sannover, Braunschweig, Oldenburg, Schaumburg-Lippe, Bremen) / Die rote Erde (Westfalen) / Die Rheinlande (Das Land von Mainz bis zur holländischen Grenze) / Wir Rheinländer (Das Volk) / Das Saarland / Badnerland / Das Schwabenland (Württemberg, Hohenzollern) / Deutsches Alpenland (Oberbayern, Allgäu) / Um Main und Donau (Niederbayern, Oberpfalz, Franken) / Hessen-Darmstadt / Thüringen / Sachsenland (Freistaat u. Provinz Sachsen, Altenburg, Anhalt) / Schlesiens / Schlesiervolk / Die Ostmark (Westpreußen, Posen, Ostpreußen) / Großböhmerland (Deutschböhmen, Nordmähren, südöstl. Schlesiens) / Deutsch-Österreich (Österreich, Steiermark, Tirol) / Kärnten**.

Preis gebunden je 6.50 M., *8.— M., **4.50 M.

In Vorbereitung sind: Hessen-Rassel, Nassauerland, Pommerland, Rheinpfalz, Elsaß-Lothringen.

♦ Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig. ♦

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

5144 Ś



001-005144-00-0